Exeg. 99.

Praktische Einleitung

ins

Alte Testament

von

Immanuel Berger.

Zweyter Theil.

Die historischen Bücher.

Bibliothek. Oberamtac.

Leipzig, 1800
bei Siegfried Lebrecht Crusius.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des zweyten Theils.

Allgemeine praktische Einleitung in die historischen Bücher des A. T. S. XI.

Wie historische Bücher Religionsbücher seyn können? S. XIII. Theokratischer Gesichtspunkt, aus welchem die historischen Bücher des A. T. angesehen werden. S. XV. Sein Ursprung. S. XV. Seine Unzulänglichkeit. S. XX. Werth dieser Bücher für Religionswissenschaft, besonders für religiöse Anthropologie, und für Völkerreligionskenntniß. S. XXII. Verhältniß dieser Bücher zur Sittenlehre S. XXIII. Sie enthalten vorzüglich Völkermoral S. XXIII.

Das Buch Josua.

Rechtfertigung der Religion gegen die Vorwürfe, welche ihr wegen der Unmenschlichkeiten, die unter ihrem Vorwande bey der Eroberung von Palästina begangen wurden, gemacht werden könnten. Sie ward zu einem bloßen Werkzeug der Politik gemißbraucht.

I. Rachab. Cap. II. S. 7.

II. Beschneidung der sämmtlichen Israeliten V, 2 — 9. S. 14.

III. Grausame Politik unter der Hülle der Religion VI. 17. S. 16.

IV. Heiligkeit des Eides C. IX. S. 21.

V. Bestimmung der Cananiter zum Untergange C. XI, 20. S. 25.

VI. Tapferkeit und ihre Belohnung C. XIV, 6—15. XV. 13—19. S. 31.
VII. Ein zweyter Adam XIV, 15. S. 39.
VIII. Religiöser Nationalgeist C. XXII. S. 40.
IX. Erneuerung des Bundes der Israeliten mit Jehova XXIV, 19. S. 49.

Allgemeine Bemerkungen über das Buch Josua S. 51.
Ueber die theokratischen Grundsätze der Israeliten. Sie waren nicht ächt S. 52.
Verbindung der Religion und Politik S. 55.
Patriotismus ist in diesem Buche die einzige Grundlage der Moral S. 56.

Das Buch der Richter.

Es ist zur Ehre der Theokratie geschrieben und ein Denkmal großer Wirkungen der Religion S. 61.
Es ist ein Heldenbuch S. 62.
Ob die letzten fünf Capitel ein bloßer Anhang sind? S. 63.
Der Zweck des Ganzen ist, die nachtheiligen Folgen der Anarchie zu zeigen, und besonders historisch darzuthun, daß Treue gegen die mosaische Religion die Israeliten jedesmal glücklich, Untreue an derselben aber sie unglücklich macht S. 66.
Woher kam dieses? S. 67.
I. Ueber den Hang der Israeliten zur Abgötterey II, 10—21. S. 68.
II. Meuchelmord C. III, 12—30. IV. 17—22. S. 83.
III. Gideon C. VI—VIII. S. 25.
IV. Undank, Eigennutz und Tyranney und ihre Strafe C. IX. S. 101.
V. Verhältniß Jehova's zu den Israeliten X, 6—18. S. 104.
VI. Jefta und sein Gelübde C. XI. S. 108.

VII. Simson C. XIV—XVI. S. 116.
VIII. Verfall der Religion C. XVII, XVIII. S. 121.
IX. Sittenverderben und Anarchie, als die Ursache des Verfalls der Religion und der Sitten C. XIX — XXI. S. 125.

Allgemeine Bemerkungen.
1) Religion von ihrer vortheilhaften Seite und von Seiten ihres Verfalls S. 132.
2) Moralischgute Beyspiele und Beyspiele moralischer Verdorbenheit S. 134.

Das Buch Ruth.
Zeit der Handlung. Verfasser. Zweck. Gesinnungen der handelnden Personen S. 141.
I. Zärtliche Familienliebe und stille Frömmigkeit C. I. S. 142.
II. Recht der Armen Cap. II. S. 147.
III. Ueber weibliche Keuschheit und männliche Grundsätze über die Liebe Cap. III. IV. S. 150.

Die Bücher Samuel.
Sie sind ein Denkmal des politischen Einflusses der Religion S. 167. Sie stehen in genauer Verbindung mit den Büchern der Könige S. 168. Zeit ihrer Abfassung S. 168. Glaubwürdigkeit S. 169. Theokratischer Gesichtspunkt S. 170. Stoff, den sie für Religionswissenschaft, Moral und Dogmatik liefern S. 172.

Das erste Buch Samuel.
I. Jehova Zebaoth I, 3. S. 173.
II. Nachtheil der Vielweiberey und erste Spuren des Mönchthums I, 4 — 16. S. 177.
III. Religiöse Begriffe in Hanna's Liede II, 1—11. S. 182.
IV. Verderbnisse der Hierarchie C. II—IV. S. 187.

V. Aberglaube und schädliche Folgen desselben C. IV — VI. S. 192.
VI. Wiederherstellung der Verehrung Jehova's durch Samuel VII, 2 — 17. S. 197.
VII. Verwandlung der theokratischen Verfassung in eine monarchische Cap. VIII — XII. S. 201.
VIII. Ueber Samuels und Sauls gegenseitiges Verhältniß Cap. XIII — XV. S. 210.
IX. Der böse Geist, welcher Saul beunruhigte XVI, 14. S. 229.
X. Samuel macht David zum Gegenkönig C. XVI. S. 233.
XI. Neid Cap. XVIII, 9. S. 237.
XII. Freundschaft C. XVIII — XX. S. 239.
XIII. Nothlügen XIX, 12 — 17. XX, 28. 29. XXI, 1 — 9. S. 253.
XIV. Sauls Tyranney auf ihrem höchsten Gipfel XXII, 11 — 19. S. 261.
XV. Großmuth und Reue C. XXIV und XXVI. S. 263.
XVI. Rachsucht und Mäßigung C. XXV. S. 268.
XVII. Irreligiosität und Aberglaube in Verbindung Cap. XXVIII. S. 277.
XVIII. Sauls Tod XXXI, 1 — 6. S. 284.

Das zweyte Buch Samuels.

I. Davids weises und edles Betragen bey der Nachricht von Sauls Tode C. I. S. 292.
II. Verbrechen aus Ehrsucht III, 26. XX, 8 — 10. S. 298.
III. Davids Anstalten für den öffentlichen Religionscultus C. VI. VII. S. 302.
IV. Davids Betragen gegen den Sohn seines Freundes C. IX und XIX. 24 — 30. S. 304.
V. Davids Verbrechen C. XI. XII. S. 307.
VI. Verbrechen in Davids Familie und seine Schwäche dabey C. XIII. XIV. S. 319.
VII. Absaloms Empörung und Davids Verhalten dabey Cap. XV — XX. S. 326.

VIII. Eine zweydeutige und verdächtige Anekdote aus Davids Geschichte C. XXI, 1 — 14. S. 337.
IX. Ein religiöses Lied Davids zum Segen über seine Familie XXIII, 1 — 7. S. 343.
X. Zählung des Volks C. XXIV. S. 345.

Die Bücher der Könige.

Ihr genauer Zusammenhang mit den Büchern Samuels S. 351.

Das erste Buch.

I. Salomo's blutiger Regierungsantritt C. I und II. S. 352.
II. Salomo's Weisheit C. III. V. 9 — 14. S. 360.
III. Salomo's Tempelbau und Einweihung C. VI — VIII. S. 365.
IV. Salomo's Untreue gegen seine Religion C. XI. S. 374.
V. Verfall der Religion unter Salomo's Nachfolgern Cap. XII — XIV. S. 376.
VI. Bemerkungen über die weitere Geschichte der Religion und der Sitten und über die jüdischen Meinungen von der Strafgerechtigkeit Gottes C. XIII — XX. S. 378.
VII. Nabots Weinberg C. XXI. S. 384.

Das zweyte Buch der Könige.

Religiöser Gesichtspunkt, unvollkommene Religionsgrundsätze dieses Buchs S. 391. Es hat die Absicht, zu erklären, wie die Israeliten, ungeachtet sie das Volk Gottes waren, so unglücklich seyn konnten S. 392. Die Propheten, wichtige Rolle, die sie in diesem Buche spielen S. 394. Ihre Wunder haben keine so edle Tendenz wie die Wunder Jesu S. 394.
I. Aberglaube und Indifferentismus C. V, 17 — 19. S. 396.
II. Blutiger Religionseifer S. 398.
III. Beyspiel einer rechtmäßigen Revolution C. XI. XII. S. 400.

IV. Seltne Beobachtung eines gerechten und menschlichen Gesetzes C. XIV, 5—7. S. 402.
V. Menschenopfer XVI, 3. S. 405.
VI. Allgemeine Beschreibung des traurigen Zustandes der Religion im Reiche Israel und seine Folgen C. XVII. S. 406.
VII. Vertrauen auf Gott, eine Quelle des Muths und der Rettung C. XVIII — XX. S. 410.
VIII. Wiederfindung des Gesetzbuchs Mosis unter Josia, und seine Reformation C. XXII. XXIII. S. 414.

Die Bücher der Chronik.

Ihr historischer Werth S. 419. Gesichtspunkt, aus dem sie geschrieben sind S. 419.

Das erste Buch.

Die ersten neun Capitel enthalten bloße Geschlechtsregister S. 420. Das zehnte ein Bruchstück aus der Geschichte Sauls S. 421. Die übrigen Nachrichten aus der Geschichte Davids S. 421. Ein edler Zug in Davids religiösem Charakter C. XI, 15 — 19. S. 421. Geschichte des Gottesdienstes unter David C. XV — XVII. S. 423. Der Satan verführt David zur Zählung des Volks Cap. XXI, 1. S. 424. Ein Engel verbreitet die Pest, ebend. S. 425. Ein Beyspiel von den Fortschritten, welche Wundererzählungen machen, wenn sie weiter erzählt werden S. 426. Weitere religiöse Veranstaltungen Davids Cap. XXII. S. 427. Davids edle Aufopferung seines Plans, den Tempel selbst zu bauen S. 429. Davids Organisation des Stammes Levi C. XXIII — XXVI. S. 429. Eine religiöse Völkerversammlung C. XXIX. XXX. S. 430.

Das zweyte Buch.

Es begreift vorzüglich die Geschichte des Reichs Juda, in welchem die Propheten keine so wichtige Rolle spielten, wie im

Reiche

Reiche Israel S. 437. In Salomo's Geschichte wird aller Tadel sorgfältig vermieden S. 438. Sieg der Religion Jehovens C. XIII. S. 440. Assa's religiöse Gesinnungen C. XIV — XVI. S. 440. Josafat braucht die Religion als Triebfeder zur Gerechtigkeitsliebe C. XVII — XX. S. 442. Jehoram war irreligiös und zugleich ein moralisches Ungeheuer C. XXI. S. 445. Joasch Gleichgültigkeit gegen die Religion und ihre Folgen C. XXIV. S. 445. Ussias und Jothams Regierung glücklich durch ihre Religiosität C. XXVI. XXVII. S. 447. Hiskias Wiederherstellung des Ceremoniendienstes C. XXIX — XXXII. S. 448. Manasse ward erst durch Unglück zur Religion Jehovens zurückgeführt S. 449. Letzter Glanz der Religion unter Josia S. 449. Untergang des Reichs der Juden durch Irreligiosität C. XXXVI. S. 450.

Allgemeine Bemerkungen über die Bücher Samuel, der Könige und der Chronik S. 451.

In wiefern diese Bücher für Religionsbücher anzusehen und als solche zu gebrauchen sind? S. 453.

Lehren über Religion in diesen Büchern S. 455.

Lehren, welche die Moral betreffen S. 462.

Das Buch Esra.

Wirkung des babylonischen Exils auf die religiösen Gesinnungen der Israeliten S. 471. Kraft der gedrückten Religion S. 472.

I. Ueber die Religiosität der Geschichtschreiber und ihren Werth C. I, 1 — 3. S. 476.

II. Spuren der persischen Religion in dem Befehl des Cyrus C. I, 2 — 4. S. 478.

III. Religiöse Freygebigkeit und ihr Werth C. I, 4 — 6. S. 479.

IV. Erste Spuren der religiösen Pedanterey der Juden Cap. III. S. 481.

V. Religionsneid und Haß C. IV. S. 483.
VI. Erfüllte Weißagungen zweyer Propheten C. V. VI. S. 486.
VII. Esra kehrt, durch Religion geleitet, in sein Vaterland zurück C. VII. VIII. S. 488.
VIII. Mißverstandener Religionseifer C. IX und X. S. 490.

Das Buch Nehemia.

Dies Buch ist ein Denkmal der Wirksamkeit der Religion auf das menschliche Herz S. 495.
I. Nehemias Entschluß, seinem Vaterlande beyzustehen, durch Gebet gestärkt C. I und II. S. 497.
II. Nehemias Verhalten gegen seine Feinde, und seine Beurtheilungsgründe falscher Offenbarungen als Kriterien aller Offenbarung C. III, 33. IV und C. VI. S. 502.
III. Nehemias edle Uneigennützigkeit C. V. S. 508.
IV. Jüdische Meinungen von der göttlichen Gerechtigkeit und ihrer Verwaltung C. IX. S. 513.
Allgemeine Bemerkungen über die Bücher Esra und Nehemia S. 515.

Das Buch Esther.

Es ist kein Religionsbuch für uns S. 521. Daß es aber die Juden dafür annahmen, ist sehr natürlich S. 522. Es ist dessen ungeachtet merkwürdig als eine Vertheidigungsschrift der Juden S. 525. Doppelte Ausgabe desselben S. 526. Mardachais Träum S. 527. Schwelgerey des Hofes zu Susa und Folgen derselben S. 528. Geringschätzung des weiblichen Geschlechts S. 529. Despotismus, als eine natürliche Folge davon S. 531. Gründe von Hamans und Mardachais Betragen S. 532. Religiöse Gründe, welche dem Betragen des letztern und der Esther untergelegt werden S. 534. Offenheit bey der Hofkabale S. 535. Esthers Betragen S 537.

Allgemeine

praktische Einleitung

in die

historischen Bücher des Alten Testaments.

Ein beträchtlicher Theil der Sammlung unsrer heiligen Religionsschriften besteht aus historischen Büchern, welche die Begebenheiten des Volks erzählen, aus dessen Schooße unsre Volksreligion hervorgieng. Es ist, im Allgemeinen betrachtet, schwer einzusehen, wie Bücher dieser Art Religionsbücher seyn können. Die Religion ist, in so fern sie in Büchern vorgetragen werden kann, eine Lehre oder ein Inbegriff von Lehren, aber keine Erzählung, sie besteht in einer Folge von Glaubenssäzzen, aber nicht von Begebenheiten. Zwar giebt es auch eine Art des Religionsglaubens, die sich auf Begebenheiten gründet. Viele Menschen haben von jeher das Daseyn höherer Wesen aus keinem andern Grunde geglaubt, als weil man ihnen Geschichten erzählt hat, nach welchen jene Wesen entweder einzeln oder in mehrerer Zahl ihre Wirksamkeit geäußert und dabey diese oder jene Eigenschaften gezeigt haben sollen, aus welchen sie sich denn einen Begriff von der Gottheit oder den Gottheiten zusammensetzten, die sie annahmen

nahmen und verehrten. Eine solche historische Religion hat von jeher bey weitem der größte Theil des Menschengeschlechts gehabt, und man würde in der That die Erfahrung für eine Hauptquelle der Religion halten können, wenn nicht jenen aus Erzählungen geschöpften Religionsbegriffen, eine von vielen Tausenden freilich nur dunkel gedachte Vernunftidee, von einem höhern Wesen überhaupt und von dem Bedürfnisse, welches jeder Mensch hat, ein solches anzunehmen, um den Kreis seiner Vorstellungen zu vollenden und zu einem Ganzen zu machen, zum Grunde läge. Es läßt sich also allerdings die Religion in ein historisches Gewand gekleidet denken, und so könnten gar wohl Geschichtsbücher zugleich Religionsbücher seyn.

Aus diesem historischreligiösen Gesichtspunkte hat man gewöhnlich die historischen Bücher des A. T. betrachtet. Man hat sie für Urkunden angesehen, welche glaubwürdige Nachrichten von dem Verhalten Gottes gegen ein Volk, das er sich besonders zu leiten und zu regieren vorbehalten hatte, mittheilen, und man hat sich nach diesem Verhalten Begriffe von Gottes Eigenschaften und seiner Handlungsweise bilden zu können geglaubt. Da Gott in diesen Büchern als oberster Regent des israelitischen Volks dargestellt wird, und alle seine Unternehmungen

gen in Beziehung auf diese Vorstellungsart betrachtet werden, so ist der Hauptbegriff dieser Bücher der von einer Theokratie, und aus diesem theokratischen Gesichtspunkte wird alles von den israelitischen Geschichtscheibern angesehen.

Dieser theokratische Gesichtspunkt verdient daher eine etwas genauere Betrachtung und es muß sorgfältig untersucht werden, in wiefern wir denselben auch zu dem Unsrigen machen können? Wir haben bey 2 B. Mos. XIX, 3—8. Th. I. S. 251 f. gesehen, daß Moses seinem Volke eine große Wohlthat erzeigte, indem er der Verfassung desselben den Begriff der Theokratie zum Grunde legte, nach welchem alle Gesetze desselben für göttlich erklärt wurden, und dadurch das Ansehen, dessen sie bedurften, auf die zweckmäßigste Weise erhielten. In seinen letzten Reden, welche wir im fünften Buche Mosis finden, verheißt er demselben auch die fernere Leitung Gottes, und verweist sie besonders Cap. XVIII, 15. auf einen großen Propheten, wie er selbst gewesen war, durch welchen der Herr das Volk ferner leiten würde. Moses selbst versicherte das Volk, zu alle demjenigen, was er dasselbe unternehmen ließ, göttliche Befehle erhalten zu haben, und sprach daher nie, daß er, sondern immer, daß Jehova es aus Egypten geführt habe.

habe. Dies machte die Vorstellung herrschend, daß das israelitische Volk unter der besondern Regierung Jehova's stünde. Zwar glaubten bey weitem nicht alle Israeliten daran, denn wie hätten sie sonst so oft ihrer Religion abtrünnig werden können? Aber von zwey der wichtigsten und einflußreichsten Classen unter dem Volke ward doch diese Gottesherrschaft standhaft behauptet, von den Priestern, die im Besitz eines Orakels, des Urim und Thummim waren, vermittelst dessen sie Befehle im Namen Gottes bekannt machten, und den Propheten, welche sich besonderer Offenbarungen und Eingebungen rühmten. Aus der Classe der letztern war Samuel, welcher auf Verlangen des Volks die bisherige demokratische Verfassung desselben zuerst in eine monarchische verwandelte, dabey aber sehr nachdrücklich dafür sorgte, daß die Meinung, Jehova regiere das Volk insbesondere, nicht allein herrschend blieb, sondern den Israeliten noch tiefer, als bisher, eingeprägt wurde, indem alle Könige ihr Ansehn bloß darauf gründeten, daß sie Gesalbte des Herrn hießen.

Aus einer von diesen beyden Classen, vorzüglich aus der prophetischen, waren die Männer, denen wir die historischen Bücher des A. T. verdanken. Sie legten daher jenen theokratischen Gesichtspunkt ihren

Er-

Erzählungen überall zum Grunde, und betrachteten alle Begebenheiten des Volks aus demselben. Es ist dieses in ihren Schriften die einzige Spur von einem Bestreben nach einer pragmatischen Methode, das einzige Merkmal, daß sie eine Ahndung von dem Gedanken hatten, daß es die Pflicht eines Geschichtschreibers sey, die Begebenheiten nicht bloß hinzustellen, sondern sie auch aus ihren Quellen abzuleiten. In jeder andern Rücksicht sind ihre Erzählungen bloß Chroniken- und Legendenmäßig. Sie wichen dadurch freylich ebenfalls sehr von einer richtigen historischen Methode ab, indem sie die Begebenheiten nicht aus ihren nächsten Ursachen ableiteten, sondern sie gleich auf die höchste und letzte, auf die Wirksamkeit Gottes zurückführten. Es war aber dieses ein der alten Welt gemeinschaftliches unlogisches Verfahren. Man schrieb im gesammten Alterthume nicht allein alle diejenigen Ereignisse, deren Ursachen man nicht ergründen konnte, der Wirksamkeit höherer Wesen zu, sondern auch solche, deren Ursachen man leicht hätte ergründen können. Man wollte sich theils nicht die Mühe geben, sie zu erforschen, theils glaubte man dadurch einen Beweis von seiner Frömmigkeit zu geben, wenn man alles unmittelbar auf die Gottheit bezog.

Hieraus läßt sich der Werth jener theokratischen Ideen und ihrer Anwendung in der israelitischen Geschichte leicht beurtheilen. Es ist eine unzweifelhafte Wahrheit, daß alle menschliche Begebenheiten unter der Leitung der Vorsehung stehen, daß vorzüglich solche Begebenheiten, von welchen das Schicksal ganzer Völker abhängt, von ihr gelenkt werden, daß vor allen andern ein Volk, welches auf die ganze Menschheit den größten Einfluß gehabt hat, ein Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit und Fürsorge seyn mußte. Aber auf welche Art Gott das jüdische Volk regierte, was er bey den Leitungen desselben für Absichten hatte und wie er dieselben durch die Schicksale dieses Volks erreicht habe, dies zu bestimmen, vermögen menschliche Kräfte nicht und vermochten es noch weit weniger zu den Zeiten der israelitischen Geschichtschreiber, als zu den Unsrigen, da der Plan der Vorsehung mit der Menschheit und insbesondere mit dem jüdischen Volke schon ungleich weiter entwickelt vor uns liegt, als damals. Denn so tief die israelitischen Geschichtschreiber auch die Quellen ihrer Begebenheiten zu schöpfen scheinen, so nehmen sie bey ihrer theokratischen Betrachtungsart derselben doch immer noch sehr eingeschränkte Absichten Gottes an. Sie kannten keinen höhern Zweck als die Erfüllung des mosaischen Gesetzes.

setzes. Alle Schicksale der Israeliten zweckten nach ihrer Meinung darauf ab, das Volk zu Erfüllung dieses Gesetzes anzuhalten, oder wegen der Vernachlässigung desselben zu bestrafen. Gott selbst hielt aus einem gewissen Eigensinn, der nur hier und da etwas weiter dadurch erklärt wird, daß er es seiner Ehre halber gethan habe, so streng auf die Befolgung dieses Gesetzes, so wie er sich überhaupt der Israeliten blos deswegen annahm, weil er es ihren Voreltern versprochen hatte. Die Absicht, welche Gott in den Geschichtsbüchern der Israeliten zugeschrieben wird, war also doppelt: 1. daß die Israeliten das mosaische Gesetz erfüllen sollten; 2. daß Gott seine ihren Vätern gegebenen Verheißungen erfüllen und ihre Nachkommen in beständigem blühenden Wohlstande erhalten wollte. — Beyde Absichten waren schwer mit einander zu vereinigen, da die Israeliten jedesmal, wenn sie sich wohl befanden, das Joch des mosaischen Gesetzes abzuwerfen suchten. Sie wurden also im Ganzen genommen nur sehr wenig erreicht, da die Eine immer der Andern entgegenarbeitete, und Gott immer entweder die Israeliten wegen Vernachlässigung seines Gesetzes strafen, oder durch seinen Segen diese Vernachlässigung veranlassen mußte. Unstreitig würden die israelitischen Geschichtschreiber selbst erkannt ha-

ben,

ben, wie wenig ausreichend diese Erklärungsprincipien der Schicksale ihres Volks waren, wenn sie in spätern Zeiten gelebt hätten. Denn nach dem Babylonischen Exil hiengen die Juden mit unerschütterlicher Treue an dem mosaischen Gesetze, wie sie es auch noch thun, so weit es ihnen die Umstände erlauben. Dessen ungeachtet erreichte ihr Volk nie wieder den Wohlstand, welchen es in jenen Zeiten hatte, da es gegen sein Gesetz so zweydeutig und treulos gesinnt war.

Wir sehen dagegen, daß die Vorsehung auf dem Wege, welchen sie das jüdische Volk leitete, ungleich größere und wichtigere Absichten erreicht hat, als die gewesen wären, die Beobachtung des mosaischen Gesetzes und die Ehre, welche ihr dadurch erzeigt werden konnte, zu befördern. Es gieng aus dem Schooße des jüdischen Volks eine Religion hervor, welche im Kurzen die Religion des vorzüglichsten Theils der Menschheit wurde. Durch die Religionsideen, welche die Israeliten schon früher gehabt hatten und welche die Keime ihrer vollkommnern Begriffe enthielten, ward ihr Eingang verschafft, und durch die Zerstreuung der Israeliten unter alle Völker ihre Ausbreitung befördert.

Hieraus erhellt, daß wir bey dem eingeschränkten theokratischen Gesichtspunkte, welchen die israeli-

schen Geschichtschreiber gefaßt hatten, unmöglich stehen bleiben können, sondern die israelitische Geschichte aus höhern Gesichtspunkten betrachten müssen. Wir können daher auch die Meinungen, welche jene Geschichtschreiber von dieser Theokratie äußern, unmöglich für objektive Belehrungen über das Verhalten Gottes gegen das jüdische Volk und seine Absichten dabey gelten lassen, sondern wir werden sie nur für *subjektive* Vorstellungsarten ansehen können.

Was von der vornehmsten und herrschenden Religionsidee dieser Geschichtsbücher gilt, das läßt sich noch weit sichrer von den minder wichtigen, die zum Theil ganz von jener abhängen, behaupten, so daß wir also diese Bücher überhaupt nicht als Quellen einer historischen Religionsbelehrung betrachten können, aus welchen sich objektive Bestimmungen unsers Religionsglaubens schöpfen ließen. Es wird also am besten seyn, jenen theokratischen Gesichtspunkt ganz fahren zu lassen, da ohnehin die meisten Beurtheiler der israelitischen Geschichte durch denselben irre geführt und veranlaßt worden sind, manches zu billigen, was sich vor der gesunden Vernunft nicht verantworten läßt, und manches zu verwerfen, was derselben völlig gemäß ist.

Nichts destoweniger behalten diese Bücher für die Religionswissenschaft immer noch ungemein vielen Werth. Denn wenn wir auch aus ihnen keine Belehrungen über den Inhalt der Religion selbst schöpfen können, so enthalten sie deren desto mehr über das Verhältniß der Religion zu der Menschheit überhaupt, und zu einzelnen Menschengattungen insbesondre. Sie liefern ungemein reichhaltigen Stoff für die bis jetzt sehr mit Unrecht vernachlässigte religiöse Anthropologie, welche unstreitig einer der wichtigsten Theile der allgemeinen Religionswissenschaft seyn dürfte.

Durch diese Bücher wird das Alte Testament ein Lehrbuch der Völkerreligion, indem sie uns durch die wichtigsten Begebenheiten zeigen, welchen Einfluß religiöse Begriffe und Meinungen auf Völker und ihre Schicksale haben können. Wie wichtig eine solche Belehrung für alle Zeiten und besonders für unsre Tage sey, in welchen wir immer noch die Religionsmeinungen den größten Einfluß auf das Schicksal ganzer Völker behaupten sehen, braucht kaum erinnert zu werden. Von dieser Seite betrachtet, dürften die historischen Bücher des A. T. für Religionsbücher von der größten Wichtigkeit zu halten seyn, und ihren Platz vollkommen neben den andern Büchern der heiligen Schrift behaupten. Bey den

ein=

einzelnen Büchern wird dieses noch ausführlicher gezeigt werden.

Mit der Sittenlehre stehen diese Bücher ungefähr in demselben Verhältnisse. Es läßt sich kein andrer praktischer Zweck denken, welchen ihre Verfasser haben konnten, als ihre Leser, unter welchen sie sich keine andern als Israeliten dachten, zur Haltung des mosaischen Gesetzes durch Vorstellung der guten Folgen der Treue gegen dasselbe, und der Strafen seiner Vernachlässigung zu bewegen. Die verheißenen Belohnungen und Strafen beziehen sich aber überhaupt auf das ganze Volk, welches durch die Religiosität seiner Individuen beglückt, und durch ihre Irreligiosität ins Verderben gestürzt werden sollte. Jeder einzelne Israelit sollte also durch diese Bücher bewogen werden, um des Wohls seines Volks willen dem mosaischen Gesetze treu zu seyn. Mithin kann man sagen, daß Patriotismus in diesen Büchern das Princip der Tugend und Sittlichkeit überhaupt ist. Da es aber ein durchaus individueller israelitischer Patriotismus ist, welchen sie voraussetzen, so können sie in dieser Rücksicht keine allgemeine moralische Vorschriften geben.

Mehr aber als Sittenlehren enthalten diese Bücher Sittenspiegel in den mannigfaltigsten Charakteren,

rakteren, Begebenheiten und Handlungen. Sie legen der moralischen Urtheilskraft mancherley Probleme vor, an denen sie ihre Grundsätze prüfen und ihren Scharfsinn üben kann. Die Moral, für welche sie in dieser Rücksicht den reichhaltigsten Stoff liefern, ist auch mehr Völkermoral als Moral für einzelne Individuen. Sie sind hierin fast einzig in ihrer Art. Denn in keiner andern Art von Geschichtbüchern finden wir die Vorstellungsart, welche in diesen herrscht, nach welcher ganze Völker als moralische Personen betrachtet werden, in dem Grade der Ausbildung. Noch mehr werden wir dieses jedoch in den Propheten finden, in welchen die meisten Völker ebenfalls als Personen betrachtet und angeredet werden. Die Ursache hiervon war keinesweges eine solche Abstraktion, wie unsre Natur- und Völkerrechtslehrer zu machen pflegen, sondern weil die meisten Völker aus Familien entstanden waren. Freylich ist das Verfahren, welches die Völker in diesen Geschichten beobachten, größtentheils nichts weniger als musterhaft. Aber die Erfahrungen, welche sie machen, sind lehrreich. Besonders lehrreich sind diejenigen Erfahrungen, welche das israelitische Volk in Rücksicht der verschiedenen Verfassungsformen machte, die es während der Periode, deren

Geschichte hier erzählt wird, fast alle durchgieng. Aus der kriegerischen Verfassung eines wandernden und erobernden Volks, in welcher wir es unter Josua auftreten sehen, versank es sehr bald in eine schlaffe und oft anarchische Demokratie, die nur dann einige Kraft erhielt, wenn sich Helden an die Spitze des ganzen Volks stellten, die aber doch nie sich willkührlich zu Despoten machten. Das immer sich erneuernde Bedürfniß einer Regierung gab dieselbe endlich eine Zeitlang in die Hände der Priester, die sie unter Eli nach der Weise eines sehr verdorbenen Aristokratismus handhabten, und dem Volke die Regierung des Propheten Samuel sehr wohlthätig erscheinen lassen mußten. Der Mißbrauch, welchen seine Söhne von dem Ansehen, welches sie durch ihren Vater erhalten hatten, machten, warf endlich das ganze Volk der Monarchie in die Arme, die ihrer ursprünglichen Anlage nach sehr gemäßigt seyn sollte und dann wirklich die wohlthätigste Verfassung für das Volk war, aber nur zu oft in Despotismus ausartete, bis endlich auch sie durch äußere politische Verhältnisse ihre Kraft verlor, die ganze Verfassung des Volks zertrümmert und endlich nur unter der Form einer Provinz eines großen Reichs wieder hergestellt ward, deren Schicksal von Kabalen des Hofes und den Gesinnungen seiner Statt-

halter abhängig wurde. Bey alle diesen Veränderungen blieb die Idee van Theokratie die sanktionirende Kraft der Staatsgewalt, und ein in der ursprünglichen Familienverfassung begründetes Föderalsystem der verschiedenen Stämme lag allen Verfassungen unter verschiedenen Gestalten zum Grunde. — Aus dieser Skize der Verfassungsformen des israelitischen Staats läßt sich leicht abnehmen, wie mannigfaltig die Erfahrungen seyn müssen, welche sich bey der Beobachtung derselben einsammeln lassen.

Dies sind kürzlich die Hauptgesichtspunkte, auf welche wir bey einem jeden dieser Bücher unsre Aufmerksamkeit richten werden, und die uns eine reichhaltigere Beute für Religions- und Sittenlehre versprechen, als man selbst sonst bey der theokratischen Betrachtungsart zu machen Gelegenheit gehabt hat.

Das

Buch Josua.

Das Buch Josua.

Dieses Buch, von welchem es bekannt ist, daß ihm Josua als der Held, nicht als der Verfasser desselben seinen Namen gegeben hat, enthält die Geschichte einer der schrecklichsten Katastrophen, welche sich je *im* Laufe menschlicher Begebenheiten zugetragen haben. Ein Land, dessen Bewohner sehr zahlreich waren, sich in einem blühenden Wohlstande befanden, und auf einer beträchtlichen Stufe der Cultur standen, ward von einem Volk überschwemmt und in Besitz genommen, das die Eingebohrnen nicht unterdrückte, nicht zu Sklaven machte, nein, sie planmäßig ausrottete. Den ungeheuern Abscheulichkeiten, welche dabey begangen wurden, mußte die Religion zum Vorwande dienen. Daher ist dieses Buch für die allgemeine Religionsgeschichte höchst merkwürdig, indem es ein Denkmal einer der größten Wirkungen ist, welche jemals vermittelst der Religion bewerkstelligt wurde.

Es ist vergebens dieses unserm Zeitalter zu verbergen, und eben so vergebens, die Greuel, welche bey der Eroberung Kanaans begangen wurden, dadurch zu rechtfertigen, daß sie unter dem Vorwande der Religion geschehen. Die Thaten, wodurch die friedlichen Bewohner eines Landes von einem Volke vertilgt wurden, dem dieselben nie etwas zuwider gethan

hatten, sind zu abscheulich, das Blut der ermordeten Wehrlosen und Unschuldigen, welches dabey vergossen wurde, ruft zu stark zu der fühlenden Menschheit, als daß man seinen Blick nicht mit dem größten Abscheu davon hinweg wenden sollte. Aber wem soll man darüber einen Vorwurf machen? Man rufe nicht sogleich Tantum religio potuit suadere malorum! Die Religion an sich, d. h. die wahre im Herzen des Menschen und in seinem Verstande begründete und von der Vorsehung durch die wichtigsten Voranstalten entwickelte und beförderte Religion, war es gewiß nicht, welche solche Greuel befahl oder sie verordnete. Auch war es nicht die ächte mosaische oder die patriarchalische Religion, welche Moses seinem Volke beygebracht hatte. Denn ein solches unmenschliches Verfahren, als die Israeliten gegen die Bewohner Kanaans beobachteten, folgt keinesweges aus den Grundsätzen derselben. Religion war dabey bloß ein Werkzeug einer grausamen Politik, so wie sie es oft hat seyn müssen. Hätte Religion immer die Politik gelenkt, o gewiß längst hätte dieser Erdball in Ansehung der allgemeinern Verhältnisse die Verfassung der besten Welt; aber oft ward die Religion von der Politik herrschsüchtig behandelt, und dann wurden gewöhnlich die größten Abscheulichkeiten unter dem Vorwande der gemißhandelten und gemißbrauchten Religion verübt. Muß doch in unsern Tagen oft Freyheit der Deckmantel der abscheulichsten Tyranney seyn; so war oft die Religion, welche Menschlichkeit gebietet, in den Tagen der Vorwelt der Vorwand der größten Unmenschlichkeiten.

Wir haben schon mehrmals bey den mosaischen Büchern bemerkt, daß Moses bey alle den großen und erhabnen Eigenschaften, welche wir an ihm bewundert haben, den Fehler hatte, daß er neben seinem edlen und uneigennützigen Patriotismus, wenig oder gar keinen Kosmopolitismus besaß. Wo es auf den Vortheil seines Volks ankam, da mußte bey ihm das Wohl der ganzen Welt weichen. Große Männer gehn gewöhnlich eben so weit in ihren Fehlern als in ihren Tugenden. Wahrscheinlich hätte Moses, wenn es darauf angekommen wäre, das ganze übrige Menschengeschlecht zu vertilgen, um sein Volk glücklich zu machen, es ohne Bedenken geopfert, so bald er es gekonnt hätte. Dieser Fehler läßt sich mit nichts entschuldigen als damit, daß es der allgemeine Fehler der alten Welt war, die fast keine andre Tugend kannte als Vaterlandsliebe, wenigstens nichts für Tugend erkennen konnte, was mit dieser auf irgend eine Weise in Collision kam. Moses erhob sich in so vielen andern Rücksichten über sein Zeitalter, in dieser allein war er es nicht vermögend.

Dieser Denkungsart gemäß suchte Moses sein Volk von allen andern Völkern abzusondern, um es über dieselben zu erheben. Das vorzüglichste Mittel, dessen er sich hierzu bediente, war die Religion; durch sie sollten sich die Israeliten von allen andern Völkern unterscheiden. Aber es war auch nöthig, daß sie das Land, welches sie in Besitz nahmen, allein bewohnten, um ihre Individualität behaupten, um nach dem Plan, welchen ihnen Moses vorgezeichnet hatte, zu der Größe gelangen zu können, zu welcher er sie bestimmt

hatte. Das war der Hauptgrund, um dessenwillen nach Moses Verordnung alle in Palästina wohnenden Völker vertilgt werden mußten. Eben so nöthig schien dieses um der Religion willen zu seyn, damit die Israeliten durch sie nicht von ihrer Religion abgezogen würden, und also das sie von allen andern Völkern unterscheidende Merkmal verlöhren. Was also eigentlich Wirkung der Politik war, dem mußte die Religion allein zum Vorwande dienen. Auch mußte sie es allein sanktioniren. Denn immer werden nur die Befehle zur Vertilgung der Völker im Namen Jehovahs, und unter seiner willkührlichen Autorität gegeben. Nie wird der politischen Gründe derselben gedacht, so wie überhaupt nur selten Gründe angegeben werden.

Was man also versucht seyn möchte der Religion vorzuwerfen, war eigentlich ein Fehler des Geistes jenes Zeitalters, dem selbst der Geist Moses zu schwach war und ihm unterliegen mußte. Josua, der eigentlich alles dieses ausführte, ward ganz durch Moses geleitet, und handelte unverrückt nach seinen Grundsätzen, daher wir ihn nur als Werkzeug zu betrachten, und die Quelle aller der Barbareyen, welche durch ihn verrichtet wurden, bey jenem zu suchen haben.

Wir wenden also unsern Blick, sollte es auch mit thränendem Auge seyn, von jenen unter dem Vorwande der Religion begangenen Abscheulichkeiten ab, und finden die Religion selbst vollkommen dabey gerechtfertigt. Wir lernen bloß aus der Bemerkung, welche Schändlichkeiten eine mißgedeutete und gemißbrauchte

Religion

Religion hervorbringen kann, wie wichtig eine wahre, aufgeklärte und auf ächte moralische Grundsätze sich stützende Religion sey.

Hiernächst hat das Buch noch vielen historischen Nutzen, indem es eine der beträchtlichsten Lücken der israelitischen Geschichte ausfüllt, und uns von der Ausführung aller der großen Unternehmungen Nachricht giebt, welche Moses nach den Büchern, welche seine Geschichte enthalten, vorbereitet hatte. Die Thaten, welche die Israeliten unter Josua, freylich nach ganz falschen Grundsätzen ausführten, blieben nichts desto weniger in der Hand der Vorsehung, die auch die Fehler der Menschen zu Ausführung ihrer großen Absichten zu nutzen weis, ein Mittel zu Erreichung von Zwecken, welche der ganzen Menschheit, deren Rechte in diesem einzelnen Falle so sehr gekränkt wurden, im Ganzen heilsam wurden.

Ausserdem enthält dies Buch noch manche einzelne Begebenheiten, Bemerkungen und Charaktere, welche uns zu praktischen Lehren leiten werden.

I. Rahab. Cap. II.

Eine Person, welche in dieser Geschichte eine nicht ganz unbedeutende Rolle spielt, und auch durch mehrmalige Erwähnungen in andern Büchern der heiligen Schrift merkwürdig ist, war Rahab. Sie trug nicht wenig dazu bey, die Israeliten in den Besitz ihres Landes zu setzen, indem sie ihnen zu der Eroberung einer der ersten und wichtigsten Städte desselben behülflich war, und ihnen zuerst den erschrocknen und verzagten Gemüthszustand der Einwohner des Landes

bemerkbar machte, welcher gewiß sehr viel dazu beytrug, ihnen ihre Siege zu erleichtern. Sie ward in der Folge die Gattin eines angesehenen Israeliten, und dadurch eine von den Stammmüttern des berühmtesten Geschlechts der israelitischen Könige, des Davidischen. Im neuen Testament wird ihr Beyspiel zweymal angeführt, das eine mal Hebr. XI. 31 um die Wirksamkeit des Glaubens, das andre mal Jak. II. 25 um den Erfolg eines wirksamen Glaubens zu erläutern.

Alles dieses hat die ältern Ausleger zu einem Fehler verleitet, den sie in Ansehung der Personen, welchen in der Bibel einige Wichtigkeit beygelegt wird, sehr oft zu begehen pflegen. Sie haben ihren Charakter falsch beurtheilt, und ihn auf alle Weise gegen die Anklagen, welche ihre Geschichte wider denselben enthält, zu rechtfertigen gesucht.

Sie wird sowohl im alten als neuen Testamente mit einem Worte bezeichnet, welches der gewöhnlichsten Bedeutung nach eine öffentliche Buhlerin anzeigt. Dies hat man anders zu deuten versucht, allein schon der Ritter Michaelis widerlegt diese Deutung ziemlich derb. Er sagt: »Man hat sich sehr bemühet, »Rahab von dem Vorwurf, eine Hure gewesen zu »seyn, los zu machen, und sie in eine Gastwirthin zu »verwandeln: allein das hebräische Wort sagt nichts »anders, und man kann es desto weniger durch Gastwir»thin übersetzen, weil wir in der Zeit, in welche diese »Geschichte gehört, noch nichts von Wirthshäusern »finden: Reisende kehrten entweder nach dem in jenen »Gegenden gebräuchlichen Recht der Gastfreyheit bey

»jedem

»jedem Unbekannten ein, und wurden gemeiniglich »wohl aufgenommen, oder sie blieben, und das selbst »in Städten, unter freyem Himmel. Vielleicht hat »man sich nicht so wohl daran gestoßen, daß Rahab, »die im neuen Testament rühmlich erwähnt wird, vor»hin unzüchtig gewesen ist, denn eine unzüchtige Per»son kann sich ja bekehren: sondern daß die Kund»schafter bey einer Hure einkehren. Diese stellt man »sich gemeiniglich als fromme und heilige Leute vor, »und dann ist es einem anstößig sie in einem solchen »Hause anzutreffen. Man glaubt wohl gar, man sey »es der Religion schuldig, sie aus einem übelberüchtig»ten Hause weg und in ein ordentliches Wirthshaus »zu bringen. Allein, wie schon gesagt, ordentliche »Wirthshäuser gab es in der Zeit nicht, und wer auf »Auskundschaften des Landes ausgieng, also sich ge»wiß nicht zu erkennen geben, auch wohl nicht auf »öffentlicher Straße übernachten durfte, wie sonst wohl »andre Reisende thaten, mußte in ein solches Haus ein»kehren, in dem man sich nicht genau nach dem Gewerbe »der Fremden erkundiget. — Aber was hat man für »Ursache sich die beyden Kundschafter als fromme und »heilige Leute vorzustellen? Zu einer solchen Expedi»tion wählet ordentlich der General nicht den frömm»sten, nicht den, von dem er am gewissesten weis, daß »er ein Wiedergebohrner ist, sondern einen verschmitz»ten Kerl, von dem er nur versichert ist, daß er gegen »ihn, oder gegen sein Volk Treue habe. — Die sich »hier so viele Schwierigkeiten machen, thun wirklich, »als wenn sie in ihrem Leben keinen Spion gesehen »hätten.« Dieser Erinnerungen ohngeachtet giebt sich

Hezel in seinen Anmerkungen zu diesem Kapitel die undankbare Mühe, die israelitischen Kundschafter wenigstens von dem Verdachte mit vielen Gründen zu befreyen, daß sie sich auf eine verbotne Weise mit der Hure etwas zu schaffen gemacht hätten.

Eben so wenig hat man Ursache, die Handlung der Rahab zu rechtfertigen, oder wohl gar für lobenswürdig zu halten, weil dem Volke Gottes damit ein Gefallen geschahe. Sie wird in unserer Stelle bloß einfach so erzählt: Rahab hatte die Kundschafter in ihr Haus aufgenommen, und als der König von Jericho ihr befehlen ließ, sie heraus zu geben, hatte sie dieselben versteckt, und sagte die Unwahrheit: daß sie wieder weggegangen wären. Dadurch rettete sie dieselben. Als Bewegungsgrund zu dieser Handlung gab sie gegen die Kundschafter selbst die Ueberzeugung an, daß die Israeliten ihre Landsleute besiegen würden, weil sie unter dem Schutze eines sehr mächtigen Gottes stünden, und ihr Volk aufs äusserste vor demselben erschrocken und muthlos geworden wäre. Im neuen Testamente braucht der Verfasser des Briefs an die Hebräer sie als ein Beyspiel, um zu zeigen, wie der Glaube gute Folgen haben könne. Jakobus hingegen faßt die Begebenheit von einer andern Seite, und zeigt, daß der bloße Glaube an die Macht Jehovas ihr nicht geholfen hätte, wenn sie nicht demselben zufolge den Kundschaftern thätige Dienste geleistet hätte. Da es überall nur äußere und zeitliche Vortheile waren, welche ihr ihr Glaube und ihre Handlungen zuwege brachten, so kann man gar nicht sagen, daß ihre That irgend in der heil. Schrift gebilligt wer-

de,

de, sondern es wird in jenen Stellen nur an ihrem Beyspiele gezeigt, daß und wie der Glaube auch in zeitlichen Angelegenheiten nützlich werden könne.

Ihr Glaube hatte auch gar nichts verdienstliches als Glaube betrachtet. Denn er gründete sich auf das bey der damaligen Welt herrschende Vorurtheil, daß der Gott desjenigen Volks der höchste und mächtigste sey, welches die größten und glücklichsten Unternehmungen ausführte. Rahab hatte von den großen Thaten der Israeliten gehört, und schloß daraus, daß der Gott derselben vorzüglich mächtig seyn müsse, und daß daher von einem Volke, welches von einem so mächtigen Gotte beschützt würde, alles zu fürchten sey. Um dieses Vorurtheils willen glaube ich ihr daher nicht einen Funken von dem Wahrheitssinn zuschreiben zu dürfen, den man an ihr gerühmt hat. Sie handelte auf alle Fälle klug. Gesetzt auch daß die Israeliten geschlagen wurden, so hatte sie deshalb nichts von ihren Landsleuten zu besorgen, so bald ihre That unentdeckt blieb, und wenn sie siegten, so hatte sie die größten Vortheile zu erwarten.

Ihre Handlung bleibt allemal eine Lüge. Man hat diese Lüge gewöhnlich unter die Rubrik der Nothlügen zu bringen gesucht. Ohngeachtet ich nun nicht zu den strengen Moralisten gehöre, welche Nothlügen in keinem Falle für erlaubt halten wollen, weil ich höhere Pflichten kenne als die Pflicht der Wahrhaftigkeit, die in verschiednen Fällen einen sehr verschiednen Grad von Verbindlichkeit hat; so möchte ich doch diese Lüge nicht für eine erlaubte Nothlüge halten.

Ich halte die Wahrhaftigkeit nur darum, und in so fern für eine Pflicht, als Andre dadurch in den Stand gesetzt werden, rechtmäßig zu handeln, sobald aber die Sache entweder gleichgültige Dinge betrift, bey welchen von Pflicht gar nicht die Rede ist, welches bey Scherz- und Höflichkeitslügen der Fall ist, so halte ich eine Unwahrheit für gleichgültig und erlaubt. So bald ich überzeugt seyn kann, daß der Andre von der Wahrheit, die er von mir wissen will, einen übeln Gebrauch machen, und entweder pflichtwidrig gegen sich selbst oder gegen andre handeln würde, so halte ich es nicht allein für erlaubt, sondern für Pflicht, ihn durch eine Unwahrheit von einer pflichtwidrigen Handlung abzuhalten. Was man gegen die Möglichkeit einer solchen Ueberzeugung einwendet, sind leere Sophistereyen, bey welchen man eine objektive und mathematische Ueberzeugung verlangt, wo nur von einer subjektiven und moralischen die Rede seyn kann *).

Eine

*) Ich weis es recht wohl, daß ich durch diese Behauptung den berühmtesten Moralsystemen unsrer Zeit, dem Kantischen und Fichtenschen widerspreche. Ich bitte aber meine Beurtheiler, mich nicht mit Gründen, welche aus diesen Systemen selbst entlehnt sind, widerlegen zu wollen, und — wenn sie keine andere wissen, lieber diesen Punkt mit Stillschweigen zu übergehen und abzuwarten, bis entweder die Zeit auch jene Gründe wankend machen wird, oder ich selbst Lust und Gelegenheit erhalte, den subjektiven Kampf, durch welchen ich jene Systeme, die mich auch einst in ihre Zauberkreise hineingezogen hatten, für mich selbst widerlegt habe, zu einem objektiven zu machen.

Eine absolute Pflicht die Wahrheit zu reden aber giebt es nicht, weil sonst alle Erdichtungen unerlaubt seyn, und alle Dichter die größten Verbrecher seyn würden. Nur moralischen Wesen bin ich Wahrhaftigkeit schuldig, und zwar nur dann, wenn sie wirklich als moralische Wesen, d. h. mit völligem Verstande und mit dem Entschlusse, ihrer Pflicht zu gehorchen, handeln. Lasterhaften bin ich so wenig als Verrückten Wahrhaftigkeit schuldig. Nur der Tugendhafte verdient überall die Wahrheit zu erkennen, *weil* er allein von ihr einen guten Gebrauch macht. Ein großer Vorzug der Tugend!

Wäre es nun hier der Fall gewesen, daß der König von Jericho an den israelitischen Spionen hätte ungerecht handeln wollen, so würde die Unwahrheit, welche Rahab sagte, als eine Nothlüge gerechtfertigt werden können. Allein nach dem Völkerrecht aller Zeiten, und besonders nach dem, welches bey der damaligen Welt gewöhnlich war, welche nichts für gefährlicher hielt als Kundschafter, that er gar nicht Unrecht, wenn er jene Spione einziehen und bestrafen ließ. Man kann daher Rahabs Handlung nicht für eine Nothlüge halten. Sie ist vielmehr für eine Verrätherey anzusehen, welche sie an der Stadt begieng, die sie bisher bewohnt hatte. Ganz nach den gegenwärtigen Begriffen dürfen wir indessen auch diese Verrätherey nicht beurtheilen. Bey uns ist Landesverrätherey ein großes Verbrechen, weil uns der Staat, zu welchem wir gehören, die größten Wohlthaten erzeigt, und unsre Staatsverfassungen so eingerichtet sind, daß sie das Wohl eines jeden Individuums befördern.

fördern. Im Orient überhaupt, und besonders in jenen Zeiten, war dies nicht der Fall. Es herrschte damals bloße Gewalt. Der Staat und der Beherrscher desselben glaubte nicht um der Unterthanen willen da zu seyn, sondern er glaubte daß sie um seinetwillen da wären. Alles huldigte der bloßen Obermacht, und jeder schloß sich an den Mächtigsten an. Der Mächtige duldete und beförderte das Wohl seiner Unterworfnen auch nur darum und in so ferne als ihre Existenz ihm nützlich war. Da er also aus bloßem Eigennutz handelte, so waren ihm diese keine Dankbarkeit und Verbindlichkeit schuldig. Das einzige Band, welches einen Staat zusammen hielt, war auch nur, daß die Mitglieder desselben einem gemeinschaftlichen Despoten unterworfen waren. Sie erkannten daher auch unter einander keine bürgerlichen Pflichten an. War es also wohl ein Wunder, wenn Rahab sich selbst und ihrer Familie mehr schuldig zu seyn glaubte als einem Könige, der ein Tyrann war, und einem Staate, mit dem sie nichts als gleiche Sklaverey gemein hatte?

II. Beschneidung der sämmtlichen Israeliten. V. 2—9.

Es scheint als ob die Israeliten nach Mosis Tode, wenigstens eine Zeitlang, fester an der Religion, welche er sie gelehrt hatte, und an ihren Gebräuchen und Verordnungen gehangen hätten, als sie es selbst bey seinem Leben thaten. Es ist das gewöhnliche Schicksal großer Männer, daß sie bey ihrem Leben

vielen

vielen Widerspruch finden, nach ihrem Tode aber desto höher geschätzt werden.

Ein Beweis hiervon ist die Beschneidung, der sich die sämmtlichen Israeliten, oder wenigstens der größte Theil derselben unterwarfen. Alle die, welche während der vierzig Jahre des Zuges der Israeliten durch die Wüsten gebohren wurden, waren unbeschnitten geblieben; da nun alle, welche als streitbare Männer aus Aegypten ausgezogen, unterweges gestorben waren, so machten diese bey weitem den größten Theil des ganzen Volks aus. Alle diese unterwarfen sich einer sehr schmerzhaften und beschwerlichen Operation blos aus Gehorsam gegen die Religion ihrer Väter. Es ist sehr zu zweifeln, ob Moses selbst bey seinem Leben dem Volke hätte diese Zumuthung machen können, die seine Autorität nach seinem Tode durchsetzte.

Es scheint indessen durch die Worte, welche Josua nach geendigter Beschneidung sprach: »Jetzt habe ich euch von dem Vorwurf der Aegyptier befreyt,« noch ein anderer Bewegungsgrund angezeigt zu werden, welcher die Israeliten dazu veranlassen konnte, nämlich die Furcht vor der Schande, welche nach damaligen Begriffen einen Unbeschnittenen traf. Ich möchte indessen diese Worte nicht mit Michaelis so erklären, als ob die Aegyptier den Israeliten wegen ihrer Unbeschnittenheit hätten Vorwürfe machen können. Denn wie wären sie dazu gekommen, da sie theils nichts mehr mit den Israeliten zu thun hatten, theils selbst nicht beschnitten waren, indem blos ihre Priester sich beschneiden liessen? Ich verstehe sie daher lieber nach Hezel so:

»Heute

»Heute seyd ihr durch die Beschneidung über alle Aegyptier erhaben. Bisher, da ihr unbeschnitten bliebet, waret ihr den eben auch unbeschnittenen Aegyptiern gleich — nicht besser als jene, nun aber beschnitten seyd ihr über sie erhaben.“ Es war schon zu Jakobs Zeit eine große Schande unbeschnitten zu seyn, wie aus 1 Mos. 34, 14 erhellt. Wir werden noch in der Folge öfter finden, daß Unbeschnittenheit für einen Schimpf gehalten wurde. Selbst die ersten Christen hatten noch mit diesem Vorurtheile zu kämpfen. Man sieht hieraus, daß der Begriff von Ehre und Schande an die sonderbarsten Dinge zuweilen geknüpft wird, bey welchen man gar keinen Zusammenhang mit denselben entdecken kann. Nur da wo Religionsbegriffe und Nationalvorzüge mit dabey in Betrachtung kommen, wie es hier der Fall ist, lassen sich solche sonderbare Richtungen des Triebes nach Ehre erklären, die an sich ganz räthselhaft seyn würden.

III. Grausame Politik unter der Hülle der Religion. VI. 17.

Wir haben schon oben bemerkt, daß die Religion bey den Begebenheiten, welche dieses Buch erzählt, der Politik oft als Werkzeug dienen mußte. Dies war recht eigentlich der Fall, als bey der Einnahme von Jericho und andern Städten des Landes, welches die Israeliten eroberten, alles was von irgend einem Nutzen seyn konnte, vertilgt ward, wobey die sämmtlichen Einwohner, und selbst unschuldige und wehrlose Weiber

und

und Kinder ermordet wurden. Die Stadt Jericho und alles was darin war, ward für verbannet, d. h. Gott geheiligt erklärt, und mußte nach Art der Opfer verbrennt werden, weil man dieses als die Methode ansah, nach welcher man etwas in ein Eigenthum Gottes verwandelte.

Gewiß die widersprechendste Art des Gottesdienstes, die sich denken läßt! Mord, Zerstörung und Verwüstung für ein Mittel anzusehen, dem Gott zu dienen, der alles mit Leben und Wohlseyn erfüllt! Zu einer so ausserordentlichen Verirrung konnte der menschliche Verstand nur durch mancherley Irrwege kommen, auf welche er bisher gerathen war. Zuvörderst führte die Meinung von einer absoluten göttlichen Willkühr dahin. Man hatte keine richtigen Begriffe von der göttlichen Heiligkeit, nach deren Gesetzen sich sein Wille richtet, und glaubte, daß alles, was Gott wolle, oder was als sein Wille bekannt gemacht würde, bloß darum gut sey, weil er es wolle; statt daß man umgekehrt hätte glauben sollen, daß Gott nur das Gute wolle weil es gut sey. Die Israeliten waren ferner gewohnt Gott als ein Wesen zu betrachten, das seine besondern Lieblinge und seine Feinde hätte, die es aus blosser Willkühr, oder wegen einer einmal von ihnen oder ihren Vorfahren empfangenen Verehrung oder Beleidigung hasse oder begünstige. Wenn sie nun jemand für einen Feind Gottes halten zu dürfen glaubten, so hielten sie sich auch für berechtigt, ihn aufs äusserste zu verfolgen, und glaubten selbst Gott einen Dienst dadurch zu leisten. Dabey glaubten sie, daß Gott seine Strafgerechtigkeit zuweilen an Menschen übertrage,

die dann seine Werkzeuge, und zwar um so brauchbarere Werkzeuge wären, je grausamer sie die göttlichen Strafen vollzögen. Hierzu kam noch, daß sie sich ein Verdienst zu erwerben glaubten, wenn sie den Nutzen, welchen sie selbst von den gefangenen Menschen, wenn sie dieselben als Sklaven gebraucht oder verkauft hätten, und von den eroberten Sachen hätten ziehen können, ihrer Gottheit aufopferten. Alles dieses konnte die Israeliten überreden, den von einem göttlichen Befehl hergenommenen Gründen zu glauben, mit welchen ihre Führer ihnen die Vertilgung ihrer sämmtlichen Beute an Menschen, Vieh und andern Dingen vorschrieben. Josua aber, der dieses vorschrieb, handelte dabey im Geiste und nach den Verordnungen Mosis, von deren Beobachtung er schon zuvor selbst ein Beyspiel gegeben hatte. Welches die Politik war, wodurch Moses dazu veranlaßt wurde, haben wir schon beym Eingange dieses Buchs gesehen. Zwar könnte es scheinen, als ob es selbst politisch nützlicher gewesen wäre, wenn die Israeliten alle den Nutzen aus der Beute gezogen hätten, welchen sie durch dieselbe erhalten konnten, wenn sie die Menschen als Sklaven gebraucht oder verkauft, und das Vieh und die übrigen Effekten behalten hätten. Allein wenn sie die Menschen als Sklaven behalten hätten, so würden sie dadurch einen höchst gefährlichen Feind in ihrem Innern gehabt haben, und sie zu verkaufen fehlte es ihnen vielleicht an Gelegenheit, besonders aber an Zeit, die sie auf weitere Eroberungen zu verwenden hatten. Wenn sie das übrige behalten hätten, so wären sie dadurch ebenfalls zu sehr an den Ort gefesselt

fesselt worden, an welchem sie es fanden, und dies würde ihre Eroberungen aufgehalten haben. Sie mußten ohne alles Hinderniß das ganze Land erst erobert haben, ehe der Plan Mosis in seinem ganzen Umfang ausgeführt werden konnte, und dies konnte nicht geschehen, wenn sie sich bey der Eroberung einzelner Städte und Gegenden, und der Vertheilung und Benutzung der Beute zu lange aufgehalten hätten. Hieraus sieht man, daß die Vertilgung derselben politisch nothwendig war. Allein diese Gründe würden auf die Israeliten wenig gewirkt haben, sie würden nur von wenigen eingesehen, von noch wenigern aber wichtig genug gegen die Gegengründe des Eigennutzes gefunden worden seyn. Daher mußten sich ihre Führer auch hier der mächtigen Triebfeder der Religion bedienen. Eben daraus sieht man auch, warum sie eine Verletzung der gegebnen Vorschrift an Achan so scharf bestrafen mußten.

Man hat sich viele Mühe gegeben, ein Recht der Israeliten auf das Land, welches sie eroberten, zu erweisen. Allein die Gründe, mit welchen man es versucht hat, sind unbefriedigend. Selbst die Vorfahren der Israeliten waren keinesweges im Besitz von Palästina. Es war eine bloße Erlaubniß, welche ihnen die Bewohner und Beherrscher des Landes ertheilten, sich mit ihren Heerden darin aufzuhalten und umher zu ziehen, und sie selbst wichen ohne Widerrede, so bald ihnen diese Erlaubniß aufgesagt ward. Nur einzelne Besitzungen hatten sie durch Kauf oder Eroberung an sich gebracht. Doch, gesetzt auch, sie wären im wirklichen Besitz davon gewesen, so war dieses Recht längst

verjährt und konnte nicht mehr für gültig erkannt werden. Allein es ist überhaupt schwer ein objektives Recht der Menschen auf den Besitz irgend eines Bodens zu erweisen. Noch unsre neusten Rechtslehrer sind uneinig darüber, und leiten es aus verschiednen und zum Theil widersprechenden Gründen her.

Es gab aber damals ein Recht, welches aus subjektiven Gründen allgemein für gültig anerkannt wurde. Dies war das Recht des Stärkern. Man leitete es von der Gottheit her, von welcher man glaubte, daß sie den Mächtigern begünstige, und daß seine Obermacht eben der Beweis sey, daß sie ihm auch das Recht ertheile, dasjenige auszuüben, wozu ihn seine Gewalt in den Stand setzte. Wer ein Land oder eine Stadt eroberte, von dem glaubte man, sein Gott habe sie ihm in seine Hände gegeben, und was dieser für ein Recht dazu habe, darnach zu fragen hielt man für Verwegenheit.

So wäre es auch für uns Verwegenheit, die Vorsehung wegen alle der Uebel anzuklagen, welche sie bey den israelitischen Eroberungen, so wie noch bey vielen andern, welche ungleich größere Erdstriche verwüsteten, zuließ. Alles dieses gehört zu dem großen Räthsel, was in dieser Erdenperiode nie vollkommen gelößt werden wird, und um dessenwillen wir einen höhern Zusammenhang der Dinge annehmen müssen, in welchen sich alles das in Harmonie auflößt, was uns hier mißtönend und widersprechend zu seyn scheint.

IV. Heiligkeit des Eides. Kap. IX.

Unter den Völkern Kanaans, welche der Eroberungsgeist der israelitischen Heerführer zu seinen Schlachtopfern bestimmt hatte, wußten allein die Gibeoniten durch List der Grausamkeit desselben zu entgehen. Als das israelitische Heer sich ihren Gränzen näherte, schickten sie Abgeordnete an dasselbe, um ein Bündniß mit ihnen zu schließen. Sie wußten, daß sich die Israeliten auf keine Weise in Verträge mit den Bewohnern des Landes, welches sie erobern wollten, einließen, sondern dieselben sämmtlich zu vertilgen Willens waren. Daher mußten ihre Abgeordneten dieselben zu überreden suchen, daß sie aus einer weit entfernten Gegend, und blos durch den Ruhm der israelitischen Thaten herbey gezogen, ihnen ihre Huldigung zu bringen kämen. Die Art, wie sie diesen Wahn bey den Israeliten zu erwecken wußten, ist für die Sitten der damaligen Zeit ungemein charakteristisch. Sie nahmen alte Kleider und Geräthschaften und verdorbene Nahrungsmittel zu sich, um die Israeliten zu überzeugen, daß sie einen weiten Weg zurück gelegt, und auf demselben ihre Sachen abgenutzt hätten. Für Privatpersonen wäre dieses ein sehr leicht überzeugender Beweis von der weiten Reise der Fremdlinge gewesen. Ein ganzes Volk zu täuschen konnte ihnen aber nur in jenem Zeitalter gelingen, da die Kenntniß entfernter Länder für etwas ganz überflüssiges und zufälliges gehalten wurde. Es schmeichelte dem Stolze der Israeliten, Abgeordnete ferner Völker kommen zu sehen, um ihren Thaten zu huldigen. Auch dieses

verminderte wahrscheinlich die Schärfe der Untersuchung ihrer Aussage, welche man zwar zu bezweifeln Mine machte, sich aber doch bald von ihrer Richtigkeit überreden ließ. Josua machte wirklich Friede und ein Bündniß mit ihnen, er versprach ihnen das Leben, und alle Vorsteher des Volks beschworen es.

Nach drey Tagen entdeckte sich der Betrug, als die Israeliten, welche man den Gesandten zur Begleitung mit gegeben hatte, in so kurzer Zeit wieder zurückkamen. Die Israeliten hielten sich indessen dem ohngeachtet für verpflichtet, ihren Eid zu halten. Sie überzogen die Gibeoniten wenigstens nicht mit Krieg, sondern sie ließen sie beym Leben, und machten sie bloß zu Sklaven.

Es scheint, als ob manche Ausleger es lieber gesehen hätten, wenn die Israeliten ihres Eides ohngeachtet, die Gibeoniten, so wie die übrigen Kananiter, sämmtlich ermordet hätten. So tief finden wir die theokratischen Ideen selbst noch in den neusten Zeiten in den Köpfen mancher Menschen gewurzelt! Wie können wir uns wundern, wenn den Israeliten in ihrem finstern Zeitalter auch kein Gedanke daran aufstieg, daß die Pflichten der Menschlichkeit wichtiger wären, als die Pflichten, zu welchen man sie unter dem Vorwande ihrer Religion verbindlich zu machen suchte, und daß eine wahre Religion Menschlichkeit nothwendig beschütze und begünstige. Man sieht übrigens auch aus dieser Geschichte, daß man in der damaligen Zeit keine andre Pflichten anerkannte, als Pflichten gegen Gott, und daß man von Menschenpflichten

ent-

entweder gar nichts wußte, oder sie doch den Religionspflichten weit nachstehen ließ.

Der Eid, dessen Heiligkeit eigentlich auf seine Unentbehrlichkeit zum gesellschaftlichen und bürgerlichen Wohl der Menschen sich gründet, ist in den meisten Zeiten für eine gegen Gott übernommene Verpflichtung betrachtet worden; besonders konnten die Israeliten die Haltung desselben nicht anders als für eine Pflicht gegen Gott ansehen. Durch einen geleisteten Eid hielten sie sich verpflichtet der Gibeoniten zu schonen, wozu sie durch Gerechtigkeit und Menschlichkeit, welche laut für die Schonung derselben sprachen, nicht verpflichtet zu seyn glaubten.

Man hat darüber gestritten, ob die Israeliten auch wirklich verbunden waren, diesen Eid zu halten, weil sie ihn, durch eine Täuschung verleitet, leisteten? Es ist in der That eine große Geringschätzung des Eides, ihn deswegen für ungültig zu halten, weil man sich in seinen Voraussetzungen dabey getäuscht hat. Welcher Eid würde dann wohl gehalten werden, wenn der Vorwand, daß man sich dabey getäuscht habe, hinlänglich wäre, um ihn zu brechen? Bey welchem würde sich nicht ein solcher Vorwand finden lassen? Jeder, welcher einen Eid leistet, thut es unter der Voraussetzung, daß ihm die Leistung desselben vortheilhaft sey. Jeder, den ein geleisteter Eid gereut, den gereut er deswegen, weil er sieht, daß er ihm nicht so vortheilhaft ist, als er bey Leistung desselben glaubte. Er sieht sich also getäuscht. Wenn es nun erlaubt wäre, den Eid unter diesem Vorwande zu brechen, so würde er ganz von den Vortheilen und der

Willkühr der Menschen abhängig werden. Jeder Eid ist eine absolute Verpflichtung, und er muß gehalten werden, wenn man nicht etwas unmögliches oder etwas unmoralisches versprochen hat.

Die Israeliten urtheilten also wirklich richtiger als viele neuere Schrifterklärer und Moralisten, wenn sie sich für verpflichtet hielten, ihren Eid zu halten. Es scheint indessen, als ob sie auch dieses nicht einmal in seinem ganzen Umfange gethan hätten. Sie hatten mit den Gibeoniten ein Bündniß gemacht, und sie also als einen freyen unabhängigen Staat anerkannt. Gleichwohl machten sie dieselben zu Sklaven, und glaubten ihrem Versprechen Gnüge zu leisten, wenn sie dieselben nur beym Leben ließen. Doch läßt sich dieses aus den Begriffen, welche man damals vom Völkerrechte hatte, erklären, das sich bloß auf Gewalt und auf das Recht des Stärkern gründete, der dem Schwächern keinesweges eine Gerechtigkeit, sondern eine Gnade zu erzeigen glaubte, wenn er ihn beym Leben ließ. Heil uns daß wir in bessern Zeiten leben! Aus der Vergleichung unsers Zeitalters und unsrer Grundsätze mit denjenigen, welche zu andern Zeiten und bey andern Völkern herrschten, lernen wir, wie viel edlere und menschlichere Grundsätze zur Vervollkommung und Glückseligkeit der Menschheit beytragen, und wie ernstlich wir uns bestreben müssen, diese bessern Grundsätze zu erhalten, zu befestigen und immer weiter zu verbreiten!

V. Bestimmung der Kananiter zum Untergange.

XI. 20.

Der Geschichtschreiber der Thaten Josuas und seines Volks macht über das traurige Schicksal der Kananiter, welches ihnen nach ihrer Ueberwindung durch die Israeliten widerfuhr, die Bemerkung:

„Dies war eine Schickung Gottes, der den Kananitern Muth zum Kriege gegen die Israeliten gab, damit sie ohne Gnade vertilget würden, denn sie sollten ausgerottet werden, so wie Gott dem Moses befohlen hatte.“

Diese Bemerkung ist von mehrern Seiten merkwürdig, besonders deswegen, weil sie den Gesichtspunkt zeigt, aus welchem der Verfasser dieser Geschichte alle Begebenheiten der Eroberung Kanaans betrachtete. Er sah sie als Folgen einer nothwendigen Vorausbestimmung und Schickung Gottes an. Daher ward sein Gefühl durch alle die Grausamkeiten und Abscheulichkeiten, welche er uns erzählt, nicht im geringsten empört. Die meisten, welche über diese Geschichte nachgedacht haben, haben denselben Gesichtspunkt beybehalten, sind ganz kalt und ungerührt beym Anblick alle der blutigen Wunden geblieben, welche der Menschheit bey dieser Eroberung geschlagen worden sind, und haben es wohl noch gar befremdend gefunden, daß einige wenige Bewohner Kanaans, z. B. die Gibeoniten, dem ungeheuern Blutbade entgangen sind.

Das Richtigste bey dieser Bemerkung ist unstreitig, daß die Eroberung Kanaans, und das Schicksal der Einwohner dieses Landes, als ein Werk der Vorsehung betrachtet wird. So drückend nun diese Veranstaltung der Vorsehung für die Menschheit überhaupt und besonders für denjenigen Theil derselben, den der Untergang unmittelbar traf, gewesen seyn mag, so dürfen wir uns doch nicht heraus nehmen, die Vorsehung darüber im geringsten tadeln zu wollen, sondern wir müssen ihr zutrauen, daß sie sich dieser Strenge bloß bediente, um größere Uebel zu verhüten, daß sie die Wunden, welche der Menschheit dabey geschlagen wurden, zu heilen gewußt haben wird, und daß sie besonders diejenigen Menschen, welche vielleicht großentheils unschuldig dabey litten, innerhalb des ganzen Laufes ihrer Existenz nach Verdienst zu entschädigen wissen wird.

Eben so wenig können wir die Absichten vollkommen errathen, welche die Vorsehung bey diesem Schicksale hatte, welches sie den Einwohnern Kanaans bestimmte. Gewöhnlich nimmt man an, sie habe dieselben wegen der Abgötterey bestrafen wollen, welche dieselben trieben. Aber hätte sie dann nicht die ganze damalige Welt strafen müssen? Doch die Kananiter sollen eine besonders abscheuliche Art des Götzendienstes gehabt haben. Hiervon hat man keinen andern Beweis, als den, daß die Kananiter Phönizier waren, und daß man bey einem von den Phöniziern abstammenden Volke, den Carthaginiensern, noch in spätern Zeiten Spuren von Menschenopfern findet. Doch gesetzt auch, dies alles, und besonders der Schluß

von den Carthaginiensern auf die Kananiter wäre richtig, warum strafte die Vorsehung diese Abgötterey an einem kleinen Theile der Phönizier so hart, und ließ den weit größern Theil derselben, die Bewohner von Tyrus und Sidon nicht allein ungestraft, sondern gab sogar zu, daß sich diese durch ihre Kolonien auf der halben Erde verbreiteten, und daß besonders die Tochter Phöniziens, Carthago, zu einem der mächtigsten Staaten der alten Welt empor wuchs? Es läßt sich also nicht mit historischen Gründen erweisen, daß der Untergang der Kananiter als eine Strafe ihrer Abgötterey anzusehen sey.

Ueberhaupt haben wir schon mehrmals bemerkt, daß es eine irrige Meinung der alten Welt war, wenn sie von Unglück auf Unsittlichkeit und Gottlosigkeit schloß, und die Unglücksfälle, welche manche Menschen trafen, für eine Strafe ihrer Sünden hielt, indem uns Jesus hierüber eines bessern belehrt und gezeigt hat, daß man von den Schicksalen der Menschen in diesem Leben gar nicht auf ihre Verdienste zu schließen habe, indem sich Gott die Vergeltung für ein andres Leben vorbehalten hat.

Wir sind also nicht berechtigt, bey Zulassung des schrecklichen Untergangs der Kananiter die Bestrafung derselben als die Absicht Gottes anzunehmen, und zwar um so weniger, da gewiß ein großer Theil von ihnen unschuldig, ein noch größerer blos verblendet und verführt war, und nur wenigen, welche an ihrer Spitze standen, die Unsittlichkeit und Abscheulichkeit ihres Götzendienstes zur Last gelegt werden kann.

Man könnte hierbey auch wohl fragen, ob es nicht ein widersinniges Mittel sey, um einzelne Menschenopfer zu verhüten, ganze Völker zu opfern? Denn so sehr auch manche Ausleger diese Benennung von dem Verfahren der Israeliten abzuwälzen versucht haben, so würde man es doch, wenn man es nicht Menschenopfer nennen wollte, Völkeropfer zu nennen versucht werden. Denn wenn eine Sache der Gottheit heiligen, d. h. von jeder andern Bestimmung absondern, und wenn es ein lebendiges Geschöpf ist, es unter diesem Vorwande tödten, nicht opfern heißt, was soll man denn so nennen?

Eine andre Bemerkung, welche hierbey zu machen ist, ist die, daß die Israeliten als Werkzeuge der Vorsehung angesehen werden. Allerdings waren sie es, so wie ein jeder Mensch uns als ein solches erscheint, wenn wir ihn in dem allgemeinen Zusammenhang des göttlichen Weltplans betrachten. Allein diese Betrachtungsart ist blos im Allgemeinen nützlich, um uns von einer moralischen Weltregierung zu überzeugen und uns dieselbe zu erklären. Denn zu dieser wird es nothwendig erfordert, daß jeder Mensch seinen ihm angewiesenen Posten habe, auf welchem er zu Erreichung der großen Absichten Gottes mitwirkt. Der einzelne Mensch kann nie die besondern Absichten errathen, zu welchen ihn Gott bestimmt hat. Er hat die Erfüllung seiner Pflicht für seine Bestimmung anzusehen, und kann gewiß seyn, daß er, wenn er Gutes thut, die Absichten Gottes befördere. Allein in den großen allgemeinen Regierungsplan Gottes sind auch mancherley Uebel verwebt, die

aber,

aber, so schrecklich sie den kurzsichtigen Menschen auch scheinen mögen, die Quellen von vielem Guten sind. Auch der Bösewicht, der nichts als Unheil unter seinen Mitbrüdern anrichtet, muß den Absichten Gottes dienen. Dadurch wird aber seine Bosheit auf keine Weise entschuldigt, sondern sie bleibt eben so strafbar als zuvor, und wird noch strafbarer, wenn der Bösewicht wirklich von einem solchen Plane der göttlichen Weltregierung einen Begriff gehabt hat. Es ist daher eine höchst verabscheuungswürdige Denkungsart, sich wie Attila für eine Geißel Gottes zu halten.

Die Israeliten können also damit keinesweges entschuldigt, oder wohl gar gerechtfertigt werden, daß sie Werkzeuge der Vorsehung waren, wenn sie andre Menschen, ihre Brüder, aufs unmenschlichste mordeten, und selbst die Unschuldigen und Wehrlosen nicht verschonten. Denn jeder Mensch muß glauben, daß er von Gott nur bestimmt sey, seinen Mitbrüdern Gutes zu thun. Es ist ein trauriges Schicksal, wenn wider seinen Willen jemanden seine Bestimmung dahin reißt, Andern Schaden und Nachtheil zufügen zu müssen; wer es aber mit seinem Willen thut, der handelt jedesmal wider seine Bestimmung, sollte es auch den Zwekken der Welteinrichtung im Großen gemäß seyn. Aber nur gar zu gern machen die Menschen ihre eigne Sache zur Sache Gottes, und geben vor, Gottes Absichten zu befördern, wenn sie nur nach Erreichung ihrer eignen streben. —

In der angeführten Stelle wird gesagt: Gott habe selbst den Kananitern den Muth gemacht, den Israeliten zu widerstehen, und

sich

sich dadurch ins Unglück zu stürzen. Dadurch wird nach Art der morgenländischen Schriftsteller, die überall individuelle göttliche Wirkungen annehmen, wo eigentlich nur allgemeine Statt finden, der Gedanke ausgedrückt, den wir eben erläutert haben, daß das Schicksal der Kananiter den Absichten der Vorsehung gemäß gewesen sey. Allein man hat diese Stelle auch dazu gebraucht, die Meinung von einer absoluten Gnadenwahl zu erweisen, indem Gott nach derselben die Herzen der Menschen selbst so lenken soll, daß sie sich des Schicksals würdig machen, welches er ihnen bestimmt hat. Allein diese harte Lehre, welche die Menschen zu einem bloßen Spielwerke einer grausamen göttlichen Willkühr herabwürdigt, läßt sich keinesweges aus dieser Stelle erweisen.

Denn ausserdem daß dieses, wie wir schon erwähnt haben, blos eine den Morgenländern gewöhnliche Art des Ausdrucks ist, die eben so oft das concretum pro abstracto, wie die Abendländer das abstractum pro concreto brauchen, so ist in dieser Stelle von gar keiner moralischen, sondern blos von einer politischen Disposition der Kananiter die Rede. Es wird nicht gesagt, daß Gott die Herzen derselben gelenkt habe, etwas Böses, sondern nur etwas Unkluges zu thun. Denn Unrecht war es doch wohl nicht, daß sie ihr Land und ihr Leben gegen ausländische Räuber und Barbaren vertheidigten? Aber unklug konnte es seyn, daß sie sich einer so überlegnen Macht widersetzten.

VI. Tapferkeit und ihre Belohnung. Kap. XIV. 6—15. XV. 13—19.

Wenn irgend eine Tugend im Buche Josua Beyspiele und Aufmunterung finden könnte, so wäre es unstreitig die Tapferkeit. Sie erscheint uns jedoch in demselben größtentheils in keinem sehr vortheilhaften Lichte, theils weil sie größtentheils durch Ungerechtigkeit und Grausamkeit entstellt wird, theils weil den meisten Thaten, welche die Israeliten verrichteten, so wunderbare Ursachen zugeschrieben werden, daß für die Tapferkeit kein großes Verdienst übrig bleibt. Am reinsten wird sie in der Person Kalebs vorgestellt, eines Greises, der sich schon in seiner Jugend dadurch auszeichnete, und der noch im hohen Alter ein merkwürdiges Beyspiel derselben war. Da Tapferkeit in unsern Tagen eines schrecklichen Kampfes der Menschheit, eine sehr wichtige und verdienstvolle Tugend, und es die Pflicht vieler Religionslehrer ist, ihre Zuhörer aufzumuntern, sie zur Vertheidigung ihrer Freyheit und ihres Vaterlandes auszuüben, so verdient dieses Beyspiel in ein vorzügliches Licht gestellt zu werden, welches ich nicht besser als mit den Worten eines Heß zu thun weis *).

Als

*) Man s. die Geschichte Josua und der Heerführer von dem Verfasser der Geschichte Jesu. Zürch 1779. Erster Band S. 200 folg. Ich kann übrigens, wie man leicht bemerken wird, mit der theokratischen Ansicht, die Heß gewählt hat, wenig übereinstimmen. Diese Episode schien mir jedoch so gut dargestellt, daß ich ihmgrößtentheils gefolgt bin.

Als die dem Stamme Juda zugefallene Landschaft unter die Geschlechter und Familien desselben vertheilt wurde, wies Kaleb, Jefunne Sohn, ein ehrwürdiges Familienhaupt, alte Ansprüche auf das Gebürge, besonders die Gegend um Hebron auf. Mit Munterkeit und Muth, der seit jener mit Josua vollzogenen Unternehmung nicht erloschen war, tritt der edle Greis vor Josua, Priester und Rath, und erinnert die Väter, insonderheit seinen alten Freund und ehemaligen Mitkundschafter, an jenen vormals so glücklich und zu Jehova's Wohlgefallen ausgerichteten Auftrag. Du weist was Jehova durch Moses deinet- und meinetwillen für einen Ausspruch that. Vierzig Jahre alt war ich, als Moses, der Knecht Jehova's, mich sandte das Land auszuforschen. Ich bracht ihm Antwort, wie es mir ums Herz war. Andere, die mitgegangen waren, machten Israel muthlos; ich aber war entschlossen nachzugehen wo Jehovah voran gieng. Eidlich versprach mir da Moses, die Gegend, die ich besucht hatte, sollte mein und meinen Nachkommen auf immer seyn. Nun hat mich Gott, wie er es verheissen hatte, so lange die Israeliten in der Wüste herumgezogen sind, und von der Zeit an, da er dieses redete, noch fünf und vierzig Jahr am Leben erhalten: fünf und achtzig Jahr bin ich jetzt alt, und bin noch so munter und stark, als ich war da mich Moses aussuchte. Ich habe noch so viel Kräfte, wie damals, zum Fechten und zu allen andern Geschäften. Gieb mir nun das Gebirge, das mir Jehova damals versprochen hat. Du hast es damals selbst gehört, es gäbe da starke Hölenbewohner und große feste Städte. Vielleicht

hilft

hilft mir Jehova sie zu vertreiben, wie er mir verheis-
sen hat!

Josua wünschte seinem Ruhms- und Altersge-
nossen zu der Unternehmung Glück, und sprach ihm
mit Einwilligung der Priester und des Raths die Ge-
gend um Hebron für ihn und seine Erben als Eigen-
thum zu.

Kalebs Vortrag ist so ganz im Geiste jenes krie-
gerisch religiösen Alterthums, daß man denselben billig
für ein ungemein charakteristisches Denkmal desselben
anzusehen hat. Der Mann kommt in der Geschichte
nicht oft, aber von einer vortheilhaften Seite zum
Vorschein. „Ein Israelite, in welchem kein Falsch
war.“ Was er von Kanaans Vorzügen denkt, und
von der Möglichkeit, es mit Jehova zu erobern, das
redet er von Herzen weg, und widerspricht den andern
Kundschaftern, er und Josua allein. Den vierzig-
jährigen Zug hat er mitgemacht, das Ungemach mit-
geduldet; hat Moses und Aaron sterben gesehen, und
ist über den Jordan gegangen, und treu geblieben dem
Gott der Väter bis auf diese Stunde des Theilungs-
geschäftes. Nun erwacht in ihm die edle Ehrbegierde,
die Gegend selbst noch zu erobern, die Moses ihm zu-
gesagt; die letzte Anwendung seines Gott vertrauen-
den Muthes, und zugleich die Belohnung desselben.
Noch fühlte er sich gestärkt durch den Gott, dem ers zu-
getrauet hat, daß weder die Enakim zu stark, noch
die Mauern der Städte zu fest ihm seyen. Aechter
Heldenmuth treibt ihn an hin zu gehn mit dem unter
ihm stehenden Geschlechte, und, was seinem Hause
zugesagt ist, in Besitz zu nehmen. Josua, Priester

und Rath sollen es ihm aber auch noch rechtsförmig zusprechen, damit es seiner Nachkommenschaft nie streitig gemacht, und die ehrenvolle Veranlassung nie vergessen werde. Er steht da, der Greis, ein Zeuge (wie Josua auch war) von der Wahrheit jenes alten Gottesspruchs, welcher ihnen beyden den Eingang ins Land zugesichert hat; dies giebt ihm vor der Rathsversammlung ein Ansehen, welches dem des Heerführers selbst nahe kommt. Schon sein Anblick erinnert die Häupter des Volks jenes alten großen Verdienstes, den Kundschaftern widersprochen zu haben; wenn ihm damals wäre geglaubt worden, das Land wäre längst in der Israeliten Händen. Gottes Ausspruch, und der Erfolg hat seinem Verdienst Zeugniß gegeben. Ein ganzes Volk, das ihn um seiner Standhaftigkeit willen gehaßt hat, ist in der Wüste ausgestorben; Er und Moses Diener stehen allein noch da. Er spricht — man hört noch eben den muthvollen Mann, der einst zur beherzten Einnahme des Landes angerathen hat. Einfalt und religiöser Heldenmuth (d. h. Glauben an Gott) bezeichnen die Rede. So ehrfurchtswürdig sprach selbst ein Nestor nicht:

„Nicht mehr ist
Meine Stärke dieselbe, die vor der Zeit sie gewesen;
Möcht ich die blühenden Kräfte noch haben, die damals
ich hatte,
Als die Eleer und wir im Felde gegen einander
lagen. — Mein Vater hatte zwölf Söhne; nicht Einer
war blöde
Alle fielen, ich bin, ich allein nur übrig geblieben.“ *)

Noch

*) Ilias, eilfter Gesang, Bodmers Uebersetzung.

Noch jetzt giebt er das Beyspiel der Tapferkeit und des Vertrauens auf Jehova, indem er das ihm zugesprochne Stück Landes selbst einnehmen will, und sich noch nicht vor der Riesenstärke der Krieger und den festen Mauern fürchtet. Noch eben der Mann, der er vor fünf und vierzig Jahren war. (So wahrheitsmäßig behaupten sich durchaus die biblischen Charaktere.) Vormals traut' ers dem Gotte zu, daß durch ihn Israel sich des Landes leicht bemächtigen werde: und jetzt noch traut ers eben diesem Gotte zu, daß er ihm helfen werde das Stück Landes bey Hebron erobern.

Was er von sich selbst sagt, er sey Jehova getreu und durchaus nachgegangen, ist gerade der Charakter, den ihm Jehova's Ausspruch selbst mit eben diesen Worten beylegt.

Er fordert das Stück Landes um Hebron nicht anstatt seines ordentlichen Erbtheils, dergleichen ihm als einem der Stammhäupter Juda auch sonst gehörte, dessen nähere Bestimmung er aber theils dem Loos, theils dem Gutachten derer überlassen mußte, welche die durchs Loos zugefallenen Erbantheile nach der Größe der Familien näher bestimmten; sondern als ausserordentliche Zugabe zu dem, was ihm sonst gehörte. Die Größe des Stammesantheils Juda erlaubte es auch wohl, daß einem der Stammfürsten über seinen ordentlichen Theil, noch eine so beträchtliche Zugabe bestimmt würde. Die Ausnahme war selten, und hatte wichtige Gründe.

Josua hatte bereits auf einem seiner Feldzüge die Städte Hebron und Debir, welche in der von Kaleb

angesprochenen Gegend lagen, erobert. Es scheint, dieselben seyen von einigen mächtigen Einwohnern der Hölen wieder hergestellt, und zu ihrem Vestungssitze gemacht worden. Einmal trift Kaleb jetzt wieder drey der beträchtlichsten Familien solches Raubvolks zu Hebron an — Scheschai — Achiman — Talmai — dieselben Geschlechter, die vormals in der Beschreibung der Kundschafter dem Volke so großen Schrekken eingejagt hatten. Sie mochten wohl von Josua aus ihren Hölen, aber noch nicht aus der Gegend verjagt, und ganz entkräftet worden seyn. Der Greis mit seinen Söhnen und dem ihm untergebenen Geschlechte, welches ihn für seinen Führer und Haupt erkannte, vertreibt oder reutet sie vollends aus Hebron aus, und macht dem gefürchteten Ansehn dieser Räuber ein Ende.

Noch widersetzt sich ihm Kiriath Sepher. Diesen seit Josuas Einnahme wieder wohlbefestigten Platz hielt man für schwer zu erobern, da diese Gegend sehr gebirgig und also für feste Plätze höchst vortheilhaft war. „Wer Kiriath Sepher erobert, erklärt sich der Greis, (der durch kein Hinderniß sich so leicht abschrecken läßt,) dem gebe ich meine Tochter Achsa zur Frau!“

Diese Auffoderung erweckt die Ehrbegierde eines Jünglings aus eben dieser Familie. Kalebs, des angesehenen Greises, Eidam zu werden, ward für hohe Ehre und großes Glück gehalten. Auch äusserte vielleicht die Liebe dabey ihre Macht. Othoniel, Kalebs Brudersohn, giebt sich an um diesen Preis zu streiten; ein Held, den wir unter den regierenden Heerführern

wieder

wieder finden werden. Er bemächtigt sich der Stadt und setzt den Greis völlig in den Besitz des ihm zugesprochenen Stück Landes. Man darf nicht vergessen, daß der Bezirk von Hebron und Debir von vorzüglichem Werth, besonders wegen des edlen Weinwachses war, und noch ist; daß aber Kaleb dieses vortreffliche Land erst dann als sicheres Eigenthum ansehn konnte, wenn von der Räuberey der alten Einwohner nichts mehr zu besorgen war; diese räumt ihm der Eroberer von Debir ganz aus dem Wege.

Othoniel bekam Kalebs Tochter, und nicht ohne Mitgift; da doch Kaleb Söhne hatte, und Töchter ordentlich in diesem Falle nach altem Herkommen und dem Gesetz Moses nicht erbten. Es scheint, daß hier auch darum eine Ausnahme Statt fand, weil dies ganze Stück Landes nicht als Kalebs ordentliches Erbtheil anzusehen war, mithin auch nicht unter den Erbschaftsgesetzen stand.

Othoniel war im Besitz eines dürren Stück Landes. Die Gattin, welche der Lohn seiner Tapferkeit wurde, wußte durch ihre Klugheit eine beträchtliche Zugabe zu demselben von ihrem Vater zu erhalten, wodurch der Werth desselben sehr erhöht wurde. Es fehlten Othoniels Lande Wasserquellen. Achsa munterte ihn auf, von ihrem Vater solche zu verlangen. Aber er war zu bescheiden dazu, und sie mußte es selbst übernehmen zu thun. Als sie aus ihrem väterlichen Hause in das ihres Gatten heimgeführt wurde, wußte sie auf eine nach damaliger Sitte feine Art ihrem Vater zu verstehen zu geben, daß sie noch eine Bitte an ihn zu thun habe. Er verlangte selbst von ihr die

Eröffnung derselben. Da sprach sie zu ihm: Du hast mich in ein dürres Land hingegeben; gieb mir auch Wasserquellen dazu. Er erfüllte ihre Bitte und erhöhte dadurch sehr den Werth von Othoniels Gütern.

So ward also in dieser Begebenheit die Tapferkeit eines Greises durch Macht und Reichthum, so wie durch Ehre, die damit nothwendig verbunden seyn mußte, und die eines Jünglings durch Liebe, durch eine liebevolle und kluge Gattin belohnt.

Diese Anekdote von belohnter Tapferkeit wird uns denn einen reinen Genuß gewähren, wenn wir annehmen, daß sie gegen Räuber gerichtet war. Und es scheint allerdings, als ob die starken Hölenbewohner solche gewesen wären. Doch ist dabey nicht zu verschweigen, daß der Name Kiriath Sepher (Bücherstadt) auf eine höhere und nützlichere Cultur hinzudeuten scheint, deren Blüthen durch diese Unternehmung zerstört wurden *).

VII.

*) Der Name von Kiriath Sepher ist auf alle Fälle ein Denkmal eines hohen Alterthums der Schreibekunst, wenn man auch andre deutliche Spuren davon in diesem Buche, so wie in den mosaischen, zweifelhaft finden wollte. Ich begreife daher nicht, wie man in unsern Zeiten, um gewisser Lieblingshypothesen willen, gegen so deutliche Zeugnisse blind seyn kann. Die Schwierigkeit wegen des Schreibmaterials ist doch wirklich auch so groß nicht als man sie zu machen pflegt.

VII. Ein zweyter Adam. XIV. 15.

Wir haben beym Anfange des ersten Buchs Moses, in welchem die Geschichte der ältesten Vorfahren der Israeliten erzählt wird, die Meinung zu behaupten gesucht, daß Adam und Eva, welche als die ersten Menschen überhaupt vorgestellt werden, nur die ersten und ältesten von den Vorfahren waren, welche die Israeliten kannten. Es giebt mehrere Beyspiele von Völkern, welche den Stammvater ihres Geschlechts für den ersten Menschen überhaupt ansehen. Unter diese gehörten die Einwohner von Hebron, welche nach einer gewissen Erklärung dieser Stelle, die ihr wenigstens eben so gut als jede andre zukommen kann, ihren Stammvater Arba für den ersten aller Menschen hielten. Sie kann nämlich übersetzt werden:

„Der Name von Hebron war vordem: die Stadt des Arba, dieser ist der Adam oder der erste bey diesen Einwohnern der Hölen.“

Dies wird dadurch noch wahrscheinlicher, weil 4 B. Mos. XIII. 23 Hebron als eine sehr alte Stadt beschrieben wird. Man weis auch noch aus andern Nachrichten, daß mehrere kananitische Völker ihren eignen Adam hatten, d. h. den ältesten Stammvater ihres Geschlechts für den ersten Menschen überhanpt hielten.

Es darf uns daher gar nicht befremden, wenn die Israeliten es auch so machten, und wenn wir in der Geschichte desjenigen, den sie für den ersten Menschen hielten, mehrere Spuren entdecken, welche be-

weisen, daß er in einem spätern Zeitalter gelebt haben muß. Eine solche Hinaufführung seines Geschlechts zum ersten Menschen, scheint dem Geiste des damaligen Zeitalters sehr gemäß zu seyn.

VIII. Religiöser Nationalgeist. Kap. XXII.

Die Religion, welche Moses sein Volk gelehrt hatte, äusserte, wie wir schon bemerkt haben, vorzüglich nach seinem Tode den kräftigen Einfluß auf dasselbe, und erreichte vollkommen den Zweck, wozu sie Moses bestimmt hatte, der Zügel zu seyn, durch welchen die Führer des Volks es bey alle seinen Unternehmungen lenkten. Die Geschichte dieses Buchs liefert daher ein Denkmal der größten Wirkungen, welche die Religion auf den menschlichen Geist geäussert hat. Diese Wirkungen waren, wie wir gesehen haben, schrecklich für alle Völker, welche nicht Israeliten waren, denn die Religion der Israeliten führte zwar zum größten Patriotismus, aber Wohlwollen für die gesammte Menschheit zu befördern, lag nicht in ihrer Natur, wenigstens konnte sie es nicht bey dem politischen Gebrauche, welchen die Heerführer der Israeliten von derselben machten. Sie beförderte indessen doch schon ein allgemeineres Wohlwollen, als die meisten übrigen Religionen des Alterthums, welche größtentheils ganz selbstsüchtige und individuelle Zwecke hatten. Wenn bey andern Völkern fast jeder Mensch seinen besondern Schutzgott hatte, oder höchstens Haus- oder Familiengötter verehrt wurden, so beteten die Israeliten doch wenigstens einen allgemeinen Nationalgott

gott an, dessen Macht sich noch dazu über alles, was da ist, erstreckt, wenn er auch seine Güte nur seinem auserwählten Volke vorzüglich empfinden ließ.

Innerhalb den Gränzen, welche diese Nationalreligion hatte, äußerte sie auch wirklich sehr vortheilhafte Wirkungen. Sie begeisterte die Israeliten bey allen ihren Unternehmungen, und gab ihnen den Muth, welchen sie zu Bestreitung so mächtiger Völker nöthig hatten, um sich einen festen Sitz für ihren künftigen Wohlstand zu erwerben. Sie knüpfte das Band zwischen ihnen und ihren Heerführern auf das festeste, und verschafte denselben den vollkommensten Gehorsam. Eben so fest verband sie sie auch unter einander selbst. Sie allein konnte die Streitigkeiten verhüten, welche bey Theilung eines trefflichen, aber bey alle dem doch sehr verschiednen Landes, unter zwölf Stämme, die alle gleiche Ansprüche darauf hatten, unvermeidlich vorgefallen seyn würden, wenn sich nicht alle der göttlichen Entscheidung durch das Loos unterworfen hätten.

Vorzüglich merkwürdige Aeusserungen dieses religiösen Nationalgeistes enthält das zwey und zwanzigste Kapitel. Es beginnt mit der Entlassung von drittehalb Stämmen von dem Dienste, welchen sie bisher den übrigen Stämmen bey Eroberung ihrer Besitzungen geleistet hatten. Ruben, Gad und der halbe Stamm Manasse hatten sich von Mose ein Erbtheil jenseits des Jordans erbeten. Moses hatte es ihnen unter der Bedingung zugestanden, wenn sie wie bisher mit den übrigen Stämmen verbunden bleiben wollten, bis dieselben auch ihr Erbtheil erobert hätten,

wozu sie ihnen behülflich seyn sollten. Festgehalten durch das Band der Religion, welches sie mit ihren Brüdern verknüpfte, hatten sie dieses vollkommen geleistet. Josua entließ sie daher mit dem ehrenvollen Zeugnisse:

„Ihr habt alles geleistet, was Mose, der Knecht Gottes, euch befohlen hat, und seyd mir in allem gehorsam gewesen; diese vielen Jahre lang habt ihr bis auf diesen Tag eure Brüder nicht verlassen, und alles gethan, was euch Jehova, euer Gott, zu thun befohlen hatte. Jehova, euer Gott, hat nun euern Brüdern, seiner Verheissung gemäß, eine ruhige Wohnung gegeben: ihr könnt also in euer eignes Land, das euch Mose, der Knecht Jehova, jenseit des Jordans gegeben hat, zurück kehren. Nur haltet mit der größten Sorgfalt das Gesetz und die Gebote, die euch Mose, der Knecht Jehova, gegeben hat, liebet Jehova, euern Gott, bleibt auf den Wegen, die er euch vorgeschrieben hat, beobachtet seine Gebote, hänget ihm an, und dienet ihm mit ganzen Herzen und mit ganzer Seele.“

Es war gewiß ein seltnes Beyspiel von Treue, welche ein Volk gegen das andre beobachtete! Diese Treue war Wirkung der Religion.

Eben diese Religion wäre aber doch beynahe Ursache gewesen, daß eben dieses Volk, welches so große

Beweise

Beweise von der Treue seiner Brüder jenseits des Jordans erfahren hatte, dieselben mit Krieg überzogen hätte. Als Ruben, Gad, und der halbe Stamm Manasse in ihr Land zurück gekehrt waren und an die Gränze kamen, die der Jordan zwischen ihnen und dem Lande Kanaan macht, bauten sie daselbst am Jordan einen großen Altar. Sie thaten es jedoch nicht um ihn zu Verrichtung religiöser Gebräuche anzuwenden, sondern er sollte blos ein religiöses Denkmal seyn. Denn es war im mosaischen Gesetze streng verboten, Jehova irgend wo anders zu verehren, als in dem Tempelgezelt, welches Moses hatte erbauen lassen.

Die übrigen Stämme verkannten die Absicht der transjordanischen Israeliten, und glaubten, daß dieselben einen besondern Gottesdienst für sich errichten wollten. Dies erweckte ihren religiösen Eifer in einem solchen Grade, daß sie sich sogleich zu einem Kriege gegen dieselben rüsteten. Dies wäre der erste Religionskrieg gewesen, welchen wir in der Geschichte kennen. Glücklicherweise kam es diesmal nicht dazu, daß der Menschheit ein solcher Schandfleck angehängt wurde! Denn sie schickten doch noch vorher eine Gesandschaft an die dritthalb Stämme im Lande Gilead, die aus Pinehas, dem Enkel Aarons, und zehn Familienhäuptern, aus jedem Stamme Einen, bestand. Diese mußten ihnen die ernsthaftesten Vorwürfe wegen ihres vermeinten Abfalles machen. Sie sprachen:

„Die ganze Gemeine Jehova's läßt euch sagen: was ist das für ein Abfall von dem Gott Israels, den ihr begangen habt, daß ihr euch von Jehova wendet,

und

und einen Altar erbauet, welches nichts anders ist, als von Jehova abtrünnig werden! War die Schuld, die wir wegen des Peor auf uns luden, und von der wir uns bis diesen Tag noch nicht gewaschen haben, nicht genug wegen der Jehova über sein ganzes Volk zürnete? und ihr wollt nun auch von Jehova abtrünnig werden? heute ihr abtrünnig, so daß morgen vielleicht sein Zorn das ganze Volk Israel trift! Ist euer Land unrein, so kommt herüber in das Land, das Jehova eigenthümlich ist, und wo er sein Gezelt hat aufschlagen lassen, und lasset euch mitten unter uns wohnhaft nieder: nur fallet nicht von Jehova ab, und fallet nicht von uns ab, welches durch Errichtung eines eignen Altars für euch ausser dem Altar Jehova, eures Gottes, geschehen würde. Ist nicht, als Achan, der Sohn Serah, sich am Geheiligten verschuldete, die Strafe auf das ganze Volk Israel gefallen? Er war nur Ein Mann: aber nicht blos Einer büßte seine Schuld mit dem Tode.“

Man sieht aus dieser Rede, daß der Religionseifer der Israeliten vorzüglich auf der Furcht vor den Strafen Jehovas beruhete, daß er mithin keinen großen Werth hatte. Doch war er sehr lebhaft, indem die Israeliten lieber einen Theil ihrer Besitzungen abtreten wollten, welches hätte geschehen müssen, wenn

sich

sich die dritthalb Stämme ihrem Vorschlag gemäß unter ihnen niedergelassen hätten, als zugeben, daß gegen die Religion Jehovas gehandelt würde.

Die des Abfalls beschuldigten Stämme wußten indessen dieses Mißverständniß leicht zu heben, und zu zeigen, daß das, was sie gethan hätten, keine Empörung gegen die Religion Jehovas, sondern vielmehr eine Folge ihres Eifers für dieselbe wäre. Sie sprachen:

„Der Gott der Götter, Jehova, der Gott der Götter, Jehova, weis es, und Israel wird es künftig gewahr werden. Haben wir irgend einen Abfall von Jehova dabey vorgehabt, da wir einen Altar erbaueten, und wollten wir uns von ihm abwenden, so sollst du uns von nun an nicht mehr helfen! Haben wir es in der Absicht gethan, Brandopfer, unblutige Opfer, Gastmalsopfer darauf zu bringen, so soll Jehova es strafen. Er soll es strafen wenn wir es nicht blos aus Besorgniß gethan haben, daß etwa künftig eure Nachkommen unsern Nachkommen vorwerfen möchten, wir hätten keinen Antheil an Jehova, dem Gott Israels, er habe zwischen ihnen und uns den Jordan zur Gränze gesetzt, und wir hätten nichts mit ihm zu thun. Ein solcher Vorwurf von Seiten eurer Nachkommen könnte zu Wege bringen, daß unsre Nachkommen aufhörten Jehova

hova zu fürchten. Wir beschlossen also einen Altar zu bauen, nicht zu Brandopfern oder andern Opfern, sondern blos zum Zeugen für unsre Nachkommen gegen eure Nachkommen, daß wir Jehova Gottesdienst erzeigen, und ihm Opfer aller Art bringen, damit eure Nachkommen uns nie unsern Antheil an Jehova absprechen können. Wir dachten, wenn künftig einmal eure Nachkommen etwas dergleichen unsern Nachkommen vorwürfen, so sollen sie antworten: sehet hier die Abbildung des Altars Jehova, die unsre Väter gar nicht zu einigen Opfern, sondern blos dazu gemacht haben, daß sie Zeuge zwischen uns und euch wäre. Fern sey es von uns, von Jehova abtrünnig zu werden, uns von ihm abzuwenden, und einen Altar, ausser den Altar Gottes der vor seiner Wohnung ist, mit dem Zweck zu bauen, daß irgend einige Opfer darauf gebracht werden sollten."

Diese Antwort hielten die übrigen Stämme vollkommen für befriedigend, und dankten Gott und ihren Brüdern, daß sie von der Sorge befreyt worden wären, daß durch die Verschuldung derselben ihnen eine das ganze Volk treffende göttliche Strafe zugezogen werden möchte.

Auch

Auch bey diesem Vorfalle zeigte sich der religiöse Nationalgeist der Israeliten durchaus von seiner politischen Seite. Man betrachtete Gott als ein mächtiges Wesen, mit welchem das Volk im Bündnisse stand, und welches zu beleidigen man sich sehr in Acht nehmen mußte. So wie nun ein mächtiger Monarch wenn er von den Mitgliedern irgend eines Volks beleidigt wird, von dem ganzen Volke Genugthuung oder Bestrafung der Schuldigen fordert, gerade so, fürchteten die Israeliten, werde es Gott mit ihnen auch machen. Sie dachten also nicht daran, daß dieses Verhältniß ganz anders sey, und daß Gott die Schuldigen selbst am besten kenne, sie von den Unschuldigen zu unterscheiden wisse, und sie zu bestrafen wissen werde. Ein Vorurtheil dieser Art hat noch bis in die neuesten Zeiten geherrscht, und man hat es sehr oft zum Vorwande selbstsüchtiger Absichten gebraucht. Viele stolze Eiferer haben besonders den Fürsten manche wahre oder vermeinte Irrthümer vorzüglich von der Seite als gefährlich vorzustellen gesucht, daß sie ihnen vorgespiegelt haben, es könnten durch dieselben dem ganzen Lande göttliche Strafgerichte zugezogen werden. Dank sey es richtigern Begriffen von Gott und seiner Gerechtigkeit, wenn man diese Sprache nicht mehr hört!

Noch einige Bemerkungen über religiösen Nationalgeist überhaupt. Er findet nur da Statt, wo es eine allgemeine Volksreligion giebt. Je vernünftiger und edler diese Religion ist, desto edler wird auch der Nationalgeist seyn, welchen sie erweckt.

Der

Der ächte moralisch-religiöse Nationalgeist wird ein Volk, das ihn besitzt, zu den edelsten Völkern der Erde erheben. Er wird es unter sich selbst mit den festesten Banden verknüpfen, gerecht gegen andre Völker, und muthig und tapfer gegen ungerechte Angriffe machen. In ihm fließt Religion und Politik zusammen, und er ist der Grundstein zu dem Gebäude eines moralischen Reiches Gottes auf Erden.

Es liegt in allen Menschen ein Trieb, diejenigen Ueberzeugungen, welche ihnen von großer Wichtigkeit sind, mit andern gemeinschaftlich zu haben. Dies ist der Grund aller allgemeinen Nationalreligionen. Wenn dieser Trieb auf der rechten Seite gefaßt und richtig geleitet wird, so kann er die schönsten Wirkungen hervorbringen, und zu jenem ächten religiösen Nationalgeiste führen. Besonders dann, wenn es um große Unternehmungen zu thun ist, wozu ein allgemeiner Enthusiasmus des Volks oder seiner Vertreter nöthig ist, wird ein solcher Nationalgeist mit großem Vortheil in Wirksamkeit gesetzt werden *).

*) Eine solche Tendenz haben die vortrefflichen Predigten, welche Herr D. Reinhard bey Eröfnung des sächsischen Landtages gehalten hat, besonders die von 1799, welche Ermahnungen zu bürgerlicher Eintracht enthält, die nach der Bemerkung des Recensenten in der allgemeinen Litteraturzeitung treffliche Wirkungen gehabt haben, wie es ein jeder erwarten wird, der dieses Meisterstück politisch-religiöser Beredsamkeit gelesen hat.

IX. Erneuerung des Bundes der Israeliten mit Jehova. XXIV. 19.

Josua that, wie wir schon gesehen haben, alles im Geiste Mosis. Er erfüllte seine Vorschriften aufs genaueste, gieng überall den Winken nach, welche er gegeben hatte, und benutzte alle die Volksideen, welche Moses zu erregen oder zu beleben gewußt hatte. So vorzüglich die von einem Bunde Jehova's mit den Israeliten.

Nach einer rührenden Rede, in welcher er dem Volke alle die Wohlthaten zu Gemüthe geführt hatte, welche ihm unter der religiösen Leitung, die es genossen hatte, zu Theil geworden waren, erneuerte er diesen Bund, welchen Moses mit großer Feyerlichkeit geschlossen hatte. Er stellte dabey die Wahl einer Religion noch einmal in den freyen Willen des Volks:

„Gefällt es euch nicht, sagte er, Jehova zu dienen, so wählet heute, wem ihr dienen wollt, den Göttern, denen eure Vorfahren jenseits des Euphrats dienten? oder den Göttern der Amoriter, in deren Lande ihr jetzt wohnet? Ich aber und mein Geschlecht wollen Jehova dienen!“

Das Volk versicherte hierauf seinen festen Entschluß, Jehova zu dienen, mit dankbarer Erinnerung der von ihm erhaltnen Wohlthaten.

Josua erinnert hierauf an die Strenge, mit welcher Jehova über seinen Dienst hält, und sagt dem Volke, daß er ein eifersüchtiger Gott sey, bey dessen Dienste es nicht gleichgültig wäre, ob man zugleich andern Göttern diene. Das Volk aber bleibt fest bey seinem Entschluß, und Josua errichtet nun ein öffentliches und förmliches Zeugniß dieses mit Jehova gemachten Bundes. Er schreibt alles auf und errichtet einen Stein als Denkmal des feyerlichen Bundes. Der Stein wird dabey selbst gleichsam personificirt, und Josua spricht: „Er hat alles gehört was Jehova zu uns geredet hat, er sey Zeuge gegen euch, und erinnere euch, damit ihr eures Gottes nie vergesset.“

Die sonderbare Wahl, welche Josua dem Volke zwischen dem Dienste Gottes und dem Dienste andrer Götter überläßt, wirft ein ganz eignes Licht auf die Religionsbegriffe der Israeliten. Wenn sie es für völlig ausgemacht gehalten hätten, daß Jehova der einzige Gott sey, so konnte nur eine Wahl zwischen Religion und Irreligion für sie Statt finden. Sie mußten entweder Jehova verehren, oder aller Religion entsagen. Da sie aber zwischen dem Dienste Jehova's und dem andrer Götter wählten, so folgt daraus, daß sie doch auch diese für wirkliche Wesen und für Götter halten mußten, wenn sie auch Jehova für mächtiger und den Dienst desselben für sich für vortheilhafter hielten. Eben diese Bemerkung läßt sich auch bey mehrern Stellen der mosaischen Schriften

machen,

machen, so wie sie auch schon aus dem Begriffe von Jehova als einem eifersüchtigen Gott folgt. Denn wären die andern Götter wirklich für nichts gehalten worden, so hätte Jehova auf sie nicht eifersüchtig seyn können.

Man sieht hieraus, daß Moses die Israeliten noch nicht zu einem völlig deutlichen Begriffe von der Einheit Gottes hatte führen können, ob gleich alles in seiner Religionslehre darauf abzweckte, sie dahin zu leiten. Die Begriffe neuerer Zeiten von der Einheit Gottes sind darum ungleich heller, weil unsre Religionen sich nicht blos auf historische, sondern auf philosophische Begriffe gründen, deren höherer Werth sich hier in einem sehr vortheilhaften Lichte zeigt.

Allgemeine Bemerkungen über das Buch Josua.

Nach den bisherigen Bemerkungen wird man wohl nicht mehr fragen: was das Buch Josua in der Bibel, d. h. in einer geheiligten Sammlung von Religionsschriften, welche von der Vorsehung bestimmt sind, einem großen Theile der Menschheit als Leitfaden zu Erhellung und Belebung ihrer moralischen und religiösen Einsichten zu dienen, solle? ob wir gleich die theokratische Ansicht desselben nicht gewählt haben, aus welcher man es bisher zu betrachten gewohnt gewesen ist. Wir haben schon einmal gezeigt, daß wir

eine ächte Theokratie, d. h. eine durch göttliche Autorität befestigte Herrschaft vernünftiger und heilsamer Gesetze für die vollkommenste Staatsverfassung halten. Bey der theokratischen Ansicht dieses Buchs kommt es indessen nicht sowohl auf die innere Verfassung des israelitischen Staates, als auf sein äusseres Verhältniß gegen andre Völker an. Nun läßt sich zwar auch ein sehr edles Völkerrecht denken, welches sich auf theokratische Grundsätze gründet. Denn wenn wir Gott als den höchsten Herrn und Regenten der Welt betrachten, und von ihm alle die Rechte ableiten, welche ein jedes Volk gegen das andre behauptet, so werden wir auch nicht anstehen, die Pflichten aufs gewissenhafteste zu erfüllen, welche aus jenen Rechten folgen, und das Verhältniß der Völker unter einander wird dann gewiß das edelste, menschlichste und beglückendste seyn, das sich denken läßt.

Dies waren aber nicht die Grundsätze der israelitischen Theokratie. Sie wurden ganz durch den Geist des Particularismus entstellt, welcher den Israeliten eigen war, indem sie sich für das auserwählte Lieblingsvolk Gottes hielten, und daher ungleich höhere Rechte behaupten zu dürfen glaubten, als sie andern Völkern, die sie für Feinde Gottes und für Verworfne ansahen, zugestanden. Diese Denkungsart können wir keinesweges billigen, weil sie Jesus nicht billigte, der uns belehrt hat, daß Gott der allgemeine Vater aller Menschen sey, und daß alle Menschen sich für Brüder und Kinder eines Vaters im Himmel halten

sollen. Wir können daher auch die Unternehmungen der Israeliten gegen andre Völker, deren ihnen von Gott ertheilte Menschenrechte sie aufs tiefste kränkten, aus ihren theokratischen Grundsätzen nicht rechtfertigen.

Daß diese Grundsätze nicht mit denjenigen zu verwechseln sind, nach welchen die Vorsehung bey Leitung der menschlichen Angelegenheiten verfährt, haben wir mehrmals gezeigt. Der Mensch muß diese Grundsätze, so weit er sie erkennt, oder zu erkennen glaubt, *im* tiefen Gefühl seiner Ohnmacht verehren, und auch da, wo sie ihm wunderbar und räthselhaft scheinen, an ihrer Heiligkeit und Wohlthätigkeit nicht zweifeln, aber er darf sich nie anmaßen sie zu den seinigen zu machen, und sich selbst an die Stelle Gottes setzen zu wollen. Denn bey der Unvollkommenheit menschlicher Einsichten, ist nichts leichter, als sich in demjenigen, was man für Absichten der Vorsehung hält, zu irren, weil der Mensch bey weitem nicht einmal den Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen in dieser Erdenperiode, vielweniger aber das große Ganze übersehen kann, dessen Gränzen sich im Dunkel der Ewigkeiten verlieren.

Wenn wir auch also nicht das Buch Josua, wie die meisten ältern Ausleger, für ein Buch halten können, durch welches wir über die ächten theokratischen Grundsätze, vermittelst des Beyspiels eines Volks, welches nach denselben handelt, belehrt werden, so

haben wir nichts desto weniger viele nützliche Belehrungen für Religion und Moral in demselben gefunden. Denn auch die Verirrungen des menschlichen Geistes in Absicht der Religion und Moralität sind lehrreich, indem sie uns vor Abwegen warnen, auf die auch wir gerathen können, und uns den Werth aufgeklärterer und edlerer Grundsätze in einem desto schönern Lichte zeigen. Und wenn auch das Buch Josua unmittelbar nichts für Moralität und Religion enthielte, so würde es schon dadurch nützlich und lehrreich für dieselben seyn, indem es den Zusammenhang einer Geschichte erhält, welche Stoff zu den wichtigsten Betrachtungen über Religion und Moral und die Veranstaltungen Gottes, dieselben auf der Erde zu erhalten und zu verbreiten, darbietet.

Für die israelitische Geschichte ist das Buch Josua unstreitig von der größten Wichtigkeit. Bey allen den großen Veranstaltungen, welche Moses getroffen hatte, um seinem Volke diejenige Einrichtung zu geben, welche es in der Folge mehrere Jahrhunderte hindurch hatte, und die noch immer die wichtigsten Folgen für dasselbe hat, und es unter allen Völkern auszeichnet, würde es uns doch ein Räthsel bleiben, wie dies alles ausgeführt wurde, da zwischen den trefflichsten Entwürfen der größten Männer und ihrer Ausführung immer noch eine große Kluft befestigt ist, an der die Geschichte die meisten derselben scheitern gesehen hat.

Eben

Eben so wenig würden wir uns die öftern Abweichungen erklären können, welche wir in der Folge der Geschichte von den mosaischen Gesetzen und Einrichtungen finden, wenn wir nicht aus diesem Buche lernten, daß das Land, welches die Israeliten einnahmen, doch nicht so ganz von ihnen bezwungen wurde, wie es hätte geschehen müssen, wenn sie die ganze Einrichtung ungehindert hätten machen wollen, welche dem Plane Mosis gemäß war, und daß noch immer viele von den alten Einwohnern desselben übrig blieben, die sie theils an freyer Ausübung ihrer Religion und der auf sie gegründeten Staatsverfassung hinderten, theils von derselben abwendig machten und zu der ihrigen hinüberzogen, woraus die öftern Abfälle von ihrer Religion, und die daraus erfolgte Schwächung ihrer Macht entstand.

Im Ganzen genommen ist das Buch für die Religion vorzüglich durch die Verbindung merkwürdig, in welcher dieselbe darin mit der Politik steht, wie wir mehrmals bemerkt haben. Zwar ist diese Verbindung schon in den mosaischen Schriften bemerkbar, indem Moses alles darauf anlegte sie zu Stande zu bringen. Allein so lange Moses lebte, konnte er es nicht völlig so weit bringen wie er wollte, daß Religion die einzige Triebfeder der öffentlichen Unternehmungen seines Volks sowohl als der Privathandlungen der Glieder desselben seyn sollte. Er mußte noch immer jedesmal den unmittelbaren Vortheil oder Schaden zu Hülfe nehmen, um auf die Ge-

müther seines Volks zu wirken, und konnte die religiösen Triebfedern, deren Wirksamkeit tiefer und entfernter liegt, noch nicht allemal anwenden, weil die Israeliten größtentheils zu roh und zu sinnlich waren, um sich durch etwas anders als durch unmittelbares Gefühl leiten zu lassen. Bey seinem Tode und nach demselben war aber eine neue Generation herangewachsen, deren Gefühl durch die ägyptische Sklaverey nicht so abgestumpft war, wie das ihrer Väter, und die mithin für höhere Triebfedern und tiefer liegende Gründe mehr Sinn hatten. Sie waren mit einander aufgewachsen, und waren schon mehr gewohnt sich in Verbindung und als ein Volk zu betrachten. Sie hatten daher auch mehr Gefühl für Patriotismus. Auf diesen wirkte nun die Religion vorzüglich, indem die Führer des Volks ihm vorstellten, daß sein Wohl einzig und allein von Jehova und ihrem Gehorsam gegen denselben abhänge. Daher waren sie bereit alles zu erfüllen, was man im Namen Jehovens von ihnen verlangte, und hielten jede Vergehung gegen irgend einen Befehl ihres Gottes für eine Vergehung gegen das ganze Volk. Darum waren sie so strenge in Bestrafung Achans, und so bereit, eine vermeinte Vergehung ihrer Brüder jenseit des Jordans gegen ihre Religion durch Krieg zu rächen.

Eben dieser Patriotismus war nebst ihrer Religion auch die einzige Grundlage ihrer Moral, in sofern man sagen kann daß sie Moral gehabt haben. Sie hielten sich alles gegen fremde Völker für

erlaubt,

erlaubt, und glaubten nur das Wohl ihres Volks, aber dieses auch in einem sehr hohen Grade zu befördern verpflichtet zu seyn. Daher hielten sie die Handlung der Rahab für eine löbliche That, ohngeachtet sie an sich nichts weniger als dieses war, und belohnten dieselbe. Daher unterwarf sich Achan, dessen Verschuldung man die Ursache eines Unfalls, welcher dem Volke bey Ai begegnete, zuschrieb, so willig einer sehr harten Strafe für eine an sich unbedeutende Vergehung. Daher schonten sie der Gibeoniten ohngeachtet ihres ihnen gespielten Betrugs, weil sie in Ansehung ihrer eine religiöse Verpflichtung durch einen Eid übernommen hatten, welchen zu brechen sie dem Wohl ihres gesammten Volks für gefährlich hielten.

Nur gegen das Ende ihrer, mehr durch glückliche Zufälle und die Uneinigkeit und Zerstückelung der Bewohner Kanaans, als durch die Tapferkeit der Israeliten bewirkten, Eroberung des Landes fängt sich an einiger Heldengeist zu zeigen. Dieser findet sich überall nur in Verbindung mit wenigstens einigem Wohlstande, ausser wo er das Werk der Verzweiflung ist, da ihn auch das tiefste Elend erzeugt.

Es ist überhaupt merkwürdig, und es bürgt sehr für die Glaubwürdigkeit dieses Buchs, daß die Thaten der Israeliten, ohngeachtet sie, im Ganzen genommen, immer von großer Wichtigkeit sind, in

demselben nicht so dargestellt werden, daß durch sie ein vorzügliches Licht auf die Tapferkeit und den Heroismus dieses Volks fällt. Sie erscheinen vielmehr ganz so wie es der Charakter gewöhnlicher und roher Menschen ist, im Unglück verzagt und im Glück übermüthig und grausam. Parcere devictis et debellare superbos war bessern Zeiten vorbehalten.

Das Buch

der Richter.

Das Buch der Richter.

Auch dieses Buch ist, so wie die meisten historischen Bücher der Israeliten, zur Ehre der Theokratie geschrieben. Es enthält die Geschichte dieses Volks in einer Periode, in welcher es in der größten Zerrüttung war; die Verfassung, welche ihm Moses hatte geben wollen, war nie völlig zu Stande gekommen; und wenn auch die Gesetze Mosis bey Josuas Leben, und so lange die Generation existirte, welche sich unter ihm gebildet hatte, mit vielem Eifer, wenigstens in so weit beobachtet wurden, als es den Umständen nach möglich war, so kamen sie doch nach der Zeit immer mehr in Vergessenheit. Dieser Vernachlässigung der mosaischen Verordnungen schreibt der Verfasser dieses Buchs alle die Unglücksfälle zu, welche den Israeliten begegneten, und ihrer Reue darüber ihre jedesmalige Errettung. Und in der That zeichneten sich auch diejenigen, unter deren Anführung die Israeliten sich vom Druck ihrer Feinde retteten, sämmtlich durch Eifer für die Verehrung Jehovens aus. Dies Buch ist also ebenfalls ein Denkmal der großen Wirkungen der Religion.

Für die Moral eröffnet es einen Schauplatz voll von den mannigfaltigsten Charakteren, die ungemein treu und nach der Natur gezeichnet sind. Es stellt eine Reihe von Helden auf, davon ein jeder im Geist

seiner

seiner Zeit und seiner Nation handelte, aber doch auch mancherley Individualitäten bemerken läßt. Diese Helden sind um so mehr mit alle ihren Fehlern und Tugenden dargestellt, weil man in den spätern Zeiten, in welchen dieses Buch geschrieben wurde, alles für Tugend hielt, was ein solcher alter Held gethan hatte. Nur Abfall von der Religion Jehovens macht hiervon eine Ausnahme. Diesen konnte ein Mann, der im Geiste des Verfassers dieses Buches schrieb, nie billigen. Da er dem ohngeachtet aber diesen selbst bey seinen gepriesensten Helden nicht verschweigt, wenn sie sich denselbe zu Schulden kommen ließen, so kann man um so mehr in den übrigen Stücken auf seine historische Treue rechnen.

Man kann das Buch richtiger ein Heldenbuch der Israeliten, als das Zeitalter, von welchem es handelt, ein Heldenalter nennen. Denn die Israeliten, im Ganzen genommen, zeigen sich in demselben als gar schlechte Helden. Desto mehr mußten es freylich ihre Anführer seyn, wenn sie mit ihnen etwas ausrichten wollten. Daher sind diese allerdings Helden zu nennen, und ein Buch, welches hauptsächlich von ihnen handelt, kann den Namen eines Heldenbuches verdienen *). Freylich waren diese mit vorzüglichen Körper- und Geisteskräften und mit einem hohen Muth versehene Menschen, den ihnen indessen wohl öfter

Aber-

*) Man vergl. über diesen Gesichtspunkt Herrn D. Ziegelers theologische Abhandlungen, Göttingen 1791. Dritte Abhandlung, Bemerkungen über das Buch der Richter aus dem Geist des Heldenalters S. 262 folg.

Aberglaube und Verzweiflung, als vernünftige und moralische Gründe einflößten, größtentheils keine moralische Helden.

Das Buch zerfällt in zwey Theile, wovon der letzte vom siebzehnten Kapitel an bis zu Ende von vielen nur als Anhang des erstern betrachtet worden ist, indem er sich von demselben in mehrern Stücken unterscheidet, auch nicht einmal denselben Verfasser zu haben scheint.

„Der erstere Theil hat, nach Eichhorns Bemerkung *), eine gewisse Einheit und Ründung, aus welcher eine bestimmte Absicht oder eine Art von Plan deutlich hervor leuchtet. Das erste Kapitel erzählt, um auf den Inhalt des Buchs vorzubereiten, wie weit die Kriege mit den Kananitern nach Josuas Tode fortgesetzt worden, und welche und wie viele Stämme den Kananitern für einen Tribut Begnadigung haben angedeihen lassen; das zweyte umfaßt mit Einem Blick die Summe der Folgen, die aus dieser Verschonung entstanden sind; mit dem dritten Kapitel fängt die vollständige Ausführung dieser Folgen an. Daß alle Ueberfälle und Unterdrückungen der Hebräer durch die benachbarten Völker Folgen ihres Abfalls von der alleinigen Verehrung Jehovas und diese wieder Folge von ihrer unzeitigen Verschonung der Kananiter gewesen — dies ist der Satz, von dem der Verfasser ausgeht, und auf den

er

*) Eichhorns Einleitung Th. II. S. 420.

er immer wieder zurück kommt, so oft er die Geschichte einer neuen Unterjochung zu erzählen anfängt (Kap. II und III, 7, 12. IV, 1. VI, 1. X, 6. XIII, 1). Um diesen Satz ins Licht zu setzen, sammelt er allerley Fragmente aus der Hebräischen Geschichte vor und nach Josuas Tod; und nach diesem Gesichtspunkt wählt er auch einzelne Begebenheiten aus den Zeiten zwischen Josua und Eli aus. Daher hält er sich immer blos an die Unterdrückungen des Volks seiner Abgötterey wegen, an ihre Befreyung durch einzelne Helden, und ihre Rückkehr zur Verehrung Jehova's, so lange diese Helden an ihrer Spitze standen. — Er wollte also keine zusammenhängende Geschichte der Hebräer zwischen Josua und den Königen schreiben. Daher giebt er auch nicht einmal einen deutlichen Begriff von der innern Verfassung der Hebräer, und von dem Verhältniß der einzelnen Stämme unter einander um diese Zeit; er meldet nicht einmal immer, wie viele Gewalt ein Richter gehabt, und über wie viele Stämme sich seine Herrschaft erstreckt habe; er giebt nicht einmal immer die Zeiten an, die ruhig und frey gewesen sind. Sichtbar war also seine Absicht blos, durch eine Sammlung von Heldenthaten gegen die Nachbarn der Hebräer seinen Hauptsatz zu beweisen: und was als Beytrag zur Geschichte der Hebräer überhaupt darin vorkommt, ist als gelegentliche Zugabe blos deshalb eingeflossen, weil es sich nicht wohl von der Haupterzählung trennen ließ."

Mit diesem Hauptgesichtspunkt der ersten sechszehn Kapitel steht der Inhalt der letzten fünfe nur

dann

dann in Verbindung, wenn man von dem religiösen Gesichtspunkte abstrahirt, welcher den ersten zum Grunde zu liegen scheint. Zwar enthält die Geschichte von der Abgötterey der Daniten auch einen Gegenstand, welchen man zu den Nachrichten von der Abgötterey des Volks rechnen kann; aber die Erzählung von dem Kriege der eilf Stämme mit den Benjaminiten kann dahin nicht gerechnet werden, da er nicht wegen Abgötterey, sondern wegen einer Schandthat andrer Art angefangen wurde. Dabey scheint sich dieser Anhang auch durch die Schreibart und durch mancherley Umstände, welche einen spätern Ursprung verrathen, zu unterscheiden, und daher von einem andern und spätern Verfasser geschrieben zu seyn, als der erste Theil. Doch läßt sich weder der eine noch der andre errathen, und nur so viel dürfte ausgemacht seyn, daß es, wie Eichhorn behauptet, ein abenteuerlicher Einfall ist, daß Esra dieses Buch verfaßt haben sollte. Indessen lassen sich immer beyde Theile als ein Ganzes betrachten, welches einen gemeinschaftlichen Zweck hatte, wenn man als einen solchen annimmt: daß es bestimmt war, die nachtheiligen Folgen der Anarchie zu zeigen. Mit Abweichung von der Religion Jehova's, welche die Grundlage der israelitischen Staatsverfassung war, war jedesmal Anarchie nothwendig verbunden, daher jenes in den ersten sechzehn Kapiteln der Hauptgesichtspunkt zu seyn scheint. Aber man kann das Ganze auch so fassen, daß die ersten sechszehn Kapitel bestimmt waren, die nachtheiligen Folgen der Anarchie für die Israeliten in Rücksicht auf ihre äußern Verhältnisse zu zeigen. Sie

wurden von fremden Völkern unterdrückt. — Die fünf letztern sollten die nachtheiligen innern Folgen schildern. Diese waren 1) Verfall der Religion, Kap. XVII. XVIII. 2) Verfall der Sitten, Kap. XIX. 3) Bürgerliche Kriege, Kap. XX. und XXI.

Das Buch scheint daher unter den Königen, von einem Freunde der monarchischen Verfassung, zu ihrer Empfehlung geschrieben zu seyn.

Wir haben es überall mehr mit einzelnen Zügen und Bemerkungen, als mit der Absicht des Ganzen zu thun, und diese könnte für uns alles Interesse verlohren haben, und dennoch ein Buch um jener willen für uns noch wichtig seyn. Bey diesem Buche ist dies indessen weniger der Fall als bey manchen andern, da es nach der Absicht seines Verfassers selbst zum Theil einen der Religionswissenschaft verwandten Zweck hatte, nämlich den, zu zeigen, daß Treue gegen die mosaische Religion die Israeliten jedesmal glücklich, Untreue an derselben aber sie unglücklich machte. Diese Bemerkung wird in diesem Buche durch mannigfaltige Erfahrungen bestätigt. Wir möchten indessen doch den Grund davon anders wo suchen, als da, wo ihn der Verfasser des Buchs zu finden glaubt, und wo ihn überhaupt die israelitischen Geschichtschreiber, welche diese Bemerkung durch ihre ganze Geschichte hindurch führen, suchen. Sie glaubten nämlich, daß Jehova durch die Untreue des Volks beleidigt wurde, und sich sogleich an demselben rächte, und ihm seinen Schutz und Segen entzog, daß er dagegen durch Rückkehr und Reue wieder versöhnt wurde, und dieselbe dadurch belohnte,

lohnte, daß er den Israeliten Glück zu ihren Unternehmungen gab.

Nach aufgeklärten und moralischen Begriffen von Gott, müssen wir eine solche Rache seiner höchst unwürdig finden. Auch wissen wir und haben es schon oft bemerkt, daß Gott nicht in diesem Leben straft, und daß man Unglück nie für einen zuverlässigen Beweis von Verschuldung ansehen kann. Wir müssen uns daher die Erfahrung, daß auf Untreue gegen die Religion bey den Israeliten jedesmal Unglück folgte, und der Eifer für dieselbe ihnen Glück bereitete, aus ganz andern Gründen erklären.

Religion war das Band, welches die Israeliten als Volk zusammen hielt, das Unterscheidungszeichen von andern Nationen, ihr eigenthümliches und gemeinschaftliches Gut, was ihnen, wenn sie mit festem Glauben daran hiengen, den Muth und die Versicherung gab, daß sie sich über alle Völker erheben würden. So lange sie ihr treu blieben, fühlten sie sich über andre Völker erhaben, sahen sich in der festesten Verbindung, versprachen sich den mächtigsten Schutz ihres Gottes, und strebten alle nach einem gemeinschaftlichen Zwecke. Wer hätte ein so gesinntes Volk sollen unterdrücken können? So bald sie aber ihrer Religion untreu wurden, und zu der, welche andre Völker hatten, übergiengen, so fühlten sie sich eben dadurch unter jene herabgesetzt, weil bey denselben der Dienst der Religion, welcher den Israeliten neu war, alt und von vollkommner Einrichtung war. Sie konnten also von ihren neuen Göttern das nicht hoffen, was die alten Verehrer derselben sich von ihnen

versprechen durften. Zu gleicher Zeit wurden sie Schüler derer Völker, zu deren Religion sie übergiengen, und wie klein ist der Schritt vom Schüler zum Untergebenen? Da nun mit Verlust ihrer Religion die Israeliten auch jedesmal ihre ganze gesetzmäßige Verfassung verlohren, so mußte es, so bald sie ihr untreu wurden, andern Völkern leicht werden, sie zu unterjochen. Was also eine natürliche Folge der Einrichtung ihrer Religion und der Verwebung derselben mit ihrer politischen und bürgerlichen Verfassung war, dem schrieben sie eine übernatürliche Ursache zu, so wie der Morgenländer überhaupt nur gar zu gern übernatürliche Ursachen natürlicher Erfolge angiebt.

I. Ueber den Hang der Israeliten zur Abgötterey.

Kap. II. 10—21.

Die eben erwähnte Betrachtungsart der Abgötterey der Israeliten sammt ihren Folgen, theilt der Verfasser, ehe er besondre Erfahrungen darüber anführt, in folgenden Worten im Allgemeinen mit:

„Das ganze Geschlecht, welches unter Josua gelebt hatte, starb nach und nach aus, und ein anderes trat an seine Stelle, das Jehova, und was er für Israel gethan hatte, nicht kannte. Da thaten die Israeliten was Jehova mißfällig war, und dienten den Baals. Jehova den Gott ihrer Väter verließen sie, der sie aus Aegypten geführt hatte, wandten sich zu andern Göttern der benach-

barten

barten Völker, und beteten sie ihm zum Verdruß an. Jehova verließen sie und dienten den Baal und Aschtarot. Hierüber zürnete er mit Israel, gab sie denen, die sie plündern wollten, zur Beute, und ihren Feinden von allen Seiten her preis, daß sie ihnen nicht mehr widerstehen konnten; wo sie nur zu Felde giengen, war Gottes Hand gegen sie, wie er es ihnen gedrohet und beschworen hatte, und sie kamen in die äußerste Noth. Alsdann schickte es Gott so, daß einer unter ihnen auftrat, Richter ward, und sie von der Gewalt derer befreyete, deren Beute sie bisher gewesen waren, aber auch diesen Richtern gehorchten sie nicht, sondern hiengen mit abgöttischer Liebe an andern Göttern, und beteten sie an: sehr bald wichen sie von dem Wege, auf dem ihre Väter gegangen, und den Geboten Jehovens gehorsam gewesen waren: sie handelten nicht so. Schenkte ihnen Jehova Richter, so war er mit dem Richter, und befreyte sie von ihren Feinden, so lange der Richter lebte: denn ihr Seufzen unter dem Druck der Feinde bewegte ihn zum Mitleiden. Starb aber der Richter, so machten sie es im Dienst andrer Götter noch schlimmer als ihre Väter, und ließen nichts von ihren Uebelthaten und verhärteten

Aberglauben nach. Jehova ward daher zornig über Israel, und sprach: weil dies Volk den ihren Vätern vorgeschriebenen Bund mit mir übertritt und mir nicht gehorchet, so will Ich auch keins der Völker weiter austreiben, die noch im Lande übrig gewesen sind als Josua starb.«

»Um die Israeliten auf die Probe zu stellen, ob sie auf dem von Jehova vorgeschriebenen, und von ihren Vätern betretenen Wege bleiben würden, hatte Jehova diese Völker noch im Lande gelassen, ohne sie sogleich auszutreiben, und gab Josua das Vermögen nicht, sie ganz zu überwältigen.«

Diese Stelle ist ungemein wichtig, weil sie ganz deutlich den Gesichtspunkt bezeichnet, aus welchem alle israelitische Geschichtschreiber die Schicksale ihres Volks, ihre Verhältnisse gegen Jehova und gegen andere Völker beurtheilten. Diejenigen von diesen Schriftstellern, deren Schriften auf uns gekommen sind, waren sämmtlich von der theokratischen und priesterlichen Parthey. Hätten wir Schriftsteller der Israeliten, welche entweder für eine andre Art der Gottesverehrung als für den Dienst Jehova's gestimmt waren, oder solche, die gegen alle Religion gleichgültig waren, so würden wir wahrscheinlich ganz andre Ursachen des Verfalls oder der Erhebung der Israeliten angegeben finden. Indessen bleibt das Urtheil dieser in sofern unstreitig sehr richtig, als Religion und Verfassung der Israeliten im genausten

Zu-

Zusammenhange standen, und dies Volk nur dann glücklich seyn konnte, wenn es genau bey seiner Verfassung blieb, indem es ausserdem der traurigsten Anarchie und Zerrüttung preis gegeben und alle Bande zerrissen waren, die es gegen die Angriffe andrer Völker vereinigten und stark machten.

Es bieten sich hierbey verschiedene Bemerkungen dar, welche für die Religionslehrer von Wichtigkeit sind, vorzüglich über den Hang der Israeliten zur Abgötterey und über das Verhalten, welches Gott in Rücksicht auf denselben zugeschrieben wird.

Ueber den Hang der Israeliten zur Abgötterey, welcher ein in unsern Zeiten sehr befremdendes Phänomen ist, ist schon manches bey 2 B. Mos. XX. 8 gesagt worden. Da wir auch nicht die geringste Neigung zu einer Sache spüren, von der sich die Israeliten, wie von einer Wuth hinreissen ließen, und von der sie nur durch Furcht und wirkliche Ereigniß der größten Unglücksfälle abgehalten werden konnten, so scheint es, als ob die Israeliten in dieser Rücksicht eine ganz andre Art von Menschen gewesen wären. Diese Sache wird noch räthselhafter, wenn wir finden, daß die Israeliten nur bis zu einem gewissen Zeitpunkt, bis zu ihrer gezwungenen Auswanderung nach Chaldäa von dieser wüthenden Neigung beherrscht wurden, dann aber die Abgötterey eben so sehr verabscheuten, als sie zuvor für dieselbe eingenommen gewesen waren. Michaelis erklärt im mosaischen Rechte Th. I. §. 32 S. 157 die Sache so:

„Unter allen den Völkern, mit welchen die Israeliten Umgang hatten, herrschte der Dienst mehrerer Götter, oder um Ein Wort zu gebrauchen, die Vielgötterey. Dieser dumme Aberglaube war damals der sensus communis, d. i. weil alle Menschen so dachten, so war er sehr ansteckend, und wahre Philosophie, die nur Einen Gott glaubte, schien so lächerlich, daß sie sich selbst verdächtig werden mußte. Zu unsrer Zeit hat man wenig Versuchung, mehr als Einen Gott zu glauben, denn die größten und vernünftigsten Völker des Erdbodens sind entweder Christen, oder Muhammedaner, und kommen darin überein, daß nur Ein Gott sey, und deren ihre Meinung ist uns (ich will nun lieber das mehr ausdrückende Englische Wort gebrauchen,) common sense, oder Menschenverstand, von dem wir nicht leicht abweichen, ohne uns lächerlich oder verdächtig vorzukommen. Hingegen von der Zeit Mosis bis auf die babylonische Gefangenschaft finden wir stets die Verehrung eines einzigen Gottes, selbst unter dem israelitischen Volk, mit dem Aberglauben der Vielgötterey ringend, und es scheint als waren die Israeliten im Kopfe verrückt, und durch einen Wahnwitz getrieben mehr Götter zu glauben und zu ehren. Wir dürfen uns hierüber nicht wundern. Gewisse Meinungen sind zu gewissen Zeiten ansteckend, und wir selbst würden mit der nämlichen Thorheit dieselbe Neigung zum Aberglauben fühlen, wenn wir ein kleines Volk ausmachten, das mit einer ganzen Welt von Götzendienern umgeben wäre. Wir sehen auch, daß nicht die künstlichen und dabey strengen Gesetze Mosis, nicht die Wunder des einzigen wahren Got-

tes,

tes, deren historische Wahrheit das Volk annahm, diese wunderliche Neigung haben überwältigen können, bis eine gewisse Veränderung in der Welt vorgieng. Selbst der weiseste unter den israelitischen Königen, der uns als Gelehrter und Philosoph gepriesen wird, Salomo ward von einem Wahnwitz geplagt, dessen sich jetzt die dummsten Fürsten ohne Mühe enthalten: er fiel, wer sollte es glauben? in Abgötterey. Diese Gemüthskrankheit des Volks und des menschlichen Geschlechts blieb in ihrer völligen Stärke, bis auf die Zeit, da Cyrus sein Reich durch das ganze westliche Asien ausbreitete. Die Perser waren Feinde des Götzendienstes, sie glaubten nur einen einzigen unsichtbaren Gott, dessen schwaches Bild das Feuer sey; diesen und nicht das Feuer beteten sie an: sie waren daher den Juden zugethan, und es kostete dem Cyrus keine schwere Religionsänderung, durch ein öffentliches Manifest zu bekennen, Jehova, der Gott des Himmels, der durch Jesaias von ihm habe weissagen lassen, habe ihm alle seine Siege verliehen, und die eroberten Königreiche seyn dessen Geschenk. Zum Dank und aus Gehorsam gegen die alte Weissagung, schickte er das Volk dieses einzigen Gottes wieder nach Palästina zurück: und seine Nachfolger, die dem griechischen und egyptischen Götzendienst recht bilderstürmerisch feind waren, ließen für sich im Tempel zu Jerusalem opfern. Nun hatte der Dienst eines einzigen Gottes nicht mehr das, der Mode und dem Sinn des menschlichen Geschlechts widrige an sich, als vorher; und wir finden von nun an die Juden als eifrige Diener eines einzigen Gottes, denen die Griechen auch

durch die heftigsten Verfolgungen die Religion der gesunden Vernunft nicht wieder nehmen konnten, welche man bey ihren Vorfahren durch beynahe eben so heftige Strafen nicht hatte aufrecht erhalten können.“

Diese Bemerkungen weisen sehr bestimmt auf die nächsten Ursachen hin, welche den Hang der Israeliten zur Abgötterey und das Aufhören desselben, so bald der Orient unter die Herrschaft der Perser kam, veranlaßten; es war Zeitgeist und Folge des Nachahmungstriebes, der ein einzelnes Volk in der Mitte vieler anders denkenden hinderte seine Selbstständigkeit zu behaupten. Allein der Grund dieses Zeitgeistes selbst, die Ursache, wie Vielgötterey gemeine Denkungsart oder Sache des Menschenverstandes, wie es Michaelis nannte, werden konnte, ist damit noch nicht erklärt.

Man nimmt gewöhnlich an, daß dasjenige, was man sensus communis, Common-sense, Menschenverstand nennt, allen Menschen gemein ist, und begleitet dies Wort daher gewöhnlich mit dem Beyworte gemein, und spricht vom gemeinen Menschenverstande. In unsern Zeiten hat man den gemeinen Menschenverstand so gar oft zum Richter aller Wahrheit machen wollen, besonders hat dies einer unsrer berühmtesten Philosophen noch ganz neuerlich gethan *), und

*) Reinhold. Man sehe die Verhandlungen über die Grundbegriffe und Grundsätze der Moralität aus dem Gesichtspunkte des gemeinen und gesunden Verstandes, zum Behuf der Beurtheilung der sittlichen, rechtlichen, politischen und religiösen Angelegenheiten, herausgegeben von

und eine Gesellschaft zu stiften versucht, in Verbindung mit welcher er die ächten Aussprüche des gemeinen Menschenverstandes zu finden hofte, die uns indessen wohl eher die Aussprüche ihres besondern, grösstentheils durch unsre Zeitphilosophie gebildeten Menschenverstandes, als die des gemeinen mittheilen dürfte, wie die bereits erschienenen Proben gezeigt haben. Wie sollte sich nun der gemeine Menschenverstand so widersprechen, und etwas zu einer Zeit Resultat desselben seyn können, was es zu der andern nicht ist?

Es kann also etwas gemeine Denkungsart seyn, ohne daß es deswegen im gemeinen Menschenverstande gegründet seyn sollte.

Die Ursach dieser Verschiedenheit der Denkungsart der ältern und neuern Zeiten in Rücksicht auf die Religion, liegt daher in den verschiedenen Gründen, auf welche sich die allgemeinsten Religionsideen bey dem grösten Theile der Menschen stützen. Die gemeinsten subjektiven Quellen der Religion sind entweder historische Mittheilung, oder Nachdenken. Die Gründe der Religion können bey verschiednen Menschen also entweder historisch oder philosophisch im weitesten Sinne des Worts seyn. Die Religion kann als eine Erzählung, deren Wahrheit sich auf die Glaubwürdigkeit des Erzählers gründet, oder als ein Inbegriff von Sätzen, die durch Vernunft und Gründe als richtig erkannt werden müssen, betrachtet werden. Das erstere war der Fall bey den

---

von C. L. Reinhold, Professor in Kiel. Erster Band. Lübeck und Leipzig 1798.

der ältern Religionen, in sofern sie Volksreligionen waren. Sie waren sämmtlich historisch, und der größte Theil der Menschen nahm sie auf Autorität an. So glaubten z. B. die Israeliten an einen Gott, welcher Himmel und Erde erschaffen hat, nicht deswegen, weil das Daseyn und die Ordnung der Dinge in der Welt sie veranlaßte, auf einen höchsten, weisen und mächtigen Urheber derselben zu schließen, sondern weil Moses ihnen glaubwürdig versichert hatte, daß ihm ein Gott erschienen sey, der sich als den einzigen wahren Gott Schöpfer Himmels und der Erden angekündigt habe. Viele giengen ohnstreitig auch in Ansehung der Autorität, um welcher willen sie ihren Religionsglauben annahmen, nicht einmal so weit zurück, sondern sie glaubten blos was ihre Priester sagten, und weil sie es sagten. Wenn sich nun Priester anderer Religionen fanden, welche mehr Ueberredungsgabe besaßen als die israelitischen, wenn ihr Religionsglaube in Erzählungen bestand, welche der Einbildungskraft oder den Begierden, dem Aberglauben und den Vorurtheilen mehr schmeichelten als die mosaischen, wenn der Dienst, welchen sie ihren Göttern leisteten, ein glänzendes Aeussere hatte, und bequemer war als der mosaische, oder sie aus andern Gründen mit diesem unzufrieden waren, wie leicht mußte es ihnen werden sie zum Abfall zu bewegen, und zu einer fremden Religion zu verleiten? Da nun die Religionen der übrigen Völker nicht eine solche historische Einheit hatten, wie die mosaische, sondern gewöhnlich aus mehrern verschiedenartigen Erzählungen zusammengesezt waren, so enthielten sie natürlich Vielgötterey.

terey. So wäre also die Ursache des Hanges der Israeliten zur Abgötterey, nicht so wohl darin zu suchen, weil die Annahme mehrerer Götter ihrem Verstande gemäßer gewesen wäre, als die eines einzigen, als vielmehr darin, daß alle andre Religionen, zu welchen sie übergehen konnten, gerade polytheistisch waren, und darin, daß eine historische und auf bloße Autorität sich stützende Grundlage einer Religion zu schwach ist, um den scheinbaren Gegengründen, welche für Autoritäten anderer Art vorgebracht werden können, das Gegengewicht zu halten. Denn jede historische Meinung läßt noch andern gleicher Art Raum, und neben einer Erzählung können in dem Gedächtnisse eines Menschen unzählige andere Statt finden, und von ihm für wahr gehalten werden.

Ganz anders verhält es sich mit einer Religion, welche sich auf Nachdenken und auf Gründe stützt, wenn auch ihre weitere Ausführung ganz oder größtentheils ein Werk der Einbildungskraft seyn sollte. Denn jede vernünftige Wahrheit ist einzig in ihrer Art, und es kann nichts, was ihr widerspricht, zugleich als wahr angenommen werden. So bald also die Menschen, oder der größte Theil derselben anfiengen, nicht mehr blos um irgend einer Autorität willen, sondern durch vernünftige Gründe bewogen, einen Religionsglauben anzunehmen, so mußte dieser Glaube auch, so lange wenigstens, als sie mit fester Ueberzeugung daran hiengen, der einzige seyn, welcher bey ihnen Statt finden konnte. Da nun die Vernunft, so bald sie bey der Religion gehört wird, für einen einzigen Gott entscheidet, sich mit der

Annah-

Annahme desselben vollkommen befriedigt fühlt, und den Glauben an mehrere nicht allein überflüssig, sondern auch widersprechend findet, so mußten die Menschen dem Monotheismus geneigt werden, so bald sie nur ihre Religion auf Vernunftgründe zu bauen anfiengen.

Dies war bey der Religion der alten Perser der Fall. Schon lange vor dem Zoroaster herrschte in Persien *) eine Volksreligion, deren Gegenstand, wie die Religionen andrer Völker des Orients, die Verehrung der Gestirne, hauptsächlich der Sonne und der lebendigen Kräfte der Natur überhaupt, der Elemente, der Winde u. s. w. war. Die höchste Gottheit der Perser war also die ganze Natur, und vorzüglich der Himmel, der Urquell des Lichts, und ihm waren die übrigen, die Sonne, der Mond u. s. w. untergeordnet. Am meisten zeichnete sich die älteste Religion der Perser durch die Simplicität und Würde des Cultus aus. Sie hatten keine Tempel, keine Bildnisse ihrer Götter; das Feuer war ein heiliges Symbol derselben, sie opferten auf den Gipfeln der Berge die Erstlinge der Früchte, und begleiteten das Opfer mit feyerlichen Hymnen. Bey dieser Beschaffenheit ihrer Religion, welche wahrscheinlich bey dem Volke auch nur auf Auctorität gegründet war, und durch Tradition erhalten wurde, waren die Perser für jeden fremden Religionscultus empfänglich; wozu die den Aberglauben

*) M. s. Herrn Prof. Buhlens Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. Erster Theil S. 71.

den begünstigende Idee, daß die Naturkräfte göttlich seyn, sie verführt zu haben scheint.

Aber noch vor der Regierung des Cyrus gieng in Medien, welches mit Persien größtentheils dieselbe Volksreligion hatte, bey der Kaste der Magier eine Religionsveränderung vor. Diese bewirkte Zoroaster, der die medische Volksreligion nicht so wohl umschuf, als vielmehr nur läuterte und verbesserte, und auf bestimmte Begriffe brachte. Dadurch ward nun die Religion Sache des vernünftigen Nachdenkens. Von dieser Zeit an hat sich die Religion Zoroasters unter verschiedenen Schicksalen, und selbst unter dem Joche der Araber bis auf unsre Zeiten erhalten.

Da die Perser, welche unter dem Cyrus mit den Medern zu einem Volke zusammenflossen, unter eben diesem Monarchen der Herrschaft Asiens sich bemächtigten, und sie unter mehrern seinen Nachfolgern behaupteten, so hatten die von Zoroaster aufgestellten Religionsbegriffe den größten Einfluß auf die Religionen aller Völker des Orients. Er verfehlte ihn auch nicht bey der israelitischen. Zoroaster nahm zwey Urprincipien aller Dinge, ein gutes und ein böses an. Ormuz und Ahriman theilten sich in die Herrschaft der Welt. Dem zufolge lernten die Juden von der Zeit an, da sie unter der Herrschaft der Perser gestanden hatten, ihrem einzigen höchsten Gott ein böses Wesen beygesellen, dem sie zwar wohl nicht in dem Grade gleichen Rang mit dem guten Gott beylegten, in welchem die Perser es thaten, bey denen indessen der gute Gott dem bösen auch immer noch an Würde und

Macht

Macht überlegen war, aber doch eine große Macht und Furchtbarkeit zuschrieben.

Hier verdient nun vorzüglich derjenige Einfluß bemerkt zu werden, welchen Zoroasters Religion im Allgemeinen auf diese Religionsbegriffe hatte: daß er sie aus historischen in philosophische verwandelte, und ihre Anhänger sie jetzt nicht mehr auf die bloße Tradition, sondern auf vernünftiges Nachdenken gründeten, bey welchem ihnen die Harmonie der Tradition freylich sehr willkommen war. Von der Zeit an hiengen daher auch die Israeliten weit fester an ihrer Religion als zuvor. Denn jetzt kam es nicht mehr auf bloße Autorität und Ueberredung, sondern auf Gründe und auf Ueberzeugung an, wenn man sie in ihrer Religion wankend machen wollte. Ihre nunmehr philosophisch gewordene Religion fand bald Gelegenheit ihre größere Festigkeit gegen die historischen Religionen zu bewähren. Die Griechen stürzten die persische Herrschaft unter Alexandern. Dieser Eroberer dachte zwar zu groß, oder war zu sehr mit andern Planen beschäftigt, als daß er die griechische Religion den von ihm bezwungenen Völkern hätte aufdringen wollen. Allein unter seinen Nachfolgern versuchten dieses die Beherrscher Syriens, die Antiocher, mit großer Gewaltthätigkeit. Die historischen Religionen der Griechen hatten jetzt weit mehr für sich als in ältern Zeiten die Religionen gehabt hatten, durch welche die Israeliten so oft zum Abfall und zur Abgötterey verleitet wurden. Das Vorurtheil eines hohen Alterthums, unzählige Wunder- und Orakelsprüche, die für sie angeführt werden konnten, das große Glück, welches ihre

Ver-

Verehrer gemacht hatten, das Beyspiel des Königs und aller Mächtigen: Alles dieses vermochte selbst in Verbindung mit den größten Gefahren, Verfolgungen und Martern nicht, die nunmehr auf festem Boden gewurzelte Religion der Juden zu vertilgen, und sie zu verleiten, die Verehrung eines einzigen höchsten Gottes mit dem Dienste mehrerer Götter zu vertauschen. Ihr Religionseifer diente ihnen endlich auch hier zur Rettung. Er gab ihnen den Muth, sich unter der Anführung der Makkabäer tapfer zu vertheidigen, und endlich vom fremden Joche zu befreyen. Diese Angriffe der historischen Religionsideen auf die jüdische Religion, wurden unter der Herrschaft der Römer, zwar nicht mit Hülfe einer gleichen Gewaltthätigkeit, aber doch mit Unterstützung eines noch ungleich größern Glanzes und verführerischer Beyspiele wiederholt, und vermochten doch nichts auszurichten.

Dies große Beyspiel zeigte sehr deutlich, welch' einen größern Werth, welch eine unerschütterlichere Festigkeit eine auf vernünftige Gründe gebaute Religion gegen eine solche habe, die sich blos auf Autorität gründet, sollte diese Autorität auch, wie es bey der mosaischen der Fall war, höchst glaubwürdig seyn.

Noch immer stehn unter uns für den Religionslehrer beyde Wege offen. Er kann die Religion, welche er lehrt, in den Gemüthern seiner Zuhörer entweder auf historische Autorität, oder auf vernünftige Gründe bauen. Das eben ausgeführte Beyspiel zeigt, wie wenig haltbar blos historische Gründe sind. Und doch wird noch von vielen christlichen Religionslehrern der ganze Unterricht, welchen sie ertheilen, darauf ge-

gründet! Weit fester sind unstreitig vernünftige und philosophische Gründe, die indessen den gemeinen Christen nicht philosophisch, sondern in der Sprache des gemeinen und gesunden Verstandes vorzutragen sind. Doch werden dann, wenn diese festen Fuß gefaßt haben, historische Gründe auch großen Nutzen haben, so bald sie mit den philosophischen harmoniren, und auf einen Zweck hinaus laufen. Dann wird eben diese Harmonie zweyer, dem Anscheine nach ganz heterogener Zeugnisse, die festeste Ueberzeugung gewähren.

Nach diesen Bemerkungen werden wir den Mangel an Festigkeit und Anhänglichkeit an ihre Religion, welcher bey den Israeliten Statt fand, ihnen auch nicht mehr zu einem so ungeheuren Verbrechen machen können, als man gewöhnlich zu thun es gewohnt ist. Ihr Hang zum Abfall war jedoch immer ein Zeichen von Leichtsinn und Mangel an Nachdenken, und konnte auch in einzelnen Fällen eine Folge von Eigennutz und schändlichen Begierden seyn. Dabey war der wirkliche Abfall das größte bürgerliche Verbrechen, und zog dem ganzen Volke jedesmal den größten Nachtheil zu, weil es mit seiner Religion allemal auch seine bürgerliche Verfassung, und mit ihr alle Fähigkeit seine Freyheit und seinen Wohlstand zu behaupten aufgab.

Aus diesem Grunde war auch, wie wir schon oben bemerkt haben, das Unglück, welches sich dies Volk durch Untreue gegen seine Religion jedesmal zuzog, nicht so wohl als eine willkührliche und positive Strafe, als vielmehr als eine natürliche Folge derselben

ben anzusehen, so wie der Eifer für dieselbe jedesmal wieder ein natürlicher Grund seiner Rettung wurde.

II. Meuchelmord. Kap. III. 12—30. IV. 17—22.

Es wird in dieser Stelle eine Handlung erzählt, welche sehr verschieden beurtheilt worden ist, und über die es in der That nicht leicht ist, ein entscheidendes Urtheil zu fällen.

Eglon, ein moabitischer König, hatte sich die Israeliten unterworfen, und sie waren ihm achtzehn Jahre lang unterthan. Als sie aber Jehova um Hülfe anriefen, heißt es v. 15, ließ er einen aufstehen, der sie in Freyheit setzte, Ehud, den Sohn Gera, aus dem Stamm Benjamin, der links war. Die Israeliten schickten ihn an Ehud, König von Moab, ihr Geschenk zu überbringen; Er hatte sich aber ein zweyschneidiges Armlanges Messer machen lassen, und trug es auf der rechten Seite unter den Kleidern, und so brachte er dem Könige, der ein sehr fetter Mann war, die Geschenke. Als das geschehen war, ließ er die Leute, die das Geschenk getragen hatten, von sich, kehrte bey den Götzenbildern unweit Gilgal wieder um, und gab vor, er habe dem Könige etwas allein zu sagen. Eglon befahl ihm zu schweigen, bis die Umstehenden hinaus gegangen wären. Hierauf gieng Ehud zum Könige in das Sommercabinet, wo Eglon allein zu seyn pflegte. Ehud sagte: ich habe etwas von Gott an dich auszurichten. Eglon stand hierauf vom Stuhl auf, Ehud aber faßte mit der linken Hand das Messer, das er auf der rechten Seite trug, und stieß

es Eglon mit solcher Gewalt in den Leib, daß der Griff mit der Klinge hinein fuhr, diese vom Fett ganz bedeckt ward, und hinten wieder hinaus gieng, und so ließ er das Messer stecken.

Nach dieser That, die um der verschiednen Nebenumstände willen, welche die Ansicht derselben sehr verändern, am besten mit den eignen Worten des Geschichtschreibers erzählt wird, wußte sich Eglon zu retten, trat an die Spitze seiner Brüder, machte an zehntausend Moabiter nieder, befreyte dadurch sein Volk, und verschafte ihm achtzig Jahre lang Ruhe.

Handlungen dieser Art, welche in der Geschichte nicht ganz selten sind, werden gewöhnlich von denjenigen gebilligt, zu deren Vortheil sie geschehen, und von der Gegenparthey für abscheulich erklärt. Das ist sehr natürlich. — Allein auch unbefangene Beurtheiler weichen in ihrem Urtheil darüber sehr von einander ab. Die Handlung eines Brutus, der den Unterdrücker seines Vaterlandes, ohngeachtet er sein Freund und Wohlthäter und ein trefflicher Regent war, mordete, hat mehr Lobpreiser als Tadler gefunden, und würde deren noch mehrere erhalten haben, wenn Brutus nicht durch seinen Unstern genöthigt worden wäre, das Schwerd gegen sich selbst zu kehren, was er gegen Cäsar gebraucht hatte. Noch in neuern Zeiten ward ein religiöser Orden dadurch berüchtigt, daß er den Meuchelmord, selbst an Königen verübt, unter gewissen Bedingungen und Absichten billigte. Selbst in unsern Tagen haben wir, sogar von denjenigen, die für den Abscheu keine Worte hatten, welchen sie gegen das Projekt einiger überspannten und gewissenlosen

Men-

Menschen, Meuchelmörder gegen die Feinde ihres Vaterlandes auszusenden, hegten, die That einer Charlotte Corday mit vollem Munde preisen hören. Doch hat es auch nicht an Leuten gefehlt, welche diese Grundsätze und Handlungen aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet haben. Antonius wußte das ganze römische Volk gegen die Handlung des Brutus und seiner Mitverschwornen einzunehmen. Der Jesuiterorden ward hauptsächlich wegen der angeführten Maxime aufgehoben, und Charlotte Corday ward durch die Gesetze ihres Vaterlandes, für dessen Befreyung sie einen Meuchelmord unternommen hatte, zum Tode verurtheilt.

Eben so verschieden finden wir Ehuds That beurtheilt. Heß sagt darüber: „Ohne die ungleichen Empfindungen, welche den Lesern von Ehuds Geschichte aufsteigen möchten, auf Einen Ton stimmen zu wollen, muß ich nur erinnern, daß man bey Beurtheilung dieser That schlechterdings nicht vergessen darf, wie einem Israeliten, der an seinen Gott glaubte, sein Volk unterdrückt, die Befreyung möglich, und in seine Hand gelegt sah, zu Muth seyn mußte, wenn er so zwischen einem abgöttischen Könige, dem Unterdrücker seines Volks, und dem entehrten Israel Gottes gleichsam in der Mitte stand. „Aber er hat den Meuchel„mord lange mit sich herum getragen, es war nicht „rascher verzeihlicher Ausbruch eines plötzlich erwachten „Racheifers.“ Befreyung des Vaterlandes hat er mit sich herum getragen. Weder Privathaß gegen Eglon, noch ein Gesuch für sich, erweckte oder unterhielt den Gedanken, den Mann zu fällen, dem und dessen Götzen

Israel achtzehn Jahre gedient hatte. Ihn fällen, hieß nicht nur, Israel von ihm, sondern auch von dem Götzendienste, welcher zu dieser Unterdrückung Anlaß gegeben hatte, und ohne Zweifel noch mehr dadurch unterhalten worden war, zugleich befreyen. Könnte schon Vaterlandsliebe allein die That, wo nicht rechtfertigen, doch entschuldigen (dem wenigstens, der eines Brutus That schön findet) so trägt wohl zur Rechtfertigung auch das nicht wenig bey, wenn mit Vaterlandsliebe Haß gegen Abgötterey sich verband. — Den Israeliten konnte und sollte nichts Hassenswürdiger seyn, als eine Dienstbarkeit, die jenes Uebel so sehr beförderte.“ —

„Die Entschlossenheit, womit Ehud, gleich nach einer solchen That, (die manchem Kühnen erst hernach ein Herzpochen verursacht hätte,) anstatt sich zu verstecken, sogleich öffentlich auftritt, und einen mächtigen Stamm mit in das Interesse des Vaterlandes zieht, mithin vom Anfange seines Unternehmens bis zum Ende, sich immer gleich, plannäßig, aus sich selbst, handelte, beweißt des Mannes Größe, und daß er es verdient hat, die übrige Lebenszeit bey den Israeliten in der Achtung zu stehen, worin Othniel, der vor ihm Richter war, gestanden hatte. Eine Ehre, die ihm wirklich widerfuhr.“

Auch andre Schriftsteller unternahmen es, Ehuds That zu rechtfertigen. Von einigen der berühmtesten und aufgeklärtesten neuen Schrifterklärer, einem Michaelis, Hezel, Schulz, Niemeyer wird sie dagegen im hohen Grade gemißbilligt.

Ob sie in der Bibel selbst gebilligt oder gemißbilligt werde, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. Aus dem Ausdrucke v. 14, Gott ließ einen Erretter unter ihnen aufstehen, folgt nicht, daß die That gebilligt werde. Denn Gottes Vorsehung bedient sich oft auch menschlicher Uebelthaten zu Erreichung heilsamer Absichten.

Der Grund, um dessenwillen die Vertheidiger von Handlungen dieser Art sie zu entschuldigen wagen, liegt in der guten Absicht, welche sie gehabt haben, und welche ihnen beygelegt wird. Diese Meuchelmörder handelten entweder aus Religionseifer oder aus Patriotismus, oder aus beyden Gründen, wie es besonders bey Ehud der Fall gewesen zu seyn scheint. Allein ihre Handlung deswegen billigen zu wollen, heißt nach der falschen Maxime urtheilen, daß der Zweck die Mittel heilige. Diese hat schon Paulus Röm. III. 8 eben so kurz als bündig widerlegt, wenn er sagt: „Wir dürfen nichts Böses thun damit Gutes daraus entstehe.“ Die Sache der Religion darf also nie durch etwas befördert werden, was den Vorschriften der Sittlichkeit, deren Erfüllung der Zweck der Religion ist, widerspricht.

Eben so wenig aber kann der Patriotismus ein gegründeter Vorwand seyn, um eine solche That zu billigen. Denn die Grundsätze des Patriotismus dürfen nie den Gesetzen der Menschlichkeit widersprechen. Wir dürfen die Pflichten, welche wir den Menschen als Menschen schuldig sind, nicht verletzen, um unsern Mitbürgern nützlich zu werden. Denn wenn es allgemeiner Grundsatz würde, daß man die Pflichten der

Menschheit zum Besten seines Vaterlandes verletzen dürfte, so würde gar keine bürgerliche Gesellschaft, und also auch kein Patriotismus für dieselbe bestehen können.

Sicherheit des Lebens und der Personen ist ohne Zweifel die erste Pflicht, welche Menschen einander schuldig sind. Aus dem moralischen Gesichtspunkte betrachtet, kann diese Pflicht durch nichts aufgehoben werden, als durch Angriffe, welche der andre auf meine eigne Sicherheit thut. Aller Meuchelmord, bey welchem ein solcher Angriff nie Statt findet, weil der, welcher ermordet wird, wehrlos ist, und so wenig Willens ist etwas Gewaltthätiges gegen den andern zu unternehmen, als er von ihm dergleichen befürchtet, ist also durchaus unerlaubt, und kann in keinem Falle entschuldigt werden.

Da indessen die Gesetze der Sittlichkeit über die Menschen nicht mit zwingender Gewalt herrschen, und wir nie gewiß überzeugt seyn können, ob andre dieselben gegen uns beobachten werden, so müssen die Menschen gemeinschaftliche Maßregeln ergreifen, um ihr Leben, ihre Persönlichkeit, und was nächst diesen den höchsten äußern Werth hat, ihr Eigenthum zu sichern. Um diese Maaßregeln treffen zu können, deren Inbegriff die bürgerliche Gesellschaft ist, müssen sie sich unter einander verbinden und Verträge errichten. Diese Verträge sind also die Grundlage aller bürgerlichen Gesellschaften, und der Heiligkeit der Verträge überhaupt muß das Wohl jeder einzelnen bürgerlichen Gesellschaft nachstehen. Daher müssen Verträge nicht allein von den Mitbürgern eines jeden Staates unter

sich,

Ich, sondern auch gegen jeden andern Staat und jedes Mitglied desselben beobachtet werden. Es müssen ferner unter den Staaten selbst gewisse Regeln beobachtet werden, welche unter dem Namen des Völkerrechts bekannt sind. Unter diesen ist eine der ersten, daß kein Staat den andern ohne Ursache angreifen dürfe. Wenn er aber doch Ursache dazu zu haben glaubt, so muß es nach vorhergehenden Unterhandlungen, und nach geschehener Ankündigung mit offenbarer Gewalt geschehen. Alle heimliche Maaßregeln, dergleichen Meuchelmord ist, welche das Vertrauen unter der menschlichen Gesellschaft überhaupt auflösen, sind unerlaubt. Denn jeder, der sich so etwas gegen den andern erlaubt, muß es auch für sich befürchten, und er kann niemanden von denen, die ihn umgeben, trauen, weil er nicht weis, ob er nicht auch von seinen Feinden erkauft seyn dürfte.

So verbieten also Moral, Natur und Völkerrecht den Meuchelmord, und er ist selbst dem Wohl einer jeden bürgerlichen Gesellschaft so nachtheilig, daß ein ächter Patriotismus, selbst wenn er sich zum höchsten Gesetzgeber aller Handlungen erhöbe, ihn nie billigen würde.

Wenden wir dieses auf den gegenwärtigen Fall an, so können wir Ehuds Meuchelmord ebenfalls nicht anders als mißbilligen. Ehud leistete dadurch seinem Volke einen großen Dienst, aber er vergieng sich gegen das ganze menschliche Geschlecht, indem er das Zutrauen der Menschen unter einander wankend machte. Er würde auch selbst seinem Volke den größten Schaden gethan haben, wenn andre Menschen dasselbe wie

es verdiente, behandelt hätten. Denn ein jedes Volk, welches Meuchelmörder ausschickt oder sie in Schutz nimmt, ist als Feind des ganzen menschlichen Geschlechts anzusehen. Ein solches Volk müßte also nach der Strenge des Völkerrechts von der Erde vertilgt werden, wenigstens sollten die übrigen Völker es nicht dulden, daß es länger als ein Volk, d. h. in einer bürgerlichen Gesellschaft und Verbindung fortdaure.

Die Richtersprüche des Völkerrechts werden selten vollzogen, weil Gewalt noch immer die Gesetzgeberin der Völker gewesen ist. Auch dieser ward daher nicht an den Israeliten vollstreckt. Sie hätten indessen doch leicht in den Fall kommen können, daß es geschehen wäre. Ein jeder fremder Fürst, dem es gelang sie sich zu unterwerfen, konnte ihnen von Stund an nach dieser That nicht mehr trauen, und er hätte, wenn er nach eben den Grundsätzen hätte handeln wollen, nach welchen Ehud handelte, das ganze Volk vertilgen müssen, um nicht in Gefahr zu gerathen, daß auch ein Meuchelmörder aus demselben gegen ihn aufstehen möchte. Eglon würde es, als er die Israeliten bezwang, gewiß gethan haben, wenn er hätte voraussehen können wie es ihm ergehen würde. Da er aber den Israeliten ein solches Verfahren nicht zutraute, so hatte er sich in Verträge mit ihnen eingelassen, und ihnen unter der Bedingung eines gewissen Tributs Leben und Eigenthum gelassen. Auch diese Verträge wurden durch Ehuds Handlung verletzt, und mithin die Grundlage aller bürgerlichen Verfassungen unsicher gemacht.

Verschiedne Ausleger haben die Hauptsache des Verbrechens in den Mißbrauch des Namens Gottes gesetzt, welchen Ehud dabey trieb. Die That wäre indessen auch ohne denselben schändlich genug gewesen, doch ward sie dadurch noch strafbarer, da Ehud sich bey Erwähnung Gottes hätte erinnern sollen, daß Gott ein Feind aller Uebelthaten sey, und den Mord nachdrücklich verboten habe.

Allein es scheint, und dies ist das einzige, was sich zu Ehuds Vertheidigung anführen läßt, als ob er die That selbst nicht für unrecht gehalten habe. In so fern handelte er aus einem irrenden Gewissen, und verräth bloß moralische Unwissenheit und Mangel an richtiger moralischer Beurtheilungskraft. Allein ein solcher Mangel ist allemal ein Beweis von moralischer Verderbniß. Denn der unverdorbne und gute Mensch urtheilt allemal moralisch richtig, wenn er auch sonst sehr unwissend und ungebildet seyn sollte, und was er sich nicht zu beurtheilen getraut, ob es Recht oder Unrecht sey, das wagt er auch nicht zu thun. So fiele also das Böse dieser That auf den ganzen Charakter Ehuds zurück, und er wäre dadurch nicht zum besten vertheidigt. Auf alle Fälle kann eine Handlung, welche aus einem irrenden Gewissen begangen wird, nie auf die Billigung richtig Denkender Anspruch machen.

Von Eglons Seite verräth das Aufstehen bey der Nennung des Namens Gottes einen Zug von Religiosität, und würde ein Beweis seyn, daß Jehova auch von ihm verehrt wurde, wenn es ausgemacht wäre, daß Ehud, als er zu Eglon sprach: Ich habe

einen

einen Auftrag von Gott an dich, Jehova gemeint, und Eglon ihn darunter verstanden hätte.

Bald darauf wird Kap. IV. 17—22 eine ähnliche That erzählt, die mir aber noch schändlicher zu seyn scheint, ohngeachtet die meisten Ausleger sie für weniger schändlich gehalten haben, als Ehuds Handlung. Ein kananitischer König hatte die Israeliten zwanzig Jahre lang unterdrückt. Sie empörten sich endlich unter Debora und Baraks Anführung gegen ihn, und es gelang ihnen, seinen Feldherrn Sissera in die Flucht zu schlagen. Sissera kam auf seiner Flucht an die Zelte Hebers, eines reichen herumziehenden Hirten und Nachkommen Chobabs, der Mosis Schwager war. Seine Familie hatte immer in Freundschaft mit den Israeliten gelebt, jetzt lebte sie freylich wohl nur aus Politik in Freundschaft mit dem Unterdrücker derselben. Der geschlagene Feldherr glaubte sich auf die Freundschaft verlassen zu können, welche bisher zwischen seinem Herrn und Heber Statt gefunden hatte. Allein er mußte mit seinem Untergange sein Zutrauen büßen, und die Erfahrung bestätigen, daß falsche Freunde ihre Verbundenen im Unglück verlassen. Die Gattin Hebers, der nicht zugegen gewesen zu seyn scheint, nahm ihn mit allen Zeichen der Gastfreundschaft auf, und versprach ihm, für seine Sicherheit zu wachen. Allein sie berauschte ihn mit saurer Cameelsmilch da er zu trinken foderte, und da er eingeschlafen war, ermordete sie ihn auf eine empörende Weise, indem sie ihm einen Nagel durch die Schläfe schlug.

Dies

Dies hieß einen Wehrlosen ermorden, und war also Meuchelmord, auch ohne auf die übrigen Umstände Rücksicht zu nehmen. Allein Sissera war ihr Freund. Ihre Familie war von ihm geschont und im Wohlstande gelassen worden, da er im Lande die Oberhand hatte. Jetzt vergilt sie es ihm mit Undank im Unglück. Aber sie wagt auch nicht einmal dem geschlagenen Sissera mit offner Gewalt entgegen zu gehen, wagt es nicht einmal ihm einen Zufluchtsort in ihrer Wohnung zu versagen. Aber einen Berauschten und Wehrlosen im Schlaf zu ermorden, dazu hat sie Muth genug und Unmenschlichkeit genug sich darüber zu freuen, wie er zu ihren Füßen sich krümmt!

Auch ihren Muth möchte ich daher nicht rühmen! Sie hatte bloß den Muth, allen Gefühlen der Menschlichkeit zu entsagen, und darin liegt doch gewiß nichts großes! Oder ist es etwas großes, einen Hirnschädel an seinen schwächsten Stellen zu durchboren?

Und ist Muth wohl die vorzüglichste Eigenschaft des andern Geschlechts? Ist es nicht vielmehr sanfte Güte und Menschlichkeit? Ich würde ein Weib verabscheuen, welches fähig wäre auf diese Art an einem rettungslosen verurtheilten Bösewicht den Scharfrichter zu machen. Und Jael that es an einem Unglücklichen, der zuvor ihr Freund war und sich in ihren Schutz begab! Mir ist und bleibt Jael ein Schandfleck ihres Geschlechts!

Heß zeigt sich daher auch hier von seiner schwächsten Seite, wenn er spricht: „Die That hat bey all ihrer Rohheit etwas Großes; der Gedanke, den Feind des Volkes Jehova aus dem Wege zu räumen, scheint

sehr

sehr stark mitgewirkt, und ihrer Hand die Vestigkeit, und ihrer Seele den überweiblichen Muth gegeben zu haben.“ Ein unseliger Gedanke, daß eine Schandthat weniger eine Schandthat ist, wenn sie zum Besten des Volkes Gottes geschieht! Er hat, unter wenig veränderten Umständen, alle Greuel der Kreuzzüge und der Religionskriege erzeugt, und alle Scheiterhaufen erbaut, die zur Ehre der geschändeten Gottheit geraucht haben!

Dabey entschuldigen die Bewegungsgründe Jaels That bey weitem nicht so, wie sich Ehuds Handlung dadurch entschuldigen läßt. Jael handelte nicht für ihr Vaterland und zum Besten ihres Volks wie Ehud. Sie handelte bloß aus Ruhmsucht und Eigennutz. Sie mordete nicht ihren Feind und Unterdrücker, sondern ihren Freund, und den, der sich in ihren Schutz begeben hatte.

Auch verliert ihre Handlung dadurch alles äusserlich und scheinbar große, daß gar keine Gefahr damit verbunden war. Sissera war allein, berauscht und schlafend in ihrem Zelt; sie, wahrscheinlich nicht ohne von Knechten umgeben zu seyn; Er wehrlos, sie bewafnet. Daß sie ein Weib war, macht die That um nichts größer, sondern nur noch schändlicher, weil die Anlagen des weiblichen Charakters zur Menschlichkeit ungleich größer sind, als die des männlichen, und sie ungleich mehr gute Gefühle zu unterdrücken und zu verläugnen hatte, als ein Mann gehabt haben würde.

Nur die Handlung einer Judith, die selbst das Gefühl der Liebe zu Ausführung eines Meuchelmordes zu brauchen wußte, kann mit dieser verglichen wer-

den,

den, und doch verdient jene, um ihres Patriotismus fur ihre beängstigte Stadt willen, ungleich mehr Entschuldigung.

Daß diese That in dem darauf folgenden Siegesliede der Debora gerühmt wird, darf uns nicht befremden, und etwa zu ihrer Billigung verleiten. Wie war dieses von denjenigen anders zu erwarten, zu deren Vortheil die That geschehen war? Es gehört eine seltne Seelengröße dazu, eine Handlung zu verwerfen, die uns zum Besten gereicht, besonders wenn sie einmal geschehen ist. Wenn dies in Deboras Liede geschehen wäre, so würde es neben den mannigfaltigen dichterischen Schönheiten, welche es enthält, auch noch eine vorzüglich schöne moralische Seite zeigen.

Es herrscht in diesem Liede der theokratische Gesichtspunkt, aus welchem alles gebilligt wird, was zum Besten des Volkes Gottes, oder, welches an dessen Stelle gesetzt wird, Gottes selbst geschahe. Eine schwere Aufgabe ist es für unser moralisches Gefühl, es dabey selbstständig zu erhalten, eine Aufgabe, an welcher das Urtheil der scharfsinnigsten Exegeten und Moralisten oft gescheitert ist.

III. Gideon. Kap. VI—VIII.

Dieser Heerführer der Israeliten hatte, wenn wir die Grausamkeiten, welche er sich zu Schulden kommen ließ, auf Rechnung des Geistes seines Zeitalters setzen, einen nicht ganz unedlen Charakter. Bey seinen Unternehmungen gegen die Midianiter zeigte er viel Ueber-

Ueberlegung und Patriotismus und ausserordentlichen Muth; als er die erbliche Herrschaft über die Israeliten, die ihm angetragen wurde, ausschlug, große Uneigennützigkeit und Selbstverläugnung. Sonst ist sein Charakter eben nicht sehr bestimmt gezeichnet, und dies ist vielleicht der Grund, warum man mit Niemeyer eine Mischung von Kälte und Wärme des Herzens in demselben finden kann.

Ein deutlicher Zug in demselben ist jedoch Religiosität, bey welcher Gideon indessen nichts weniger als ein orthodoxer Israelit war. Seine Geschichte läßt vielmehr einen sichtbaren Verfall der Aufklärung und Religionskenntniß in seinem Zeitalter bemerken.

Wir haben schon bey der Geschichte Abrahams bemerkt, daß je heller die Zeiten und je aufgeklärter die Menschen werden, die Erzählungen von Erscheinungen und Offenbarungen sich immer mehr der natürlichsten Art, wie sie Statt finden konnten, nähern. In den ältesten Zeiten finden wir Gott und andre übersinnliche Wesen ganz in ein menschliches Gewand gekleidet. Sie erscheinen am Tage und mit körperlichen Eigenschaften. In der Folge werden die Erscheinungen als nächtliche Gesichter, und endlich als Träume erzählt. Von Gideon und Kap. XIII. von Manoach werden wieder Erscheinungen erzählt, die sich am hellen Tage ereignet haben sollen.

Hierbey ist zu bemerken, daß man in der Erzählung von dem Engel, welcher Gideon erschien, eine von den Spuren der Dreyeinigkeitslehre im Alten Testamente hat finden wollen, wie selbst Michae-

lis

lls noch gethan hat. Der Engel wird nämlich v. 21 מַלְאַךְ יְהוָה genannt, welches eben so wohl der Engel Jehova als der Engel des Jehova heissen kann. Nach v. 22 glaubt Gideon deswegen sterben zu müssen, weil er den Engel Jehova gesehen hätte. Es war aber ein jüdischer Glaube, daß ein Mensch, welcher Gott sähe, sterben müsse. Hierüber wird er von Jehova beruhigt.

Aus diesen in der Erzählung etwas verworren enthaltenen Umständen schließt man, daß es nicht ein Engel, sondern Jehova selbst war, der dem Gideon erschien. Wie dieses damit bestehen könne, daß er einigemal der Engel Jehova heißt, erklärt Michaelis in der Anmerkung zu 2 B. Mos. III. 2, wo eine ähnliche Zweydeutigkeit einer Gottes- und Engelerscheinung vorkommt, folgendermaßen: »Man sieht klar, daß der Engel, oder Bote, der hier erscheint, der wahre Gott ist. — Und dennoch wird er ein Engel oder Bote genannt: es muß also ein anderer nicht geringerer seyn, der ihn sendet. Im ersten Buch Mose ist eben dieser große Engel, der so redet und handelt, als nur der wahre Gott reden und handeln kann, Kap. XVI. 5 — 14. XXII. 10 — 18 erwähnet; und der Moses, der so eifrig wider allen Götzendienst und Vielgötterey ist, redet doch von einem Jehova der von Jehova gesandt wird. Dies ist, so viel ich es verstehen kann, die älteste Spur der Dreyeinigkeit, oder eigentlicher, weil hier nur von zweyen die Rede ist, die Lehre von den zwey Personen im göttlichen Wesen, die im Neuen Testament der Vater und der Sohn genannt werden.«

Bey den obigen Stellen sind schon die dahin gehörigen Bemerkungen gemacht worden. Was die gegenwärtige betrift, so werden wir wohl keinen wichtigen Beweis auf die Erzählung von einem Gesichte bauen können, die noch dazu von einem Manne herrührt, der selbst von seiner Religion nur eine sehr unvollkommne Kenntniß hatte; daher wir wohl von ihm keine Bereicherung oder Bestätigung der Glaubensartikel der Unsrigen erwarten dürfen. Daß aber Gideon seine Religion und ihre Vorschriften nur unvollkommen kannte, wollen wir jezt beweisen.

Er handelt zuerst gegen das mosaische Gesetz, da er auf der Spitze des Berges, wo er die Erscheinung gehabt hatte, einen Altar erbaute, und auf demselben opferte. Denn Moses hatte streng verboten, irgend wo anders als im Tempelgezelt Opfer zu bringen. 3 B. Mos. XVII. 8, 9 heißt es:

„Du sollst zu ihnen sagen: welcher Israelite oder unter euch wohnende Fremde ein Brandopfer oder anderes Opfer schlachtet und es nicht vor die Thüre des Unterredungsgezelts bringt, um es Jehova zu opfern, der soll aus seinem Volk vertilgt werden.“

und 5 B. Mos. XII. 13, 14:

„Hüte dich, deine Opfer nicht an jedem willkührlichen Ort zu bringen; an dem Ort, den Jehova in einem deiner Stämme erwählet, sollst du deine Brandopfer bringen, und alle die Gottesdienste verrichten, die ich verordne.“

Als daher nach Jos. XXII. die drittehalb Stämme jenseit des Jordans einen Altar erbaut hatten, sahen dies die übrigen für einen Abfall von der Religion Jehova's an, und rüsteten sich gegen dieselben zum Kriege; und konnten nur durch die feierliche Versicherung beruhigt werden, daß der Altar nicht zum Opfer, sondern zu einem Denkmal bestimmt sey. In den Büchern der Könige finden wir, daß es zwar zu allen Zeiten sehr gewöhnlich gewesen ist, daß die Israeliten ausserhalb des Tempels opferten, es wird aber auch von den Geschichtschreibern, die orthodoxe Israeliten waren, jedesmal als tadelhaft gerügt.

Man kann zwar hiergegen einwenden, daß dies ein ausserordentlicher Fall gewesen sey, indem das Ofer dem Gideon selbst v. 25 im Traume befohlen wurde. Allein das hätte ihm eben seinen Traum verdächtig machen müssen. Da ihm aber gar kein Verdacht dagegen einfiel, so beweißt dieses auf alle Fälle, daß er jenes mosaische Verbot nicht kannte, und es nicht für Unrecht hielt, irgend wo anders als im Tempelgezelt zu opfern.

Eben dieser Mangel an Kenntniß seiner Religion, welchen Gideon hatte, wird noch mehr dadurch bestätigt, daß er nach VIII. 27, aus den von den Feinden erbeuteten goldnen Ohrringen ein Bild machte, und es in seiner Vaterstadt Ofra aufstellte, wodurch die Israeliten zum Bilderdienst verleitet wurden. Dieser war von Mose noch strenger verboten, selbst wenn Jehova durch das Bild angedeutet werden sollte, wie aus 2 B. Mos. XX. 4 bekannt ist.

Auch dies hat man damit entschuldigen wollen, daß es wider die Absicht Gideons geschehen sey, daß er durch das Bild nur ein Andenken jener Erscheinung habe stiften wollen, welches wider seinen Willen von den Israeliten zum Bilderdienst gemißbraucht worden sey. Allein dies läßt sich nicht erweisen. Bey seiner Unwissenheit in den Grundsätzen seiner Religion scheint es vielmehr, als habe er es für eben so erlaubt gehalten, sich wachend ein Bild des Gottes zu verfertigen, als sich im Traume oder in der Erscheinung eins durch seine Phantasie vorstellen zu lassen. Das mosaische Verbot kannte er entweder nicht, oder er hielt es nicht für unverletzlich. Es scheint auch in der That auf den ersten Anblick als sey es ein blosser Eigensinn von Mose gewesen, da er das Verfertigen eines Götzenbildes, selbst wenn es Jehova vorstellen sollte, so streng verbot. Man hätte glauben sollen, daß diese Versinnlichung eines religiösen Gegenstandes der mosaischen Religion, die sonst mit Versinnlichungen sehr freygebig war, sehr willkommen gewesen seyn müßte. Allein Moses blickte tiefer, er kannte die Gewohnheit seines Volks, das Zeichen mit dem Bezeichneten zu verwechseln, und verbot daher allen Bilderdienst mit der größten Strenge.

Wer eifrig für die Religion Jehovens war, die Moses gelehrt hatte, mußte das Verbot genau beobachten, wenn er auch die Gründe desselben nicht eingesehn haben sollte. Gideon kann ein großer Religionseifer nicht abgesprochen werden, da er mehrmals sein Leben für die Verehrung Jehovens wagte. Es kann

also nur Irrthum und Unwissenheit seyn, was ihn zu den Abweichungen davon verleitete.

Endlich scheint auch seine Vielweiberey weiter gegangen zu seyn, als Moses sie gestattete. Dieser hatte zwar die Polygamie überhaupt nicht verboten, und auch keine Zahl der Frauen, die es zu nehmen erlaubt wäre, bestimmt. Allein es scheint doch als habe er gewollt, diese Zahl solle sich nicht über vier erstrecken. Dies ist die Lehre des Talmuds und der Rabbinen, auch bestimmt Muhammed im vierten Kapitel des Korans die Zahl der Frauen auf vier, worin er, wie gewöhnlich, einem ältern arabischen Herkommen gefolgt zu seyn scheint. Gideon aber, der siebzig ächte Söhne zeugte ohne die unächten, muß unstreitig mehr Frauen gehabt haben.

Alle diese Ketzereyen gegen das mosaische Gesetz setzen indessen Gideons moralischen Charakter weniger herab, als seine Grausamkeiten gegen die Bewohner von Succot und Pnuel, die ihn zwar beleidigt hatten, denen er aber als ein ächter Held hätte verzeihen, oder sie höchstens auf eine ihrem Verbrechen angemessene Art bestrafen sollen. Merkwürdig aber ist es immer, daß der Verfasser des Buchs der Richter tolerant oder unwissend genug war jene Abweichungen nicht zu rügen.

IV. Undank, Eigennutz und Tyranney und ihre Strafe. Kap. IX.

Undank und Eigennutz bestrafen sich oft selbst, besonders wenn der leztre allen Patriotismus verdrängt, und

an die Stelle desselben bloß selbstsüchtige Absichten setzt. Eigennützige Menschen werden gewöhnlich die Werkzeuge Andrer, die ebenfalls eigennützig aber klüger sind, und sie zu ihren Absichten zu brauchen wissen. So gieng es den Bewohnern Sichems. Nach Gideons Tode wußte sie Abimelech, sein natürlicher Sohn, aus dem Grunde zu überreden, ihm die Oberherrschaft anzuvertrauen, und die siebzig rechtmäßigen Söhne Abimelechs aus dem Wege zu räumen, weil er mit ihnen verwandt wäre, da Abimelechs Mutter aus Sichem war. Wie blind war dieser Eigennutz! Sie hofften aus Gründen einer entfernten Verwandschaft Vortheile von einem Menschen, der fähig war, seine ungleich nähern Verwandten, seine Brüder, siebzig auf einem Stein hinzurichten. Diesem Eigennutze opferten sie das Beste ihres Vaterlandes, das ohne denselben frey seyn konnte, da Gideon die angetragne Oberherrschaft für sich und seine Familie ausgeschlagen hatte, sie opferten ihm diese Familie auf, welche die größten Verdienste um ihr ganzes Volk sich erworben hatte.

Aber ihr Eigennutz, ihr Undank und ihre Grausamkeit erhielt seine gerechte Strafe durch eben diejenigen, für welche sie sich aller jener Verbrechen schuldig gemacht hatten. Sie wurden unzufrieden mit Abimelech, und empörten sich gegen ihn. Dieser schlug sie, eroberte ihre Stadt, verwüstete sie, und brachte ihre sämmtlichen Bewohner um. Bald darauf fand er in dem nämlichen Feldzuge einen Tod, der nach seinen Begriffen schändlich war. Er starb im Gefühl seiner Schande, aber ohne Reue über seine Verbrechen,

die

die durch diesen Tod bey weiten nicht genug gebüßt wurden.

Alles dieses sagte ihnen Jotham, welcher allein von den siebzig Söhnen Gideons entflohen war, auf eine sinnreiche Weise voraus. Er kleidete seinen Vortrag in eine Fabel von der Art, welche wir äsopische nennen, die erste, die wir in der Geschichte kennen. Abimelech hatte die Sichemiten hauptsächlich aus dem Grunde überredet ihn zum Herrn über Israel zu machen, und Gideons Söhne zu ermorden, weil diese siebzig und er nur einer war, und sie fürchteten, daß wenn diese die Oberherrschaft über Israel behaupteten, sie weit mehr zu ihrem Unterhalt bedürfen würden, als er allein. Jotham zeigte ihnen dagegen durch seine Fabel, daß Gideons rechtmäßige Söhne, welche begütert wären, die Oberherrschaft nicht einmal würden verlangt haben, weil sie darüber ihre eignen Besitzungen würden haben vernachlässigen müssen; daß sie dagegen von Abimelech, welcher als ein Bastard nichts hatte, weit mehr zu fürchten hätten ausgesogen zu werden. Er überläßt es ihnen selbst zu urtheilen, ob sie dabey rechtschaffen gehandelt hätten, und verheißt ihnen, daß ihre Absichten, je nachdem sie redlich oder unredlich gewesen seyn möchten, einen angemessenen Lohn finden würden.

Dies traf vollkommen ein. Ihre Unredlichkeit bestrafte sich selbst. Sie hatten es eigentlich mit Abimelech nicht redlich gemeint, da sie ihn zum Herrn machten, sondern nur ihren eignen Vortheil gesucht. Als sie diesen daher bey ihm nicht fanden, empörten sie sich gegen ihn, und wurden von ihm gestraft.

Für eine göttliche Strafe darf man das Schicksal der Sichemiten nicht ansehn, weil, wie schon oft gegen dieses Vorurtheil der alten Welt erinnert worden ist, Unglück nie mit Zuverlässigkeit für eine Strafe des Unrechts erklärt werden kann. Die Sichemiten wären dadurch zum Theil ungerecht bestraft worden, da auch alle Weiber und Kinder bey Sichems Eroberung umkamen, und die Verwandten Abimelechs doch hauptsächlich an dem begangenen Verbrechen Schuld waren. Abimelech ward dagegen nicht hart genug bestraft, indem er bis an sein Lebensende glücklich war, und den Tod tausendfach verdient hatte.

Es ist daher auch in der Sprache der Vorurtheile der alten Welt geredet, wenn es am Ende heißt, Jothams Fluch sey eingetroffen. Jothams Rede war eigentlich nicht einmal ganz was man sonst einen Fluch zu nennen pflegt. Sie war eine bloße Vorhersagung natürlicher Ereignisse, welche die Klugheit leicht voraussehen konnte. Diese trafen eben so natürlich ein, und waren daher nicht so wohl Strafen als nothwendige Folgen der ungerechten und abscheulichen Handlungen der Bewohner Sichems.

V. Verhältniß Jehovens zu den Israeliten.

X. 6—18.

Wir haben schon oben über dieses Verhältniß das Nöthige erinnert und gezeigt, daß den theokratischen Ideen, nach welchen es in diesem Buche dargestellt und beurtheilt wird, die Wahrheit zum Grunde liege: Die Vorsehung hatte den Israeliten aus

weisen

weisen und für das ganze menschliche Geschlecht wichtigen und heilsamen Absichten eine Religion geschenkt, die so beschaffen war, daß sie durch treue Anhänglichkeit an dieselbe jedesmal glücklich wurden, und daß ihre Vernachlässigung sich selbst bestrafte.

Der Israelit betrachtete dieses freylich aus einem ganz andern Gesichtspunkte. Er glaubte, daß dasjenige, was, wie wir durch die Religion Jesu und die höhere Aufklärung, welche durch dieselbe befördert worden ist, belehrt worden sind, von der Vorsehung zum Besten des ganzen menschlichen Geschlechts geschahe, blos aus einer Lieblingsneigung Gottes gegen das israelitische Volk und die Vorfahren desselben geschehen sey. Er fand daher überall übernatürliche Veranstaltungen Gottes in Beziehung auf sein Volk, und erblickte sie selbst in den Unglücksfällen, welche ihm begegneten. Aus diesen Begriffen entstand eine Darstellungsart des Verhältnisses der Israeliten zu Gott, wie folgende ist:

„Die Israeliten kamen in große Noth, und beteten zu Jehova: wir haben uns an dir versündiget, da wir dich verliessen und den Baals dieneten. Jehova antwortete ihnen: Habe ich euch nicht von Egyptiern, Amoritern, Ammonitern, Philistern, Sidoniern, Amalekitern und Maonitern errettet? Wenn sie euch drückten, und ihr batet mich, so rettete ich euch aus ihrer Gewalt: Ihr aber habt

mich verlassen, und andern Göttern gedient. Ich will euch nun nicht ferner helfen. Gehet hin, und rufet die Götter um Hülfe an, die ihr euch gewählt habt: lasst sie euch in der Zeit der Noth helfen!

Aber die Israeliten fuhren in ihren Bitten fort, und sprachen: wir haben gesündiget! thue Du mit uns, was Du willst, aber nur errette uns diesmal! Dabey schafften sie die fremden Götter ab und dieneten Jehova. Und nun konnte er ihr Elend nicht länger ansehen!"

Die edle Einfalt und Naivetät, mit welcher jenes Verhältniß hier ausgedrückt ist, hat in der That etwas rührendes. Die Israeliten sprachen mit Gott wie Kinder mit ihrem Vater. Der Vater ist zu sehr beleidigt, und wird nicht sogleich gerührt. Aber endlich läßt er sich doch durch das Flehen und durch das Elend seiner Kinder erweichen.

Es ist wahr, die Begriffe von Gott sind sehr unvollkommen, auf welche sich diese Vorstellungsart gründet! Aber sind nicht alle unsre Begriffe von ihm unvollkommen? Die wenigen Stufen, um welche die erhabenste menschliche Idee von Gott vollkommener ist, als diese Vorstellungsart, sind doch nur ein sehr kleiner Schritt, mit welchen wir uns seiner Unermeßlichkeit, die über alle unsre Fassungskraft erhaben ist, nähern! Wenn wir nur immer in metaphysischen Ausdrücken von Gott sprechen wollen, so verliert unser

Begriff

Begriff von ihm alles was unserm Herzen verwandt, und womit dasselbe zu sympathisiren fähig ist.

Wir haben daher die biblischen Vorstellungsarten von Gott, durch welche unser Verhältniß zu ihm unsrer Fassungskraft und der Sphäre unsers Gefühls näher gebracht wird, nicht mit kaltem philosophischen Blick zu verachten, sondern wir müssen sie vielmehr unter die vorzüglichsten Wohlthaten rechnen, welche uns durch dieses von der Vorsehung der Menschheit geschenkte Buch zu Theil worden sind.

Besonders werden uns die Vorstellungsarten im Volksunterrichte zu statten kommen, aus welchem durchaus alle Metaphysik und Schulphilosophie verbannt bleiben muß.

Dies Bild Gottes rührt, tröstet und stärkt unser Herz nur, wenn wir uns dasselbe näher zu bringen wissen. Durch Tugend können und sollen wir uns ihm nähern. Aber ach, wie schwach sind unsre Versuche, der göttlichen Heiligkeit und Vollkommenheit näher zu kommen! Es ist daher eine göttliche Wohlthat, daß wir vermittelst unsrer Einbildungskraft ihn zu uns herabziehen mögen, und daß uns die Bibel dazu Hülfe leistet. Nur muß dieses an der Hand der leitenden Vernunft geschehen, und wir dürfen nie vergessen, daß alle Vorstellungen, die wir uns von Gott machen können, nur unvollkommne Versuche sind, unserm Geiste ein angemessenes Bild seiner unendlichen Vollkommenheiten zu entwerfen.

Die neusten Versuche unsrer Philosophen über die Idee von Gott, haben die traurige Erfahrung bestätigt, daß je mehr wir uns dem Begriffe von ihm

durch

durch Spekulation zu nähern versuchen, wir uns desto mehr von ihm entfernen. Doch bleibt mir wenigstens die auf genaue Kenntniß unsrer Zeitphilosophie gegründete Ueberzeugung, daß dieses bloß eine Folge einer einseitigen Spekulation und eines verunglückten Systemgeistes ist, welche mir nicht das Bewußtseyn raubt, welches Bako hatte, daß wenn eine unvollkommne Philosophie von Gott abführt, eine vollkommnere gewiß zu ihm hinleitet.

VI. Jefta und sein Gelübde. Kap. XI.

Wenn nach Grundsätzen handeln, eben so viel heißt, als tugendhaft handeln; wenn es moralischer Heroismus ist, seinen Grundsätzen sein liebstes und theuerstes Gut opfern, so war gewiß Jefta einer der größten Tugendhelden, deren Andenken uns die Geschichte aufbewahrt hat.

Er handelte zwar ganz den Grundsätzen gemäß, welche in seinem Zeitalter herrschend waren, und allgemein gebilligt wurden; denn er erhob sich so wenig über sein Zeitalter, als es irgend einer von den Helden that, deren Geschichte wir in diesem Buche lesen; aber er handelte auch nach diesen Grundsätzen mit einer Treue, welche die gefährlichsten Prüfungen aushielt.

Er ließ es sich gefallen, da er den Grundsätzen seiner Zeit gemäß als ein uneheliches Kind von seinen Brüdern aus seines Vaters Hause ohne Erbtheil ausgestoßen wurde, und wählte die Lebensart eines Räubers, welche nach eben diesen Grundsätzen nichts weniger als ehrlos war. Da er sich als ein solcher hervor-

that,

that, ward er von den Einwohnern von Gilead ersucht ihr Anführer gegen die Ammoniter zu werden. Er gieng, indem er dieses annahm, sehr regelmäßig zu Werke, und machte einen förmlichen Vertrag mit dem Volke, das ihn zu seinem Oberhaupte machte, welcher feyerlich beschworen ward.

Den Krieg mit dem König der Ammoniter fieng er nicht ohne Ueberlegung an. Er pflog zuvor Verhandlungen mit demselben, ließ nach seinen Foderungen fragen, und zeigte die Unrechtmäßigkeit derselben auf eine so gründliche und geschichtsmäßige Art, daß man wenig ähnliche Beyspiele in der ältern Geschichte findet.

Aber die härteste Prüfung mußten seine Grundsätze aushalten, als er eben von Ausführung der ruhmvollsten Thaten zurück kam, und über die Unterdrücker seines Volks einen herrlichen Sieg erhalten hatte. Er hatte ein Gelübde gethan, daß, wenn er glücklich von seinem Feldzuge gegen die Ammoniter zurück käme, das erste, was ihm aus seiner Hausthüre entgegen kommen würde, Jehova gehören, und ihm zum Brandopfer gebracht werden sollte. Als er zurück kam, da gieng ihm seine einzige Tochter frohlockend entgegen, um ihn im Triumph in sein Haus zurück zu führen. Unstreitig hatte er es sich als den schönsten Lohn seiner Siege gedacht, in den Armen dieses geliebten Kindes von den Beschwerden des Krieges auszuruhen, und sie, die sonst um seiner unedlen Herkunft willen auf kein glänzendes Glück rechnen konnte, mit einem der ersten Jünglinge Israels, mit einem der tapfersten Helden, die unter seinen Fahnen gefochten hatten, verbunden

binden zu sehen. Aber jezt mußte er auf einmal entweder alle diese herrlichen Entwürfe zerstört sehen, oder sein Gelübde brechen. Das lezztere war seinen Grundsätzen nach unverletzlich. Er entschloß sich, das Glück seines Lebens, seine einzige Tochter, ein Mädchen, das den heldenmüthigen Vater durch eine mit dem kindlichen Gehorsam verbundene Ergebung, deren nur eine wahre Heldenseele fähig war, unaussprechlich glücklich machen mußte, seinen Grundsätzen zu opfern, und zwar im eigentlichsten Verstande zu opfern, denn die Versuche derjenigen, welche die Geschichte anders haben erklären wollen, sind längst widerlegt. Man hat gemeint: er habe sie nur zu einer ewigen Jungfrauschaft bestimmt. Allein das wäre wider alle Sitten des Orients gewesen, und ist in jenem Zeitalter nie für etwas Gott angenehmes gehalten worden.

Der Mann that alles, was unsre neusten Moralisten nur von einem Menschen verlangen, und er that es mit einer Resignation, welche bewies, daß ihm nichts wichtiger war, als es zu thun. Er handelte seinen Grundsätzen, d. i. seiner Vernunft gemäß. Daß die Grundsätze, nach welchen er handelte, nicht allgemein gültig sind, dafür konnte er nicht. Er hielt sie indessen doch dafür, weil er nach ihnen handeln zu müssen glaubte, und sich in einem so schauderhaften Falle keine Ausnahme davon erlaubte. Er handelte nach reinen Triebfedern. Nur das Gesetz und die Heiligkeit desselben konnte ihn vermögen, dies Opfer zu bringen. Denn wie konnte er aus Eigennutz handeln, ein Mann, der sich selbst alles dessen beraubt, was ihm den Besitz alles Guten schätzbar machen kann,

für

für das er gewiß tausendmal eher sein Leben gewagt haben würde, als für die Vortheile, welche er durch seinen Sieg über die Ammoniter errang?

Und doch! Wer wird seine Handlung billigen? Wer gab ihm das Recht über das Leben seiner Tochter? Wer lehrte ihn Jehova ein Opfer zu bringen, das er verabscheut? Wer, daß es Pflicht sey zu Erfüllung eines Gelübdes selbst unmoralische Handlungen zu thun?

Man sieht also, daß, um moralisch gut zu handeln, es nicht genug sey, seinen Grundsätzen oder seiner Vernunft gemäß zu handeln, sondern daß es gute und richtige Grundsätze seyn müssen, nach welchen man handelt, und daß die Vernunft, nach deren Ausspüchen man sich richten will, eine edle moralische Entwickelung und Bildung erhalten haben muß. Jefta handelte gewissenhaft, aber er handelte aus einem irrenden Gewissen. Ein solches sezt aber allemal entweder Verdorbenheit oder falsche Bildung des Herzens voraus. Der Mensch muß also zwar immer gewissenhaft handeln; aber er muß auch unaufhörlich darnach streben, sein Gewissen, d. i. sein moralisches Bewußtseyn zu bilden.

Die bloße Form des Handelns, d. h. die Maxime, daß unser Handeln unsern Grundsätzen gemäß seyn müsse, ist also nicht hinlänglich uns zu moralisch guten Menschen zu machen. Alle bloß formalen Systeme der Sittlichkeit sind also einseitig und unzu-

reichend,

reichend, wie sich an diesem Beyspiele auf die auffallendste Weise zeigen läßt *).

In

*) Da ich nicht weis, ob ich jemals Zeit und Lust haben dürfte, mich in den gegenwärtigen Kampf der moralischen Systeme, der immer heftiger werden muß, je mehr man die Unzulänglichkeit jezt herrschender Grundsätze einsehn lernen wird, anders als in Recensionen, in welchen ich es schon oft gethan habe, die aber immer nur einen vorübergehenden Eindruck machen, zu mischen; so kann ich bey dieser Gelegenheit der Begierde nicht widerstehen, mich etwas weiter darüber zu erklären, ohngeachtet es hier eigentlich nicht der Ort dazu ist. Wie unbefriedigend die auf blos formale Grundsätze gebauten Systeme sind, muß jeder Kenner der Moral wissen, welcher den Werth aller der Moralsysteme kennt, welche die kritische Philosophie erzeugt hat. Ganz unbefriedigt durch dieselben erwartete ich mit der größten Begierde ein Werk von Kant selbst, in welchem die besondern Pflichten streng systematisch aus den von ihm aufgestellten Grundsätzen abgeleitet wären. Allein ich fand dieses gar nicht in Kants Tugendlehre als sie erschien. Die Stelle systematischer Deduktionen vertreten in derselben assertorische Behauptungen und Machtsprüche, von welchen zuweilen zwar behauptet wird, daß sie sich von selbst verstehen, wie z. B. S. 83, wo es heißt: es sey von selbst klar, daß jede vorsetzliche Unwahrheit eine Lüge, und mithin die größte Verletzung der Pflicht des Menschen gegen sich selbst sey, welches doch noch immer vorzüglich in Rücksicht auf die Nothlüge bezweifelt werden kann, und daher eines Beweises gar sehr bedurfte. — Unbefriedigt hierdurch erwartete ich mehr von Fichtens Sittenlehre. Hier finde ich nun was ich längst gesucht hatte,

In Jeftas merkwürdiger Geschichte verdient besonders das Bild der edelsten Resignation nicht unbemerkt gelassen zu werden, welches seine Tochter aufstellt. Sie ertrug mit Ergebung und Standhaftigkeit das harte Schicksal, welches ihr die Un-

vor-

---

hatte, daß in einer Sittenlehre nicht blos die formalen, sondern auch die materialen Bedingungen der Moralität aufgestellt werden müssen. — Aber wie verfährt Fichte überhaupt, um den Begriff der Sittlichkeit und das Princip derselben aufzustellen? Er deduzirt aus seinen der Wissenschaftslehre zum Grunde gelegten Sätzen, daß reine Thätigkeit der ursprünglichste Charakter der Menschheit sey. Die reine Thätigkeit, Thätigkeit um der Thätigkeit willen, absolute Selbstständigkeit und wie sie weiter genennt wird, wird nun ohne Umstände zum Princip alles menschlichen Handelns gemacht. — Aber wie folgt denn das? Ich soll streben das zu seyn was ich ursprünglich (also doch wohl nothwendig?) bin. Ich dächte, wenn die Sittenlehre eine reelle Wissenschaft wäre, so müßte sie mich doch lehren etwas besseres zu werden, als ich ursprünglich bin, müßte mich nach einem vorgesteckten Ziele und nicht im Zirkel herum nach dem Punkte führen, von welchem ich ausgelaufen bin. Was ist jene absolute Thätigkeit? Ein bloßes Spiel, weil sie keinen weitern Zweck hat und haben soll als sich selbst! — Bey alle dem mußte ich Fichten den Triumph lassen, auf welchen er, im Ganzen genommen, den Beweis für alle philosophische Wissenschaften gründet, die er aufstellt: daß auf diesem Wege doch wirklich eine Wissenschaft zu Stande gebracht worden ist, die einer Sittenlehre ähnlich sieht. Schon war ich entschlossen meine Vernunft ge-

vorsichtigkeit ihres Vaters bereitet hatte, und was sein Aberglaube ihn an ihr vollziehen ließ. Sie machte ihrem Vater keine Vorwürfe darüber. „Mein Vater, sprach sie, hast du deinen Mund gegen Jehova aufgethan, so thue mit mir was aus

---

fangen zu nehmen unter den Gehorsam der reinen Thätigkeit, als ich bemerkte, daß sich eben so eine Wissenschaft würde zu Stande bringen lassen, wenn man als Sittengesetz etwa den Satz annähme: Strebe nach der Quadratur des Zirkels, oder noch besser einen andern noch weniger sagenden, und wo möglich eben so leeren Satz als der ist: Strebe nach reiner Thätigkeit. Denn man dürfte nur dabey eben so verfahren wie Fichte mit diesem verfährt. Wenn man sich selbst und alle andre Menschen bloß als Werkzeuge zu Erreichung der Quadratur des Zirkels betrachtete, so würden daraus alle die Pflichten folgen, welche Fichte seinen Werkzeugen des Strebens nach reiner Thätigkeit vorschreibt. — Auch hierdurch unbefriedigt kehrte ich zur Natur zurück. Ich finde in der menschlichen Natur die trefflichsten Anlagen, nach welchen ich mir durch Hülfe meiner Vernunft und Einbildungskraft ein Ideal des einzelnen und des gesellschaftlichen Menschen bilden kann, von welchem ich wünschte, daß ich es selbst, und daß es alle diejenigen erreichten, denen ich als Moralist nützlich zu werden suche. Jede neue Kenntniß und Erfahrung, die ich mir erwerbe, vervollkommet dieses Ideal. Vorzüglich finde ich in dem ehrwürdigen Buche, aus welchem die Menschen so lange moralische Belehrungen geschöpft haben, den mannigfaltigsten und trefflichsten Unterricht zu Erweiterung und Vervollkommung meiner moralischen Ideen.

aus deinem Munde gegangen ist, nachdem Jehova dich an deinen Feinden den Ammonitern gerochen hat.“

Diese Worte, ob sie gleichwohl mehr der Ausdruck der Gesinnungen dieser Heldin, als desjenigen sind, was sie wirklich sprach, zeugen von einer über alle Schläge des Schicksals erhabnen Seele. Schon dies ist ein Zeichen eines großen Charakters. Wer in dem Augenblicke, da er sich auf den höchsten Gipfel des von ihm gehofften, gewünschten oder geträumten Glücks erhoben zu sehen glaubt, in den tiefsten Abgrund des Unglücks hinab gestürzt wird, und dann noch die Ruhe seiner Seele behauptet, der besizt gewiß eine ausserordentliche Seelenstärke. Aber Geister dieser Art wollen sich auch gewöhnlich unter nichts anders als unter die eiserne Nothwendigkeit des Schicksals beugen, und zerbrechen mit eben der Stärke, mit welcher sie diese ertragen, alle Banden der Pflicht und der menschlichen Verhältnisse. Ungleich größer sind daher diejenigen Seelen, welche nebst dieser Kraft auch den Willen besitzen, sich dem, was sie für Pflicht und Recht halten, zu unterwerfen. So war Jefta's Tochter! Schade daß die Geschichte uns ihren Namen nicht aufbehalten hat! Sie hatte Kraft genug dem Tode zu trotzen, aber nicht Kraft genug ihrem Vater ungehorsam zu seyn.

Aber vielleicht war dieser Heldenmuth eine Frucht von Fühllosigkeit oder von Lebensüberdruß? — Wie kann man diese bey einem blühenden Mädchen voraussetzen, das tanzend und singend ihrem siegreichen Vater entgegen kommt? Doch auch die Geschichte selbst widerlegt dieses. Ihre einzige Bitte an ihren Vater

war, ihr nur noch zwey Monate zu erlauben, um, wie es ausgedrückt wird, in der Einsamkeit der Gebürge ihre Jungfrauschaft zu beweinen. Dies zeigt von tiefem Gefühl, so tief daß wir es kaum zu fassen vermögen. Es scheint, das Mädchen habe in diese zwey Monate gleichsam noch alle den Genuß zusammendrängen wollen, welchen sie sich für ihr künftiges Leben versprochen hatte, und welcher für sie der reinste und lebhafteste war. Eine solche Seele ist vorzüglich für Freundschaft gestimmt. Jefta's Tochter bringt ihre übrige Lebenszeit in Gesellschaft ihrer Freundinnen zu. Sie ist für die Eindrücke der Natur offen, und sucht mit ihr zu sympathisiren. Auch in diesem Zustande thut sie es. Sie sucht die tiefsten schauerlichsten Thäler des Gebirges auf, welche die Farbe ihres Herzens tragen.

Die feinsten Seiten des weiblichen Herzens sind in dieser Geschichte so treu gezeichnet, daß sie bey aller ihrer Sonderbarkeit das Zeichen der Wahrheit deutlich an der Stirn trägt. Merkwürdig bleibt es indessen immer, in einem so barbarischen Zeitalter bey der Tochter eines vormaligen Räubers Gesinnungen dieser Art anzutreffen.

Mir ist Jefta's Tochter bey weitem die größte aller Helden und Heldinnen, deren Andenken uns dieses Heldenbuch aufbehalten hat.

VII. Simson. Kap. XIV—XVI.

Ein Gegenstück zu Jefta's Tochter ist Simson. Auch er besaß eine ungewöhnliche Stärke nicht blos des Lei-

bes,

bes, sondern auch des Geistes, wie verschiedne Züge seiner Geschichte, besonders aber sein schaudervoller Tod zeigen. Aber er hatte nicht die Kraft, über seine eigne Stärke zu herrschen. Er machte sie vielmehr blos zur Dienerin seiner Leidenschaften. Seine ganze Geschichte ist daher ein fortlaufendes Gemälde des Uebermuthes und Muthwillens, der sich durch keine Gesetze gebunden fühlte, und durch keine Grundsätze selbst einschränkte. Simsons Betragen gegen seine Gattin und gegen seine Buhlerinnen, gegen seine Freunde und gegen seine Feinde, zeigt uns überall einen Menschen, dem es an guten und großen Anlagen nicht fehlte, der aber durch einen Hang zu zügelloser Willkühr seine Kräfte zu nichts als Befriedigung seiner momentanen Neigungen und Einfälle brauchte.

Wenn von ihm erzählt wird, wie seine Geburt auf eine wunderbare Weise angekündigt worden, wie er ein gottgeweihter Mensch gewesen sey, so darf uns dieses nicht abhalten, seinen moralischen Charakter unpartheyisch zu würdigen. Denn theils gehört das mehr zur äussern und dem Morgenlande eigenthümlichen Einkleidung seiner Geschichte, theils haben wir schon mehrmals bemerkt, daß die Vorsehung sich auch unmoralische Menschen als Werkzeuge zu Ausführung ihrer Absichten bedient. Simson ward eine Geißel der Philister, welche sein Volk drückten. Dies ist eine eben nicht sehr ehrenvolle Bestimmung für den, welchem sie von der Vorsehung zugetheilt wird! Seinem eignen Volke scheinet er wenig genutzt, vielleicht mehr geschadet zu haben.

Er scheint keine Freunde gehabt zu haben, und er verdiente sie auch nicht. Denn ein solcher selbstsüchtiger und herrschsüchtiger Mensch ist des Gefühls der Freundschaft nicht fähig, und vermag wenigstens nicht, sich einem so zarten auf völlige Gleichheit gegründeten Verhältnisse gemäß zu betragen.

Er liebte mehrmals. Aber unstreitig war seine Liebe bloßer thierischer Trieb, kein ächtes Gefühl. Auch konnte dies überhaupt nur in einem dieser Fälle Statt finden, da seine Liebe rechtmäßig war. Aber eben damals brachte er seine Geliebte und ihre Familie ins Unglück. Auch diese Denkungsart, nach welcher er hier handelte, fand ihren Lohn. Nie war ihm eine von seinen Geliebten treu. Seine Frau verrieth sein Räthsel, und seine Buhlerinnen verriethen ihn selbst an seine Feinde. Durch Delila verlohr er insbesondre seine Kraft, seine Freyheit und selbst sein Leben. Sein Tod war wie sein Leben. Er stürzte andre dadurch ins Unglück, und diesem abscheulichen Zwecke opferte er selbst sein Leben.

Es fehlte ihm nicht an Religiosität. Allein er glaubte, Gott müsse seinen Begierden eben so dienen, wie alles, was er durch seine Stärke bezwang. Als er daher einmal nach einer tollkühnen That unvermuthet eine Quelle fand, die ihn erquickte, so glaubte er, Gott habe seinetwegen ein Wunder gethan und die Quelle hervor sprudeln lassen.

Noch bey seinem Tode entweihte er die Religion. Es läßt sich keine abscheulichere Todesart denken als die Seinige war. Sein Tod war zugleich ein Selbstmord, und ein Mord, der an mehrern tausend andern

Menschen begangen ward. Und dabey rief er noch zu Jehova, ihn bey seinem abscheulichen Vorhaben zu stärken! Man hat sich immer dadurch blenden lassen, daß Simson Philister umbrachte, die seine Feinde waren, und die That deswegen zu gelinde beurtheilt, oder wohl gar als eine Heldenthat gepriesen. Im Geiste seines Zeitalters betrachtet, war sie es allerdings, besonders wenn man sie aus dem Gesichtspunkte des jüdischen Partikularismus ansieht. Dem zufolge konnte Simson nichts verdienstlicheres thun, als so viele Philister todt schlagen als möglich, weil sie Feinde Gottes und seines Volks waren, und wenn er aus dieser Absicht sein Leben opferte, so sah dieses der blinde Jude für ein großes Verdienst an.

Unpartheyisch betrachtet, können wir aber in diesem israelitischen Herkules und seiner Geschichte nichts anders als ein Denkmal einer höchst verdorbnen, herabgewürdigten Religion erblicken.

Von Seiten seiner Sitten bleibt er ein warnendes Beyspiel für alle ausschweifenden, übermüthigen und zügellosen Menschen. Denn ohngeachtet wir oft gezeigt haben, daß Unglück nie zuverlässig für eine Strafe der Sünde gehalten werden kann, so ist es nichts desto weniger oft eine natürliche und nothwendige Folge derselben. Simson verlor seine Kraft in den Armen der Delila, wie hier erzählt wird, durch ihre Verrätherey und Abschneidung seiner Haare. Aber die meisten, welche handeln, wie er, werden sie wohl verlieren ohne daß ihnen die Haare abgeschnitten werden. Er entdeckte einem treulosen Weibe sein

wichtigstes Geheimniß, und ward von ihr verrathen. So wird es einem jeden gehen, welcher Verbindungen wie Simson eingeht. Sie werden verleitet werden, ihre wichtigsten Geheimnisse einem untreuen Busen und schwatzhaften Munde anzuvertrauen, und dadurch sich und andre ins Unglück stürzen. Wenigstens werden sie dadurch völlig in die Gewalt solcher Personen kommen, und zu spät, wenn sie ihren thierischen Trieb bis zum Ekel gesättigt haben, ihre schädliche Sklaverey fühlen. Nur zu oft aber werden sie auch durch Ausschweifungen der Art, welche Simson begieng, auf diesem oder einem andern Wege zu eben dem Ende, welches er nahm, zum Selbstmord geführt werden.

Wenn historische Beyspiele irgend etwas zur Verbesserung der Sitten wirken könnten, so müßte es dieses können! Was hätte der Mann nicht für sich selbst, was hätte er seinem Volke seyn können, wenn er seine nicht gemeinen Anlagen ausgebildet hätte! Nach einem ruhmvollen langen Leben, durch das er sein Volk frey und glücklich machen konnte, wäre er in einem ehrenvollen Alter, beklagt von tausenden, und mit Hinterlassung einer blühenden Nachkommenschaft gestorben. Jetzt endigte er als ein elender blinder Sklav, der durch den Anblick seiner Herabwürdigung seinen Feinden zum Schauspiel und zur Belustigung diente; als Selbstmörder, dessen einziger Trost es war, daß ihm der Zufall, der eine große Menge Menschen in einem schlecht gebauten Gebäude zusammen geführt hatte, und ein Rest ehemaliger Stärke die Gelegenheit verschaffte, Tausende mit sich selbst zu verderben!

Wer einen solchen Menschen einen Helden nennen kann, ist mit dieser Benennung, die er dadurch herabwürdigt, sehr freygebig, und wer bey seiner Geschichte das Vergnügen an den Streichen, welche Simson seinen Feinden freylich oft auf eine sonderbare Art spielte, stärker empfinden kann, als den Abscheu vor seiner Vernachlässigung aller Gesetze, aller Grundsätze, und aller seiner natürlichen Anlagen, der ist sehr leichtsinnig!

VIII. Verfall der Religion. Kap. XVII. XVIII.

Die letzten Kapitel dieses Buchs enthalten zwey merkwürdige auf Religion und Sittlichkeit sich beziehende Geschichten. Die erste zeigt nämlich den Verfall der Religion, die zweyte den Verfall der Sitten unter den Israeliten in diesem Zeitalter mit sehr auffallenden Beyspielen.

Die erste, welche wir vor uns haben, mag auf eine ähnliche Weise sehr oft vorgekommen seyn. Sie zeigt nämlich, wie und nach welchen Grundsätzen und Bewegungsgründen der erhabne Nationalgottesdienst der Israeliten gegen den Willen seines Stifters in einen Privatgottesdienst verwandelt, wie Jehova, der Herr Himmels und der Erde, der Schutzgott des israelitischen Volks, zu einem Hausgötzen herabgewürdigt wurde.

Schon die Veranlassung dazu war eine Folge eines unter den Israeliten herrschenden Aberglaubens, von welchem wir schon oft Spuren gefunden haben. Es war der Glaube an die magische Wirk-

samkeit des Segens und Fluchs, von welchen man glaubte, daß die bloßen Worte die in denselben liegenden Wirkungen hervorbrächten. Dies war ein in der alten Welt sehr gewöhnlicher Aberglaube, von welchem sich auch in den griechischen Fabeln manche Spuren finden. Einer alten Frau ward eine Summe Geldes gestohlen, und sie verfluchte den Dieb. Da nun ihr eigner Sohn ihr gestand, daß er das Geld genommen hatte, so änderte sie ihre Gesinnung in Rücksicht des Diebes, und segnete ihren Sohn. Demohngeachtet fürchtete sie, die einmal ausgesprochnen Worte möchten doch wohl ihre Wirkung haben, und glaubte, sie könne sie durch Aenderung ihrer Absicht nicht zurück nehmen. Um nun aber doch das Unglück, welches, wie sie fürchtete, für ihren Sohn daraus entstehen könnte, abzuwenden, so heiligte sie das ganze Geld, eine nicht unbeträchtliche Summe, Jehova.

Der Nationalgottesdienst der Israeliten scheint damals in einem solchen Verfall gewesen zu seyn, daß sie nicht einmal wußte, wie sie den Gesetzen gemäß mit geheiligtem Gelde verfahren mußte. Sie wußte das Geld dem besondern Dienste Gottes nicht anders als dadurch zu widmen, daß sie ein ihm geweihtes Bild davon verfertigen ließ. Man sieht hieraus, daß den Israeliten von ihrer ganzen Religion damals nichts als der Name Jehova übrig geblieben seyn muß, und daß sie diesem Gott völlig auf dieselbe Weise dienen zu müssen glaubten, wie andre Völker ihre Götzen verehrten.

Selbst das Priesterthum, das sich doch gewöhnlich ungleich länger als die Reinigkeit der Religion be-

behauptet, war damals in einem solchen Verfall, daß es die ausschließlichen Rechte zur Verwaltung der Gottesverehrung nicht einmal zu behaupten wußte. Micha weihte einen seiner Söhne zum Priester. Eine Erinnerung, die ihm an die väterlichen Sitten doch noch in dieser Rücksicht übrig blieb, machte jedoch, daß er, als er einen Leviten habhaft werden konnte, denselben mit Freuden zum Priester annahm, und nun gewiß glaubte, daß ihm Gott Gutes thun würde, da er einen Leviten zum Priester hatte.

So wußte Micha die gröbsten Vergehungen gegen die mosaischen Gesetze, und die größten Widersprüche gegen seine Grundsätze aus Unwissenheit derselben mit der Meinung zu vereinigen, daß er sich als ein eifriger Verehrer Jehovas recht vorzügliche Verdienste erworben habe.

Doch nicht blos ein einzelner Israelit war es, welcher auf diese Art die Gesetze des Stifters seiner Volksreligion übertrat. Ein ganzer Stamm machte sich desselben theilhaftig. Die Nachkommen Dans giengen darauf aus, sich ein Erbtheil zu erobern, und hatten zu dieser Absicht Kundschafter ausgeschickt, ein sorgloses Volk zu erspähen, welches sie ohne Gefahr überfallen könnten. Diese kamen unterweges zu dem Hause Michas, und wurden von dem jungen Leviten, den sie an der Sprache erkannten, von der Sache unterrichtet. Weit entfernt diesen Gottesdienst als gesetzwidrig zu mißbilligen, glaubten sie vielmehr ein Mittel gefunden zu haben, den Willen Gottes über ihre Unternehmung zu vernehmen. Sie erhielten auch wirklich einen etwas zweydeutigen Orakelspruch,

der daher eintreffen mußte, die Sache mochte ausfallen wie sie wollte. Der Priester gab ihnen die Antwort: Gehet in Frieden hin, euer Weg, auf dem ihr gehet, ist vor Gott. Dies hätte, wenn es unglücklich ausgefallen wäre, so erklärt werden können: Euer Weg ist Gott bekannt, und hätte also auch auf diese Weise nichts falsches enthalten. Da aber die Sache glücklich ablief, so schien er eine sehr treffende Weissagung enthalten zu haben. So hatte also die Gottesverehrung in Michas Hause alles, was nach damaligen Begriffen zum Gottesdienste erfordert ward. Man sieht, daß der Priester recht gut sich der Künste zu bedienen wußte, durch welche die Orakel so lange Zeit und unter so vielen Völkern in Ansehn erhalten worden sind.

Das Orakel, ob es gleich aus einer sehr falschen Quelle kam, flößte den Kundschaftern den Muth ein, das Land, auf welches ihre Absicht gerichtet war, zu erforschen, und gab selbst den Daniten das Vertrauen es zu erobern. Kein Wunder daß sie selbst im Besitz eines Heiligthums zu seyn wünschten, zu welchem sie ein solches Zutrauen hatten. Sie setzten sich daher mit Gewalt darein, raubten dem Micha sein Götzenbild und seinen Priester, und beantworteten seine Klagen mit Drohungen.

Welche schwache und widersinnige Religionsbegriffe! Die Daniten trugen kein Bedenken einen Gott zu stehlen, und einem gestohlnen Gott ihr Zutrauen zu schenken. Michas Klagen zeigen von ähnlichen Begriffen. Er sagt: Meinen Gott, den ich mir selbst gemacht habe, habt ihr mir genommen!

Der

Der Gott ließ sich übrigens eben so willig transportiren als sein Priester, welcher froh darüber war, als man ihm vorstellte, daß er aus einem Hausprieſter, Priester eines ganzen Stammes werden sollte.

Diese Religionsideen sind keine andre als die, welche man bey manchen äusserst rohen Völkern gefunden hat, und mit dem Namen Fetischismus bezeichnet. Das Charakteristische dieser unvollkommensten aller Religionsarten ist nämlich, daß man durch irgend ein Bild nicht blos die Gottheit bezeichnen oder sinnlich darstellen will, sondern wirklich glaubt, daß göttliche Eigenschaften an irgend einen sinnlichen Gegenstand gebunden sind. Sonderbar bleibt es immer, daß diese Eigenschaften oft, so wie es auch hier der Fall war, nicht einem Gegenstande beygelegt werden, welcher unabhängig von Menschen entstanden ist, sondern einem solchen, den Menschen gemacht haben; die also doch wohl wissen sollten, was sie dem Werke ihrer Hände für Eigenschaften mitgetheilt haben. Allein glauben nicht immer noch vermeinte Zauberer, Amuletenmacher und Fieberverschreiber, daß sie Dinge machen können, welche größere Kräfte besitzen als sie selbst?

IX. Sittenverderben und Anarchie als die Quelle des Verfalls der Religion und der Sitten. Kap. XIX—XXI.

Eine Schandthat, welche in der Geschichte des menschlichen Verderbens nur wenige ihres Gleichen finden dürfte, wird uns noch am Ende dieses Buchs erzählt.

Die

Die schändlichste Verletzung des Gastrechtes, unnatürliche und viehische Unzucht vereinigen sich mit der unmenschlichsten Grausamkeit, um uns die Bewohner von Gibea, welche diese Greuel verübten, als die abscheulichsten moralischen Ungeheuer darzustellen.

Ein Fremder, aber doch Israelit, noch dazu aus dem geachtetsten der israelitischen Stämme, ein Levit, reiste mit seinem Weibe durch Gibea im Stamme Benjamin, und sah sich genöthigt daselbst zu übernachten. Er wählte mit Bedacht dazu eine israelitische Stadt, weil er in derselben sichrer zu seyn glaubte, als in einer, welche Kananiter bewohnten. Nach morgenländischer Sitte mußte er auf der Straße bleiben und erwarten, ob ihn jemand in sein Haus einladen würde, welches in Städten, wo noch Tugend und unter ihnen die Gastfreyheit, eine Tugend, in der sich die Morgenländer vorzüglich auszeichnen, herrscht, sehr bald zu geschehen pflegt. Aber da war keiner von den Bürgern der Stadt, der ihn einladen wollte. Nur ein Mann, der selbst ein Fremdling in der Stadt war, nahm sie gastfreundlich auf. Er nahm sie in sein Haus, gab nicht zu daß sie sich selbst beköstigten, und versorgte sie mit allen Bedürfnissen. Aber siehe, Bösewichter umringten sein Haus, und verlangten den Fremdling heraus, um ihre unnatürliche Wollust an ihm zu sättigen. Völlig dieselbe Scene wie 1 B. Mos. XV. von Sodom erzählt wird. Der Mann dachte so edel wie Lot, und wollte lieber seine eigne Tochter den Bösewichtern überlassen, als den Fremden, den er in Schutz genommen hatte, Preis geben. Freylich auch ein etwas zu weit getriebener Edelmuth! Denn seine

Tochter

Tochter hatte doch unstreitig ältere Ansprüche auf seinen Schutz als der Fremde! Er hätte also ungerecht gegen seine Tochter gehandelt, um gütig gegen den Fremden seyn zu können. Güte muß aber allemal der Gerechtigkeit nachstehen. Eben so ungerecht, aber noch weit unedler, weil er es aus eigennützigen Gründen that, dachte der Levit gegen das Weib, welches er bey sich hatte. Sie wird zwar nur seine Beyschläferin genannt, hatte aber doch unstreitig die größten Ansprüche auf seinen Schutz, und er hätte sie mit seinem Leben vertheidigen sollen. Aber er überließ sie den Bösewichtern um sich zu retten.

Man sieht aus diesen beyden Umständen, daß das weibliche Geschlecht durch die Grundsätze und Sitten jener Menschen äusserst herabgewürdigt war. Der Hauswirth würde gewiß jenen übertriebenen Edelmuth nicht gezeigt haben, wenn er es nicht für ein ungleich größeres Unrecht gehalten hätte, einen Mann zu beleidigen, als ein Weib. Denn nur der Gedanke konnte ihn dazu verleiten, daß seine Tochter doch nur ein Weib sey, und es hier auf Vertheidigung eines Mannes ankomme. Die Beyschläferin des Leviten, die er doch auch in Schutz genommen hatte, trug er kein Bedenken den Bösewichtern selbst anzubieten. Eben so mußte der Levit, der sie ihnen überließ, auch glauben, daß er daran gar nicht Unrecht thue, und daß es ihm gar keine Schande mache, wenn er sich selbst mit der Ehre und dem Leben seiner Beyschläferin vertheidige. Auch dieses ist ein Beweis von großer Verdorbenheit der Sitten. Denn es sind nicht allein ganz falsche und unmoralische Grundsätze, nach welchen man dem

weib-

weiblichen Geschlechte geringere Ansprüche auf Menschenrechte zugesteht, sondern es ist auch immer durch die Erfahrung bestätigt worden, daß ein Volk desto verdorbner und sittenloser war, je tiefer es das weibliche Geschlecht herabsetzte. Besonders in Fällen, wie dieser, sieht sich die Großmuth des Mannes auf das stärkste aufgefordert, sich des schwächern Geschlechts anzunehmen, wenn irgend in seiner Brust ein Funken edler Denkungsart glüht.

Den höchsten Grad der Abscheulichkeit zeigte indessen das Betragen der Bewohner Gibeas gegen das ihren viehischen Trieben überlassene arme Geschöpf. So einfach und verschleiert die Sache erzählt ist, so muß sie doch einen jeden, der sie liest, mit dem größten Abscheu erfüllen. Ein einfacher Mord ist nichts gegen einen Mord, welcher auf diese Weise begangen wird! Wer durch das, was seiner Natur nach die Aeusserung der höchsten und innigsten Liebe seyn soll, dem unglücklichen Opfer seiner Triebe Tod und Verderben giebt, wie soll man den nennen? — Vorfälle, welche dem hier erzählten ähnlich sind, sind zwar in der Menschengeschichte überhaupt wohl selten, und wir wollen sie unserm Zeitalter nicht mehr zutrauen. Aber nicht so selten ist es, daß das, was die Bösewichter von Gibea auf eine rohe und viehische Art thaten, auf eine feinere Art geschieht, daß die Quellen des Lebens nicht abgeschnitten, aber vertrocknet und vergiftet, und die bedauernswürdigen Opfer gewissenloser Bösewichter zwar nicht auf einmal geopfert, aber entweder durch das tiefste Elend zum Selbstmord gebracht, oder einem langsamen aber ungleich schrecklichern Tode als selbst

der

Tod des Weibes des Leviten war, überliefert werden. Welches ist abscheulicher? —

Auch in jenen barbarischen Zeiten fand indessen eine solche Beleidigung der Menschheit ihre Strafe, und die übrigen Stämme der Israeliten blieben nicht gefühllos, als sie ihnen bekannt gemacht wurde. Aber die Art der Bekanntmachung geschah auch in der That auf eine Art, daß sie das trägste Gefühl empören mußte, und war ganz eines solchen Zeitalters würdig. Der Levit zerschnitt die grausam Gemordete in zwölf Stücke, und schickte jedem israelitischen Stamme eins davon zu, um ihn von dem Frevel zu benachrichtigen. Ganz Israel versammelte sich und faßte einmüthig den Schluß, die Greuelthat zu rächen. Sie schickten indessen doch zuvor Abgeordnete an die Benjaminiten, um die Bösewichter zur Strafe heraus zu verlangen. Aber, wer hätte es glauben sollen? jener Stamm, dem am meisten hätte daran gelegen seyn sollen den Schandfleck zu vertilgen, mit welchem ihn jene That geschändet hatte, widersetzte sich diesem billigen Verlangen, und unternahm es sogar, die Bösewichter zu vertheidigen.

Jetzt entstand ein Krieg, dergleichen die Geschichte wenige aufzuweisen haben dürfte. Man könnte ihn nach der Analogie der Religionskriege einen Sittenkrieg nennen. Die Moral dürfte also der Religion nicht so unbedingt Vorwürfe darüber zu machen haben, daß ihrerwegen Kriege entstanden sind. Denn dies Beyspiel lehrt, daß auch das empörte moralische Gefühl eben so wie der Widerspruch in religiösen Meinungen Menschen gegen einander bewafnen kann.

Die blutigen Freyheitskriege in unsern Tagen haben auch wirklich, wenigstens zum Theil, moralische Ursachen. — Wem ein menschliches Herz im Busen schlägt, d. h. wer des Gefühls für Moralität nicht unfähig, und dabey nicht ein ganz reines Vernunftwesen ist, welches doch wohl andre Mittel gefunden haben würde, der himmelschreyenden Unsittlichkeit zu steuern, ohne dieses durch den Krieg, der im Grunde auch nichts anders als ein Inbegriff von Unsittlichkeit ist, zu thun, der wird gewiß diesen Krieg nicht ganz mißbilligen können, und voll Eifer zu den Waffen gegriffen haben, um einen solchen an der Menschheit verübten Frevel zu bestrafen.

Der Krieg schien im Anfange die gerechte Sache nicht zu begünstigen. Die Israeliten wurden zweymal mit großem Verlust von den Benjaminiten geschlagen. Das dritte Mal gelang es ihnen endlich, durch List sie zu überwinden. Jetzt hatte der Krieg den gewöhnlichen schaudervollen Erfolg, welchen wir bisher bey allen Kriegen, welche die Israeliten führten, angetroffen haben. Die Israeliten schlugen im Lande der Benjaminiten alles mit dem Schwerdt, und verschonten nichts Lebendiges. So mußte also eine Frevelthat mit vielen tausend andern gebüßt werden. Unzählige Unschuldige mußten für wenig Schuldige büßen. Ein auffallender Beweis, daß in diesem Leben keine Vergeltung Statt findet!

Von dem ganzen vormals so blühenden Stamm der Nachkommen Benjamins blieben nicht mehr als sechs hundert übrig, die sich geflüchtet hatten. Diese wurden ein Gegenstand des Mitleids der Israeliten.

Sie

Sie beschlossen ihrer zu schonen, und durch sie den Stamm erneuern zu lassen. Allein die Wuth des Krieges war so vertilgend gewesen, daß nicht einmal Weiber für sie übrig geblieben waren, mit denen sie ihr Geschlecht fortpflanzen konnten. Um diese ihnen zu verschaffen, wurden neue Greuel verübt. Man verwüstete eine israelitische Stadt unter dem Vorwande, weil sie unterlassen hatte sich mit den übrigen Israeliten zu der gemeinschaftlichen Unternehmung zu vereinigen. Man ermordete alle Männer, Weiber und Kinder, und ließ nur vierhundert unberührte Jungfrauen zurück, die den Benjaminiten zu Weibern gegeben wurden. Die noch fehlenden mußten durch einen absichtlich veranstalteten Jungfrauenraub ersetzt werden. Ein neuer Beweis der Geringschätzung des weiblichen Geschlechts!

Es ist hier wieder eine sonderbare Mischung von Gewissenhaftigkeit und unmoralischer Denkungsart zu bemerken. Die übrigen Israeliten hätten den Benjaminiten leicht helfen können, wenn sie ihnen ihre Töchter zur Ehe gegeben hätten. Aber sie hatten geschworen es nicht zu thun. Sie verwüsteten also lieber eine ihrer Städte, und ließen einen Jungfrauenraub in ihrer Mitte veranstalten, als daß sie ihren höchst übereilten Schwur brachen.

Doch wir wenden unsre Augen von allen diesen Greueln weg, und blicken nur noch auf die Ursache derselben. Diese wird mehrmals bey Erzählung dieser Beyspiele des Verfalls der Religion und der Sitten erwähnt. Es war Anarchie. Mehrmals, und noch am Schlusse des Buches, heißt es: „Um die

Zeit hatten die Israeliten keinen König, und jeder that was ihm gut dünkte.“

Es scheint daher, als ob das ganze Buch geschrieben wäre, um die schrecklichen Folgen der Anarchie zu beweisen. Sie führte die Israeliten in oftmalige Sklaverey, aus der sie nur jedesmal dadurch gerettet wurden, wenn sie sich ein Oberhaupt wählten. Sie war Ursache des größten Verfalls der Religion, des schrecklichsten Sittenverderbens, und des fürchterlichsten Bürgerkrieges.

Allgemeine Bemerkungen.

Dies Buch enthält, so wie die meisten historischen Bücher des Alten Testaments, nichts, was unmittelbar zur Belehrung über Religion und Moral bestimmt wäre. Dagegen liefert es in einer fortlaufenden Reihe historischer Gemälde so manches, was uns zu interessanten Bemerkungen Gelegenheit gegeben hat, und dessen nähere Zusammenstellung daher auch nicht ohne Nutzen seyn wird.

I. Die Religion spielt in diesem Buche eine sehr wichtige Rolle. Zwar zeigt sie sich nicht durchaus von der vortheilhaftesten Seite. Aber bey einem für die Menschheit so wichtigen Gegenstande als die Religion ist, ist es sehr lehrreich, ihn auch in seinen Ausartungen kennen zu lernen, weil seine wahre Gestalt durch die Schatten, welche diese werfen, in ein desto helleres Licht gesetzt wird. Wir bemerken also hier

1) Das-

1) Dasjenige, was dies Buch zur Ehre der Religion enthält. Sie zeigt sich in demselben ebenfalls in ihrer großen politischen Wichtigkeit. Die ächte mosaische Religion und die Anhänglichkeit des Volks an dieselbe, wird durchgehends und vorzüglich II. 10—23 und X. 6—18 als die Quelle des Wohlstandes der israelitischen Nation und Untreue gegen dieselbe als die Ursache aller Unglücksfälle, welche dieses Volk betrafen, betrachtet. Sie war dieses auch wirklich, in so fern die eigenthümliche Staatsverfassung der Israeliten ohne sie nicht bestehen konnte. Alle die Helden, welche das Volk von der Herrschaft ihrer Unterdrücker befreyten, und ihm einen selbstständigen Wohlstand verschaften, waren eifrige, obgleich nur selten aufgeklärte Verehrer der mosaischen Religion. Keiner hatte jedoch den Geist Mosis, nicht einmal Josuas. Das Verhältniß Jehova's und der Israeliten wird X. 6 — 18 auf eine einfache und rührende Weise dargestellt. Es wird nicht so wohl als das Verhältniß eines Monarchen zu seinen Unterthanen, als vielmehr als das eines Vaters zu seinen Kindern geschildert.

Auch darin zeigte die Religion ihre Kraft über die Gemüther der Israeliten, daß sie Schwüre und Gelübde im hohen Grade für heilig und unverletzlich hielten. Dies zeigt besonders Jeftas Gelübde und seine Erfüllung XI. 30—40, und der Schwur der Israeliten den Benjaminiten ihre Töchter nicht zu geben XXI.

2) Aber ungleich häufiger sind die Beweise der Ausartung und des Verfalls der Religion bey den Israeliten in diesem Buche. Es enthält öftere Spuren eines besondern Hanges, welchen dieses Volk zur Abgötterey hatte, der sich nur durch die geringe Kraft, welche die Autorität blos historischer Religionen hat, erklären läßt. Aber auch die mosaische Religion selbst zeigt sich in demselben in einer sehr ausgearteten Form. Selbst denjenigen Helden, welche den aufrichtigsten Eifer für die Religion Jehova's hatten, fehlte es an gehöriger Kenntniß derselben, wie wir an Gideons Beyspiele gezeigt haben. Andre, wie Simson, wußten ihre religiösen Ideen selbst an die Befriedigung ihrer zügellosesten Begierden anzuknüpfen. Ehud trug kein Bedenken den Namen Gottes zu mißbrauchen, um einen Meuchelmord desto sicherer auszuführen. Am tiefsten aber zeigt sich der Verfall der mosaischen Religion in der Erzählung von Micha's und der Daniten Bilderdienst XVII. XVIII. nach welcher sie bis zum Fetischismus herabgesunken war. Denn die Nachkommen Dans fanden es eben so wenig widersinnig einen Gott zu stehlen, als einen gestohlnen Gott zu verehren. Bey eben dieser Geschichte zeigt sich der Glaube an Segen und Fluch in seiner widersinnigsten Gestalt.

II. Auch für die Moral können in diesem Buche Belehrungen aus einer doppelten Quelle geschöpft werden, von welcher jedoch die trübe ebenfalls ungleich stärker fließt als die helle. Es finden sich nämlich

1) nur wenig gute Beyspiele und edle Züge. Tapferkeit und Religiosität sind meistentheils

stentheils die Haupteigenschaften, welche an den Helden dieses Buchs gerühmt werden können. Beyde erhalten jedoch ihren Werth erst durch ihre Quellen und ihre Anwendung. Beyde sind daher nur selten tadelfrey. Doch findet sich auch bey den meisten ein starker, nur oft zu weit gehender Patriotismus. Dieser war besonders bey Gideon nach VIII. 22, 23 mit einer rühmlichen Uneigennützigkeit verbunden, indem er das ihm angetragene Erbreich über die Israeliten ausschlug.

Einen fast ganz reinen moralischen Genuß gewährt uns allein das Bild der edelsten Resignation, der zärtlichsten Kindesliebe und des größten Heldenmuthes, welches in Jefta's Tochter Kap. XI. aufgestellt ist.

Eine sonderbare Mischung von Gewissenhaftigkeit und Mangel an moralischen Grundsätzen zeigte so wohl Jefta bey Erfüllung seines Gelübdes, als die Israeliten Kap. XXI. da sie um einen gethanen Schwur zu halten, eine ihrer eignen Städte zerstörten, und einen Jungfrauenraub begünstigten. Dies führt uns

2) auf die mannigfaltigen Beyspiele moralischer Verdorbenheit, welche dieses Buch enthält. Ein Meuchelmörder III. 15—30 aus Patriotismus und eine Meuchelmörderin IV. 17—22 aus Eigennutz und Ruhmsucht, werden darin aufgestellt. Ein Selbstmörder aus Rachsucht, weil er durch seinen Tod den Untergang vieler seiner Feinde beförderte XVI. 23—31. Viele Grausamkeiten, die dem barbarischen Geiste des Zeitalters gemäß waren,

und theils aus Patriotismus und falscher Religiosität, theils aus Rachsucht und Eigennutz ausgeübt wurden.

Ein Beyspiel des bestraften Undanks und Eigennutzes geben die Sichemiten IX. Ein Sohn bestielt seine Mutter XVII. 1. 2.

Ein fortlaufendes Gemälde des Uebermuths und der Zügellosigkeit enthält Simsons Geschichte XIV — XVI.

Mehrere Beweise der Geringschätzung des weiblichen Geschlechts geben die Vielweiberey Gideons, eines Heerführers, der sonst noch unter die besten gehört, Simsons Verhalten gegen seine Gattin XV. und der von den Aeltesten der Israeliten veranstaltete Jungfrauenraub XXI. Die schreckliche Geschichte eines durch Unzucht gemordeten Weibes XIX zeigt das Aeusserste dieser Geringschätzung und der Unmenschlichkeit überhaupt.

Beyspiele einer großen Verdorbenheit dieses Geschlechts geben Jael und Delila.

Ein bürgerlicher Vertilgungskrieg, der zugleich ein Sittenkrieg war XX. vollendet das schreckliche Gemälde.

Das

Buch Ruth.

Das Buch Ruth.

Es thut wohl, wenn uns unsre heiligen Bücher von dem blutigen politischen Schauplatze, welchen die Bücher Josua und der Richter eröffnen, einmal wieder in den stillen Zirkel des häuslichen Lebens führen, aus welchem wir in dem ersten Buche Mosis so schöne Darstellungen fanden.

Das Buch Ruth scheint zwar ebenfalls in einer Absicht geschrieben zu seyn, welche der Politik nicht fremd war, nämlich um ausführliche Nachrichten von der Abkunft Davids oder des regierenden Hauses zu Jerusalem zu geben, und um seine edle Abstammung zu beurkunden. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß es dem königlichen Hause zu Ehren abgefaßt ist. Dabey aber trägt es doch den Charakter der Wahrheit, indem es weder die tiefe Armuth, in welche Davids Nachkommen versunken waren, noch seine Abkunft von einer Moabiterin verbirgt.

Die Begebenheiten, welche es erzählt, trugen sich in dem Zeitalter der Richter zu, wie gleich zu Anfange gesagt wird. Aber man kann nicht bestimmen, unter welchen von diesen israelitischen Heerführern sie sich ereigneten. Die Hungersnoth, welche zu Anfange erwähnt wird, giebt keinen Beweis für eine genauere Bestimmung der Zeit ab. Denn im Buch der Richter sind dergleichen Umstände nicht allemal sorgfältig

erwähnt,

erwähnt, und es können in der Zeit, aus welcher es uns historische Fragmente liefert, mehrere dergleichen traurige Perioden gegeben haben. Doch war in einem so fruchtbaren Lande, wie Palästina, eine Hungersnoth eine nicht sehr gewöhnliche Erscheinung, und die, welche hier erwähnt ist, läßt sich am ersten in die Zeit versetzen, in welcher die Israeliten von mehrern auswärtigen Völkern bedrückt, und theils gehindert wurden, das Land zu bauen, theils der Früchte desselben beraubt wurden. Diese wird im B. d. Richter VI. 3. 4 so beschrieben: „Wenn die Israeliten ihr Land bestellt hatten, so kamen die Midianiter, Amalekiter und Saracenen, überzogen das Land, lagerten sich darauf, und vernichteten die ganze Erndte bis nach Gaza hin, und ließen den Israeliten nicht die nöthigsten Lebensmittel übrig, nicht Schaafe, Rindvieh oder Esel. Denn einem Heuschreckenschwarm gleich kamen sie, mit ihren Heerden und Gezelten, sie und ihre Kameele waren unzählig, und zehrten alles, was auf dem Lande wuchs, auf. Hierüber geriethen die Israeliten in tiefe Armuth.“ Diese unglückliche Zeit von sieben Jahren scheint es daher gewesen zu seyn, welche Elimelech aus dem Lande vertrieb.

Glücklicher muß die Zeit gewesen seyn, in welcher Naemi mit ihrer Schwiegertochter nach Bethlehem zurück kam. Denn ihre Begebenheiten zeigen uns nicht allein, daß es damals Männer unter den Israeliten gab, welche in sehr blühendem Wohlstande

waren,

waren, sondern auch, daß die mosaischen Gesetze sorgfältig beobachtet und die Religion verehrt wurde. Dies paßt in keine Zeit besser als unter die Regierung Gideons, der unter den Richtern die meiste Religiosität und Rechtlichkeit zeigte. Wir können also diese Geschichte für ein Sittengemälde aus einer der glücklichern Perioden der Zeiten der israelitischen Heerführer, und zwar am wahrscheinlichsten der Zeit Gideons halten.

Der Verfasser selbst lebte unstreitig weit später. Er kann gar nicht vor Davids Zeit, scheint aber auch noch einen ziemlichen Zeitraum später gelebt zu haben. Denn er braucht Ausdrücke, welche aus dem chaldäischen herzukommen scheinen, dergleichen man in den frühern historischen Schriften der Israeliten nicht findet. Auch waren die Sitten des Buchs zu der Zeit schon veraltert, als sein Verfasser schrieb. Daher er seine Leser zuweilen erst von diesen Sitten unterrichten zu müssen glaubt.

Der Zweck, für welchen die israelitischen Geschichtschreiber ihre Bücher schrieben, hat für uns gewöhnlich nicht dieselbe Wichtigkeit, welche er für sie und ihre Mitbrüder hatte. So interessirt uns auch bey diesem Buche die Beurkundung der Abstammung der davidischen Familie weniger als die Schilderung der Denkungsart und der Sitten, welche die Personen hatten, deren Begebenheiten es uns erzählt.

Es ist eine milde menschenfreundliche Gesinnung, welche die Helden dieses kleinen idyllenartigen Buches äußern. Es sind durchaus lauter gute Charaktere, welche in demselben aufgestellt werden.

Dies

Dies ist dem Verehrer der Sittlichkeit um so willkommner, da wir bisher in jenem Zeitalter fast nichts als wilde und rohe Charaktere und Sitten gefunden haben. Rechtlichkeit und Sittlichkeit stehn hier in dem schönsten Bunde. An eine sorgfältige Beobachtung der mosaischen Gesetze knüpfen die Helden des Stücks eine sanfte menschenfreundliche Denkungsart, und liefern dadurch einen für diese Gesetze sehr ehrenvollen Beweis, daß sie ihre aufrichtigen Verehrer zur Sittlichkeit und Menschenfreundlichkeit führten.

Die vornehmsten Züge edler und menschenfreundlicher Denkungsart, welche dieses Buch schildert, sind eine zärtliche Liebe unter Verwandten, eine wohlthätige Gesinnung gegen Arme, eine wahre Ehrfurcht gegen die vaterländischen Gesetze, und eine weise und tugendhafte Enthaltsamkeit. Dabey finden wir auch schöne Beweise einer wahren Religiosität, die sich theils durch willige Unterwerfung unter den Willen Gottes, theils durch Vertrauen auf ihn äussert. Alles dieses verdient deutlicher ins Licht gestellt zu werden.

I. Zärtliche Familienliebe und stille Frömmigkeit.

Kap. I.

Aechte Liebe und Freundschaft, und wahre Frömmigkeit bewähren sich beyde im Unglück. Hiervon ist das Beyspiel Naemis und ihrer Familie eine schöne Bestätigung. Da sie alles verlohren hatte, verlor sie die Liebe ihrer Schwiegertöchter nicht. Eine seltene Zärtlichkeit zwischen Personen, die in den meisten Familien sich nicht aufs Beste mit einander vertragen können!

Naemi

Naemi selbst muß eine sehr gute Seele gewesen seyn, indem ihre Herzensgüte ihre Schwiegertöchter so an sich gefesselt hatte, daß sie nach dem Tode ihrer Männer, den Aufenthalt bey ihr, dem bey ihren Müttern vorzogen, und selbst mit ihr aus ihrem Vaterlande auszuwandern entschlossen waren! Aber auch die jungen Weiber zeigen eine seltne Gutmüthigkeit. So leicht unter zwey Familien, welche so bey einander leben, wie die ihrigen, sich Anlaß zu Zwistigkeiten findet, so müssen sie sich doch sehr gut mit einander vertragen haben! Besonders rührend sind die zärtlichen Empfindungen Ruths gegen die Mutter ihres Gatten in den Worten ausgedrückt, mit welchen sie dieselbe nöthigte, ihr die Erlaubniß zu geben, sie in ihr Vaterland zu begleiten. Gewiß mußte sie auch ihren Gatten ungemein zärtlich geliebt haben! Sie scheint ihn noch in seiner überlebenden Mutter zu lieben. Doch man muß diese Scenen in der eben so lebhaften als einfachen Darstellung des Verfassers dieses Buchs selbst lesen. So weit die morgenländischen Schriftsteller den abendländischen in vieler Rücksicht nachstehen, so weit übertreffen sie dieselben doch oft an Lebhaftigkeit der Darstellung, besonders wenn dazu erfordert wird, daß der Gegenstand individualisirt und gleichsam dramatisch geschildert werden muß.

Die ganze Geschichte dieses Buchs dreht sich um die alte orientalische Familiensitte der Erbehe. Ueber diese ist bey 1 B. Mos. XXXVIII. *) schon viel gesagt

*) Th. I. S. 187.

sagt worden. Man sieht aus dieser Geschichte, welchen Einfluß sie in den Familien selbst hatte. Naemi stellt sie ihren Schwiegertöchtern als das einzige vor, was sie von ihr zu erwarten haben dürften, sie zeigt ihnen jedoch zugleich die Unmöglichkeit ihnen auf diesem Wege nützlich zu werden. Man sieht hieraus indessen, wie weit dieses Recht gieng. Wenn es möglich gewesen wäre, daß Naemi, noch nach dem Tode ihrer erwachsenen und verheuratheten Söhne, hätte wieder Söhne, selbst von einem andern Mann, bekommen können, so würde es dieser ihre Pflicht gewesen seyn, die Weiber ihrer verstorbnen Brüder zu heurathen, um ihnen eine Nachkommenschaft zu verschaffen. In vielen andern Fällen mag dieses ein Band gewesen seyn, welches Wittwen an die Familien ihrer verstorbenen Männern, und besonders an ihre Schwiegermütter knüpfte, weil sie durch den Einfluß derselben auf ihre jüngern Söhne es zu erlangen hofften, daß diese ihnen jenes Recht zugestehen würden, dessen Vollziehung noch immer von ihrem Willen abhieng. Hier, wo dieses aber nicht Statt finden konnte, band blos das Herz die jungen Weiber an die Mutter ihrer verstorbenen Gatten. Um so reiner und uneigennütziger erscheint uns daher die Liebe, welche sie zu ihr hatten.

Naemi zeigt ferner eine stille, demüthige und ergebungsvolle Frömmigkeit. Sie hatte viel Unglück ausgestanden. Eine Hungersnoth trieb sie und ihre Familie aus ihrem Vaterlande. Im Auslande verlor sie ihren Mann und ihre beyden Söhne, die sie in Armuth zurück ließen. Sie sahe dieses alles für Schickungen Gottes an, und hatte den nieder-

niederschlagenden Gedanken gefaßt, daß die Hand Gottes wider sie sey, daß Gott gleichsam gegen sie eingenommen sey. Dem ohngeachtet hatte sie einen festen Glauben an Gottes Gerechtigkeit. Sie zeigte ihn in dem, was sie zu ihren Schwiegertöchtern sprach v. 8. 9.

„Gott wird euch das Gute vergelten, das ihr den Verstorbenen und mir erzeigt habt. Gott wird euch Ruhe finden lassen in dem Hause eines Mannes.“

Ein solcher frommer Glaube kann zwar leicht täuschen, indem es sich eben so wenig beweisen läßt, daß Gott das Gute in diesem Leben belohne, als daß er das Böse bestrafe. Allein eine solche Tugend wie diese jungen Weiber gezeigt hatten, findet doch oft schon in diesem Leben in ihren natürlichen Folgen ihre Belohnung. Denn wer sich gütig und liebevoll gegen die Menschen bezeigt, der wird von ihnen wieder geliebt werden. Besonders kann eine Frau, welche sich gegen ihren ersten Mann und die Seinigen gut betragen hat, hoffen, daß sie nach dessen Tode leicht wieder eine Versorgung finden werde. Da nun dieses alles unter Leitung der Vorsehung geschieht, so kann man behaupten, daß Gott Tugenden dieser Art am öftersten belohnt, und es ist ein trostvoller und aufmunternder Gedanke, daß die sanften menschenfreundlichen Tugenden der Regel nach schon in diesem Leben ihren Lohn zu erwarten haben.

Man hat bey v. 15 wo Naemi zu Ruth sagt: Deine Schwägerin ist zu ihren Göttern zurück gegangen, die Bemerkung gemacht, daß sie die Götter

der Moabiter doch für wirkliche Wesen gehalten haben müsse. Dies scheint allerdings der Fall zu seyn, und zwar um so mehr, da es, wie wir schon oft bemerkt haben, eine dem größten Theile der Israeliten eigne Meinung war. Selbst die frömmsten unter ihnen glaubten, daß auch die Götter andrer Völker wirkliche Wesen wären. Nur legten sie Jehova große Vorzüge vor jenen bey. Sie hielten ihn für weiser und mächtiger, besonders aber für gütiger gegen das israelitische Volk, als jemals ein andrer Gott seyn konnte. Sie glaubten daher, daß es Pflicht eines jeden rechtschaffnen Israeliten sey, ihm allein, und zwar nach den Vorschriften zu dienen, welche er durch Mosen über seine Verehrung gegeben hatte. Man sieht also, daß dem ohngeachtet eine aufrichtige Frömmigkeit mit dieser irrigen Meinung bestehen konnte. Naemi hielt ihr Urtheil über die Götter andrer Völker zurück, oder vielleicht folgte sie auch darin der gemeinen Meinung, dem ohngeachtet hieng sie mit mehrerm Eifer an dem Gotte ihres Volks und ihrer Väter.

Man sieht hieraus, daß theoretische Religionsmeinungen oft auf das Praktische der Religion keinen Einfluß haben, und daher geschont und geduldet zu werden verdienen, wenn sie auch unvollkommen und irrig seyn sollten, so bald sie nur die ächte Frömmigkeit nicht verhindern. Auch ist die Verbindung der Familienliebe und Frömmigkeit bey diesen Personen lehrreich, indem sie darauf aufmerksam macht, daß eine herzliche Frömmigkeit die beste Grundlage des häuslichen Glücks ist.

II. Recht der Armen. Kap. II.

Wir haben schon bey den mosaischen Gesetzen bemerkt, daß dieselben sehr wohlthätig für Arme waren. Zwar waren nach Moses Absichten unter dem israelitischen Volke keine Bettler, denn er hatte durch seine Ackergesetze vorzubeugen gesucht, daß niemand arm gebohren werden möchte. Daher finden wir auch nirgends im A. T. das Almosengeben empfohlen, welches erst unter den Christen, noch mehr aber unter den Muhammedanern, aus Unverstand zu etwas verdienstlichem erhoben worden ist. Dem ohngeachtet heißt es 5 B. Mos. XV. 11: „Es werden immer Arme in dem Lande seyn, darum gebiete ich dir, deine Hand gegen deinen Bruder, und gegen den Armen und Dürftigen in deinem Lande aufzuthun.“ Aber nicht blos Ermahnungen, sondern auch Verordnungen hatte Moses zum Besten der Armen gegeben. Unter diesen war eine der vornehmsten die, welche den Armen das Recht gab, bey der Erndte Nachlese zu halten. Sie war in so fern sehr zweckmäßig, als sie nicht, wie das unter uns gewöhnliche Almosengeben, den Armen von Arbeit befreyte, sondern vielmehr dazu nöthigte, wenn er der ihm bestimmten Wohlthaten theilhaftig werden wollte.

Aus dieser Erzählung können wir sehen, wie dieses Gesetz beobachtet wurde. Es scheinen viele Geitzige gewesen zu seyn, welche den Armen dieses Recht ungern zugestanden, und sie an der Ausübung desselben zu hindern, oder sie ihnen wenigstens auf alle

Weise zu erschweren suchten. Dies sieht man daraus, weil Naemi ihre Schwiegertochter warnt, auf einen andern Acker, als auf den des gütigen Boas zu gehen, weil man ihr sonst übel begegnen, und sie hart anlassen könnte. Boas fand es auch für nöthig, seinen Schnittern und Knechten dieses zu verbieten. Es wird auch ausdrücklich als eine Wohlthat erwähnt, daß Boas der Aehrenleserin die Erlaubniß gab, von dem Wasser zu trinken, welches seine Knechte schöpften. Durch solche Mittel also, durch harte Begegnung, durch Versagung des in der drückenden Hitze so nöthigen Trinkwassers, mochten hartherzige Leute die Armen zu nöthigen suchen, ihrem Rechte zu entsagen. Denn der Geitzige weis mancherley Mittel zu finden, der Armuth das, was ihr gebührt, zu entziehen.

So dachte nicht Boas. In ihm sehen wir ein Muster eines edelmüthigen Reichen. Er gestand der Aehrenleserin Ruth, als sie sich auf seinem Acker einfand, nicht allein gern ihr Recht vollkommen zu, sondern er erzeigte ihr noch ausserdem Wohlthaten, und zwar auf eine Weise, welche den Werth derselben verdoppeln mußte.

Diese Weise, welche den Werth aller Wohlthaten ungemein erhöhet, und in welcher eigentlich die wahre Kunst zu geben besteht, liegt vorzüglich darin, daß man das Gefühl des Empfängers schont. Dies wußte Boas auf eine eben so feine als menschenfreundliche Art zu thun. Er redete der Ruth nicht allein freundlich zu, sondern er rühmte an ihr auch alle die guten Eigenschaften und Handlungen, welche er von ihr gehört hatte, so daß seine Wohlthaten nun-

mehr als Belohnungen ihrer Verdienste erschienen. Und doch gab er ihr dieselben nicht geradezu, sondern er suchte ihr blos Gelegenheit zu verschaffen, sich ihres Rechts besser zu bedienen. Er verbot seinen Knechten und Mägden sie zu hindern, und befahl ihnen sogar, Hände voll Aehren aus den Garben heraus zu ziehen und liegen zu lassen, damit sie etwas aufzulesen hätte. Auch lud er sie ein, mit ihm und seinen Schnittern zu essen, wodurch sie nicht allein gesättigt und ehrenvoll ausgezeichnet, sondern ihr auch mehr Zeit zum Aehrenlesen vergönnt wurde, als sie gehabt hätte, wenn sie hätte zum Essen zu ihrer Wohnung zurück kehren müssen. So wußte er unvermerkt seine Wohlthat zu vergrößern, ohne der Empfängerin seine Ueberlegenheit empfinden zu lassen.

Dies ist der eigentliche Charakter der wahren Wohlthätigkeit. Ihre Quelle ist Mitempfindung und Theilnahme an dem Zustande Andrer. Der Wohlthätige wels sich an die Stelle des Andern zu versetzen, und denkt sich alle die kleinen Umstände, welche ihm beym Empfang einer Wohlthat willkommen seyn würden, um sie dem Andern zu erzeigen. Daher weis niemand besser Wohlthaten zu erzeigen, als wer selbst gelitten hat. Dies macht den Ausspruch des Dichters so treffend:

Non ignara mali miseris succurrere disco.

Nur vergessen viele im Glück, wie wohlthuend ihnen im Unglück die auf eine edle Weise geleistete Hülfe andrer gewesen ist. Viele denken sogar niedrig genug, eine Art von Genugthuung darin zu suchen, daß An-

dre sich dann von ihnen gefallen lassen müssen, was sie zuvor von Reichern und Mächtigern hinnehmen mußten.

III. Ueber weibliche Keuschheit und männliche Grundsätze über die Liebe. Kap. III. IV.

Das dritte Kapitel erzählt uns eine Begebenheit, welche von einer Seite zweifelhaft beurtheilt werden kann, von der andern aber den größten Beyfall abnöthigt. Auf Boas gütiges Betragen gegen Ruth baute Naemi den Plan, ihn dahin zu bewegen, ihr das Recht der Erbehe wiederfahren zu lassen. Sie bediente sich dazu des Mittels, seine Sinne zu bestechen, und gab ihr den Rath, sich mit allen Reitzen, womit sich dieselbe zu schmücken vermochte, ausgestattet, in einer Nacht an sein Lager zu schleichen.

Man muß diese Handlung durchaus nicht nach unsern Sitten beurtheilen. Nach diesen würde ein solches Betragen eines Frauenzimmers die frechste Schaamlosigkeit, und die Folge davon gewesen seyn, daß der Mann sie entweder mit Schimpf von sich jagen, oder auch, wenn er sich der dargebotenen Gelegenheit bediente, sie doch dann mit der tiefsten Verachtung ansehn, und dadurch keine weitere Verbindlichkeit auf sich genommen zu haben glauben würde.

Keuschheit ist eine Pflicht, welche jedes Frauenzimmer sich selbst, der Menschheit, und besonders ihrem ganzen Geschlecht schuldig ist, um es bey seiner Würde zu erhalten. Sie findet aber nur da Statt, wo dieses Geschlecht wirklich mehr oder weniger

Würde

Würde besitzt. Wo ihm diese ganz geraubt, und wo es blos zum Werkzeuge für die sinnlichen Triebe des Mannes herabgewürdigt ist, da findet weder Schaamhaftigkeit noch Keuschheit Statt. Dies folgt eben so sehr aus der Natur der Sache, als es durch Erfahrung bestätigt wird. Denn unter Völkern, welche die Weiber auf eine so ungerechte Weise herabsetzen, haben sie keine Schaamhaftigkeit, und Enthaltsamkeit kann von ihnen nur durch die grausamsten Mittel erzwungen werden.

Ich glaube an keine Naturanlage zur Schaamhaftigkeit, ob man sie gleich nur neulich sogar a priori zu deduciren versucht hat. Ich halte sie für eine Folge der Lage des weiblichen Geschlechts gegen das männliche, der Erziehung und bürgerlichen Einrichtung. Das weibliche Geschlecht ist und bleibt einmal das schwächere, und wird dem männlichen nie in allen Stücken gleich werden, so sehr man auch seine Rechte reklamiren, und seine Vorzüge in das hellste Licht setzen mag. Alle äußere Würde desselben hängt daher von den Männern ab. Nun kann das weibliche Geschlecht auf das männliche nur durch die Beziehung wirken, in welcher es mit demselben durch den Geschlechtstrieb steht. Dadurch daß es diesen Trieb bey sich einschränkt, dem sich die Männer im Allgemeinen ohne eine andre Einschränkung, als welche die Rücksicht auf Gesundheit und Kräfte machen, überlassen, wird es in den Stand gesetzt, dem männlichen Geschlechte die Bedingungen vorzuschreiben, unter welchen es demselben die Befriedigung dieses Triebes gestatten will. Die vortheilhafteste Bedingung für das

weibliche Geschlecht, die indessen auf den ersten Anblick hart genug für das männliche erscheint, ist die, daß sich ein Weib einem Manne nur unter der Bedingung überläßt, daß er sein Glück an das ihrige knüpfen, daß er die Sorgen für die natürlichen Folgen des Geschlechtsgebrauchs, die erzeugten Kinder, mit ihr theilen, und sich mit keiner andern Person ihres Geschlechts in ein gleiches Bündniß einlassen wolle. Dies ist der natürliche Grund der Ehe; den moralischen, welcher Veredelung des Menschengeschlechts ist, und welchen die Ehe auch dem männlichen Geschlechte, als die einzige rechtmäßige Art der Befriedigung des Geschlechtstriebes zur Pflicht macht, haben wir schon anderswo gezeigt.

Jene für das weibliche Geschlecht so nöthige und heilsame Einschränkung des Geschlechtstriebes ist aber nichts anders, als was wir Keuschheit nennen. Sie besteht nicht blos darin, daß das weibliche Geschlecht dem männlichen die grobe Befriedigung des Geschlechtstriebes versagt, sondern sie ist auch noch einer großen Verfeinerung fähig, welche die Würde der Frauen ungemein erhöht. Diese Verfeinerung erhält den Namen von Schaamhaftigkeit. Aus dem bisher erwähnten sieht man, daß jedes Frauenzimmer aus folgenden Gründen zur Schaamhaftigkeit sowohl als zur Keuschheit verbunden ist:

1) Sie ist sie sich selbst schuldig, weil die meisten ihres Geschlechts durch Verletzung derselben unglücklich werden.

2) Sie ist sie ihrem ganzen Geschlecht schuldig, weil die ganze bürgerliche Würde und Ehre desselben

davon

davon abhängt. Daher wird auch die Verletzung derselben von niemanden strenger beurtheilt, als von Weibern. Denn wenn alle Weiber schaamlos würden, so würde gar bald das ganze weibliche Geschlecht zur tiefsten Sklaverey unter das männliche herab sinken.

3) Sie ist sie dem ganzen menschlichen Geschlechte schuldig, weil sie die vornehmste Bedingung und Veranlassung der Ehe ist, von welcher die Veredlung des menschlichen Geschlechts sehr abhängt.

Es erhellt aber auch aus den angeführten Gründen, daß man um so weniger Keuschheit von dem weiblichen Geschlecht fordern kann, je mehr man dasselbe herabsetzt. Sie findet daher eigentlich gar nicht Statt, wo die Weiber blos Sklavinnen sind, und wo auf ihren Willen bey dem Geschlechtsgebrauch gar nicht Rücksicht genommen wird. Sie kann dagegen um so mehr gefordert werden, je mehr die Würde des weiblichen Geschlechts davon abhängig gemacht wird.

Bey den Israeliten ward auf den Willen der Weiber bey ihrer Geschlechtsverbindung wenig Rücksicht genommen. Ihr Verhältniß war allein durch die Gesetze bestimmt. Sie durften die angeführten Bedingungen des Geschlechtsgebrauchs nicht so weit ausdehnen, daß sie hätten fordern können, die einzigen Verbundenen ihrer Männer zu seyn. Durch die Vielweiberey, welche den Israeliten erlaubt war, ward daher das weibliche Geschlecht schon weit unter die Würde gesetzt, welche es bey uns behauptet. Man darf daher bey den israelitischen Weibern auch nicht dieselben Begriffe von Schaamhaftigkeit suchen, welche bey uns Statt finden.

Das einzige Mittel, wodurch ein Weib unter den Israeliten eine gewisse Würde erlangen konnte, war Kinderzeugen. Es war also natürlich, daß sie mehr darnach strebten, als nach Behauptung ihrer Keuschheit, und zwar um so mehr, da jeder, der einer Jungfrau ihre Keuschheit geraubt hatte, sie ehelichen mußte. Versuche der Art, wie Ruth machte, möchten also wohl nicht so ungewöhnlich gewesen, uud auch nicht für so entehrend gehalten worden seyn, als unter uns, und sich daher einigermaßen entschuldigen lassen.

Hierzu kam noch, daß es für eine Pflicht von Wittwen gehalten wurde, welche mit ihren Männern keine Kinder erzeugt hatten, dadurch für Erhaltung des Namens ihrer verstorbenen Gatten zu sorgen, daß sie nach ihrem Tode Kinder gebohren, welche als Söhne der verstorbenen Männer in den Geschlechtsregistern aufgeführt wurden. Dies ist nun freylich unsern Sitten ganz entgegen, da wir glauben, daß es einem Manne noch in der Erde Schande macht, wenn seine Wittwe nach seinem Tode uneheliche Kinder bekommt. Aber der oben gedachten Sitte der Erbehe war dieses ganz angemessen.

Von dieser Seite sahe Boas das Unternehmen der Ruth an. Dies ist ein Beweis von seiner ungemeinen Gutmüthigkeit. Diese liebenswürdige Eigenschaft zeigt sich vorzüglich darin, daß wir den Handlungen Andrer immer die besten Absichten beymessen, die sich denken lassen. Dies that hier Boas. Er hätte eben so gut vermuthen können, Ruth habe aus Wollust oder aus Eigennutz so gehandelt. Aber nein, er glaubte, daß Ruth, von der er selbst sagt, die

ganze Stadt wisse daß sie eine tugendhafte Frau sey, auch hier ihren Charakter nicht verläugnen könne, und daß sie es blos gethan habe, um ihre Pflicht gegen ihren verstorbnen Mann zu erfüllen, und für Nachkommenschaft für ihn zu sorgen. Er sprach daher zu ihr: „Gott segne dich meine Tochter, die Liebe, die du deinem Manne nach dem Tode beweisest, ist noch größer, als die beym Leben, da du nicht jungen Leuten, sie mögen arm oder reich seyn, nachgehest.“ Damit wollte er das Verdienstliche, was er an Ruths Handlung entdeckte, noch mehr ins Licht setzen, indem er auf das schlimmere Betragen, das sie hätte beobachten können, Rücksicht nahm. Durch ihre Jugend und Schönheit hätte sie wohl manchen Andern reitzen können. Aber sie zog eine gesetzmäßige Ehe, die sie von dem nächsten Verwandten ihres verstorbenen Mannes fordern konnte, jeder andern Verbindung vor, und zeigte dadurch immer noch Liebe zu dem Verstorbenen.

Nun aber zeigte Boas eine noch seltnere Tugend, eine auf Gehorsam gegen die Gesetze, und Anerkennung der Rechte Andrer gegründete Enthaltsamkeit bey einer so gefährlichen Versuchung. Er scheint wirklich schon zuvor eine zärtliche Neigung für Ruth gefaßt zu haben, die auf sein Betragen gegen sie vielleicht unvermerkt Einfluß hatte. Durch diese nächtliche Scene mußte sie, da Boas die Absichten Ruths von der besten Seite ansah, unstreitig sehr vermehrt werden. Dem ohngeachtet wußte er seine Leidenschaft zu mäßigen und seine Triebe zu unterdrücken, um von der Gelegenheit, die sich ihm so reitzend darbot,

darbot, keinen Gebrauch zu machen. Und was bestimmte ihn zu einer so seltnen Enthaltsamkeit? Blos die Anerkennung des nähern Rechtes eines Andern, eines Rechtes, von dem es noch dazu sehr zweifelhaft war, ob der Andre es geltend machen würde? Dies zeigen die Worte, die er zu ihr sprach: »Fürchte dich nicht meine Tochter, was du verlangst will ich thun, denn die ganze Stadt weis daß du eine tugendhafte Frau bist. Nun es ist wahr, ich bin zwar verwandt, aber es ist noch ein näherer Verwandter als ich: warte diese Nacht und morgen früh, wenn er dich heurathen will, so mag er es thun, wenn er aber nicht Lust dazu hat, so heurathe ich dich, so wahr Gott lebt! Bleib liegen bis an den Morgen.«

So viel Aehnliches dies ganze kleine Buch mit einem Roman hat, so sehr weichen die Grundsätze, welche Boas hier zeigt, von denjenigen ab, welche in den meisten unsrer Romane herrschen. Man hat viel gegen Romane deklamirt, viel über ihre Schädlichkeit gesprochen. Jeder schlechte Reisebeschreiber, jeder geschmacklose historische Sammler glaubt sich damit entschuldigen zu dürfen, daß sein Machwerk wenigstens dazu beytragen könne, die faden Romane zu verdrängen. Allein ich kann mich nicht erinnern irgendwo den rechten Punkt berührt gefunden zu haben, wodurch die Romane im Ganzen genommen, besonders der Jugend schädlich werden. Man spricht zwar davon, daß sie viel Zeit verderben. Darin ist etwas. Allein diejenigen Menschen, welche durch ihre Umstände genöthigt sind, ihre Zeit der Arbeit zu widmen, werden im Ganzen genommen den Drang dieser Umstände immer

stärker

stärker fühlen, als den Drang der Lesesucht, und dieselbe wohl unterdrücken müssen. Die Klasse der Unbeschäftigten hingegen bringt doch wohl in unsern Zeiten ihre müssige Zeit besser mit Romanlesen zu, als sie es bey den Alten that, bey welchen sich das männliche Geschlecht die Langeweile mit Jagen, Spielen, Trinken, und wohl noch etwas mehr, das weibliche aber größtentheils mit überflüssigen Andachtsübungen vertrieb. Selbst die Handarbeiten, die man an unsern Großmüttern und Urgroßmüttern rühmt, können wir wohl unsern Spinnmaschinen überlassen, und es unsern wohlhabenden Schönen vergönnen, ihre Zeit lieber mit Geistes- als Körperbeschäftigung zuzubringen.

Man wirft den Romanen ferner vor, daß sie die Einbildungskraft zu sehr in Bewegung setzen. So bald dieses nicht durch wollüstige Bilder geschieht, so sehe ich nicht ein, wie man dies für schädlich halten kann. Eine lebhafte Einbildungskraft, welche mit schönen und angenehmen Bildern erfüllt ist, gehört unter die beglückendsten Eigenschaften des Menschen, und trägt ungemein viel zur Verschönerung des Lebens bey. Nur von jenen Romanen kann also diese Anklage gelten, welche die Einbildungskraft mit schmutzigen und wollüstigen Bildern füllen. Solche sind freylich durchaus verwerflich und sittenverderbend. Nächstdem können auch wohl die Schreckensromane unruhige Nächte machen. Solche hingegen, welche mit Geist, Geschmack und sittlichem Gefühl geschrieben sind, werden der Einbildungskraft einen sehr nützlichen Vorrath von edeln und schönen Bildern liefern. Doch man wirft den Romanen vorzüglich vor, daß sie ihre Leser

in

in eine idealische Welt hinein zaubern, und sie gewöhnen, dasjenige von der wirklichen Welt zu fodern, was sie in jener finden, daher sie verleitet werden die wirkliche Welt mit Unzufriedenheit, Ekel und Ueberdruß zu betrachten. Ich glaube, daß man hierbey den Romanen zur Last legt, was eine natürliche Folge der jugendlichen Vorstellungsart aller Menschen ist. Ich habe z. B. selbst sonst sehr vielen Hang zu einer schwärmerischen Freundschaft gehabt, der mich zu mancher Unvorsichtigkeit verleitet, und mir manche Ansicht des Lebens getrübt hat. Dieser findet aber in Romanen nur wenig Nahrung, wenigstens hat er sich bey mir nicht durch sie gebildet. Auch dürfte das Vermögen, uns in eine idealische Welt zu versetzen, wohl oft mehr dazu beytragen, uns gut und glücklich, als unzufrieden und unglücklich zu machen.

Das viele Gute, was durch Romane verbreitet werden kann und wirklich verbreitet wird, will ich hier nicht erwähnen, weil ich eigentlich nur hier Veranlassung habe zu zeigen, wodurch sie wirklich schädlich werden, und wovon sie gereinigt werden müßten um nützlich zu werden. Dies sind die fast allgemein angenommenen Grundsätze, nach welchen man einer Leidenschaft, der Liebe, gewisse Rechte und Ansprüche zugesteht, die ihr so wenig als irgend einer andern zukommen.

Es ist nicht zu läugnen, daß Liebe eine der interessantesten Eigenschaften des menschlichen Herzens ist, daß sie vor vielen andern zur Theilnahme auffordert, und daß daher ein Roman ohne Liebe nicht leicht unterhaltend seyn kann. Es mag daher immer darin

die

die Rede davon seyn. Nur muß ihr keine höhere Würde beygelegt werden, als ihr wirklich zukommt. Auch ist sie unstreitig eine der stärksten Leidenschaften. Aber doch ist sie nicht unüberwindlich, und sie sollte überall höhern Pflichten weichen. In unsern Romanen wird dagegen die Liebe fast durchgehends als unwiderstehlich und unüberwindlich betrachtet. In den meisten Fällen entsteht sie auf eine unnatürliche Weise, entweder so plötzlich daß sie wie angezaubert scheint, oder, welches eine Lieblingsidee eines unsrer neuesten und beliebtesten Romanendichter ist, in der frühesten Kindheit. Ist sie einmal da, so muß ihr alles weichen; Pflicht, Vaterland, Gesetze, Familienliebe, Klugheit, alles wird ihr hintangesetzt, und bey alle dem bleiben doch die Helden des Stücks meistentheils noch große Tugendmuster. Die Eltern und Freunde, welche sich einer solchen Leidenschaft zu widersetzen wagen, werden als die abscheulichsten Tyrannen geschildert, und in den meisten Fällen wird dann doch die unbesonnene Leidenschaft des jungen Pärchens mit dem glücklichsten Erfolg gekrönt, oder, wenn sie ein tragisches Ende nimmt, mit solchem Sang und Klang zum Grabe begleitet, daß es kein Wunder ist, wenn selbst diese Trauerscenen eben so zur Nachfolge reitzen, wie es die rührenden Todesbereitungen der Delinquenten zu thun pflegen.

Eine andre falsche, oder wenigstens übertriebne Maxime ist: daß keine Ehe ohne vorhergegangene Liebe glücklich seyn könne, und daß ein liebendes Paar, welches getrennt und mit andern gleichgültigen Personen verbunden wird, durchaus unglücklich seyn müsse.

Diese

Diese Maxime erklärt die alten conventionellen Heurathen unsrer Eltern und Vorfahren fast durchgängig für Sünden gegen die Natur, und Verletzungen der heiligsten Menschenrechte, und wir, die wir wohl größtentheils aus solchen Heurathen entsprossen sind, dürften wohl mehr nach den Grundsätzen unsrer Romane, als nach den Aussprüchen der Psalmen in Sünden empfangen und gebohren seyn. Diese Maxime hat indessen allerdings etwas wahres. Eine Ehe ohne Liebe ist gewiß ein sehr unglückliches Verhältniß. Nur macht die bloße Liebe nicht alle Erfordernisse zu einer glücklichen Ehe aus. Auch sind die Beyspiele, daß die Liebe sich in der Ehe findet, eben so gewöhnlich, als die, daß die feurigste Liebe vor der Ehe sich in derselben in Gleichgültigkeit, ja wohl gar in Haß verwandelt.

Gegen diese beyden Maximen unsrer Romane verstößt nun Boas gewaltig, daher er wohl eher zum Muster eines rechtlichen und tugendhaften Mannes, als eines Romanhelden dienen dürfte. Er findet die Liebe nicht unwiderstehlich. Ob sie gleich in einer ungemein reitzenden Gestalt einen Angriff auf ihn wagt, so weis er ihr doch das Bewußtseyn seiner Pflicht entgegen zu setzen, und zwar einer Pflicht, die er sich leicht als sehr unbedeutend hätte vorstellen können. Denn das größere Recht des nähern Verwandten auf Ruth, beruhte doch blos auf einer alten Gewohnheit, von welcher es noch dazu sehr zweifelhaft war, ob jener davon würde Gebrauch machen wollen. Aber er dachte darin sehr richtig, daß ihm eine geringscheinende Pflicht, in diesem Falle, eben

so

so wichtig war als die gröſßte. Denn die Grade der Wichtigkeit der Pflichten kommen nur dann in Betrachtung, wenn zwey Pflichten mit einander zu streiten scheinen. Wo es blos auf Unterdrückung von Begierden und Leidenschaften ankommt, da muß die geringste Pflicht dem Tugendhaften eben so wichtig seyn als die gröſßte. — Eben so sehr widerspricht Boas der andern Maxime. Er glaubte nicht, daß die Liebe, welche er für Ruth fühlte, ihm ein vollkommnes Recht zur Ehe mit ihr gebe, sondern er hielt das Recht des nähern Verwandten dazu, welches ihm die vaterländischen Gesetze gaben, immer noch für wichtiger. Ganz anders denken unsre Romanenhelden. Sie glauben durch ihre unbesonnene Liebe ein stärkeres Recht auf den Besitz der Gegenstände derselben zu haben, als andre, welche den Willen der Eltern und Verwandten, ja wohl gar der geliebten Person selbst auf ihrer Seite haben; sie glauben durch ihre Leidenschaft berechtigt zu seyn, den heiligsten Gesetzen und Verpflichtungen Hohn zu sprechen, und unsre Romanenschreiber sind in den meisten Fällen zu mitleidig, als daß sie nicht Gnade für Recht ergehen, und die verliebten Thoren und Böſewichter doch am Ende glücklich werden lassen sollten. Dies ist es, was die Romane vorzüglich schädlich macht. Wenn die poetische Gerechtigkeit überall mit den Regeln einer gesunden und strengen Moral übereinstimmte, so würde der Nutzen der Romane unstreitig gröſßer als ihr Nachtheil seyn.

Endlich glaubte auch Boas nicht, daß das ganze Glück seines Lebens von dem Besitz einer Person abhienge, die er liebte, und eben so wenig, daß diese ganz unglücklich würde, wenn sie mit einem andern sich verbinden mußte. Boas zeigte also keinesweges eine romanhafte, wohl aber eine regelmäßige und edle Denkungsart, durch welche auch unsre Romane nützlich werden würden, wenn sie in denselben herrschend wäre. Die Enthaltsamkeit, welche er gegen Ruth übte, zeigt, wie fest diese Denkungsart bey ihm gewurzelt war, und wie viel seine Grundsätze über seine Leidenschaften vermochten. Möchte er doch allen denen zum Muster dienen, die ohne Bedenken ihren Leidenschaften die heiligsten Pflichten opfern, und sich dadurch für entschuldigt halten, daß sie zu schwach waren ihnen zu widerstehen!

So wenig indessen Boas als feuriger Liebhaber handelt, so thätig war er doch als ein menschenfreundlicher Mann für seine arme Verwandtin. Gleich am andern Tage machte er demjenigen, dem es den Rechten nach zukam Ruth zu heurathen und den Acker ihres verstorbnen Mannes einzulösen, den Antrag dazu. Da dieser ihn nicht annahm, so erfüllte er sein Versprechen gegen Ruth, und schloß eine glückliche Ehe mit ihr, aus welcher ein Geschlecht entsprang, welches bey weitem das erste unter allen israelitischen Geschlechtern gewesen ist.

Naemi sahe nun ihren Wunsch, ihre Schwiegertochter, welche so viel Liebe für sie gezeigt hatte, glücklich zu sehen, auf die ehrenvollste Weise erfüllt. An Ruth zeigte sich wirklich der Erfolg, dessen wir bereits oben gedacht haben, daß die sanften häuslichen Tugenden, die Liebe, welche Verwandte sich unter einander erzeigen, schon hier ihre Belohnung finden. Denn durch den guten Ruf, welchen Ruth sich durch ihr liebevolles Betragen gegen ihre Schwiegermutter und ihren verstorbenen Gatten erworben hatte, ward Boas vorzüglich bewogen, sie zu einer wohlhabenden und glücklichen Hausfrau zu machen.

Boas mußte sich durch das Bewußtseyn rechtschaffen und den Gesetzen gemäß gehandelt zu haben, um so glücklicher fühlen, da er, ohngeachtet der Schwierigkeiten, welche ihm Pflichten und Gesetze entgegen zu stellen schienen, in den Besitz einer liebenswürdigen Gattin mit völliger Einstimmung der Pflicht und der Gesetze kam. Ein solcher Mann wie er, würde sich aber auch zu trösten gewußt haben, wenn ihn Pflicht und Gesetze genöthigt hätten, diesem Besitze zu entsagen.

Nach dem bisher gesagten bedarf es weiter keiner allgemeinen Bemerkungen über dieses kleine Buch, welches sich ohnehin leicht übersehen läßt.

Alle Charaktere und Züge sind in demselben ungemein individualisirt, aber doch so gezeichnet, daß man wünscht, daß sie allgemeine Muster werden möchten. Schwiegermütter wie Naemi, und Gattinnen und Töchter wie Ruth, würden gewiß jede Familie glücklich, und Bürger wie Boas jedem Staate Ehre machen.

Die

Die

Bücher Samuels.

Das erste Buch.

Wir kommen jetzt an eine Reihe von historischen Büchern des A. T., welche uns das israelitische Volk, dessen Geschichte sie enthalten, in seiner glänzendsten Periode zeigen. Es stieg schnell zu diesem glücklichen Zustande empor. Nachdem es noch unter dem ersten seiner Könige mit Nachbarn zu kämpfen gehabt hatte, die es von Zeit zu Zeit unterdrückten, erhob es sich unter dem zweyten zu einem mächtigen, und unter dem dritten zu einem glänzenden Reiche. Eine unglückliche Trennung unter dem vierten bereitete seinen Fall, der jedoch nur nach sehr gewaltsamen Erschütterungen durch große Reiche, die sich um dasselbe her erhoben hatten, bewirkt wurde.

Auch in dieser Periode hatte es alle seine Stärke seiner Religion zu danken, und es sank abwechselnd herab und erhob sich wieder, je nachdem das Volk und seine Beherrscher der Religion Jehova's und der mit ihr verbundenen Staatsverfassung treu oder untreu waren. Aus diesem allgemeinen religiösen Gesichtspunkt sind die folgenden Bücher so wie die bisherigen geschrieben. Auch sie sind daher ein Denkmal des großen politischen Einflusses der Religion.

Vier Bücher sind es insonderheit, welche einen gemeinschaftlichen Zweck haben, nämlich die Geschichte der Monarchie der Israeliten zu beschreiben. Die

beyden Bücher Samuels und die beyden eigentlich so genannten Bücher der Könige greifen genau in einander ein. Die letztern knüpfen den Faden der Geschichte genau da an, wo die erstern ihn fallen ließen. Sollten sie daher auch nicht einen gemeinschaftlichen Verfasser haben; denn der Verfasser der Bücher der Könige scheint später gelebt zu haben, als der, welcher die Bücher Samuels abfaßte, indem er wenigstens in den Anfang des Zeitraums der babylonischen Verbannung zu setzen ist, der Verfasser der Bücher Samuels aber so spricht, als ob zu seiner Zeit noch Könige in Juda gewesen wären; so nahm doch gewiß der eine Rücksicht auf den andern. Manche ältere Uebersetzungen und Handschriften scheinen daher schicklicher, allen vier Büchern den Namen der Bücher der Könige zu geben, als die beyden ersten die Bücher Samuels zu benennen. Denn die Meinung, daß sie von Samuel abgefaßt worden, widerlegt sich von selbst, da sie Nachrichten enthalten, die weit über seinen Tod hinaus gehen. Man hat zwar aus 1 Chron. XXIX. 29 schließen wollen, daß er wenigstens den Anfang zu diesen Büchern gemacht habe; allein die Stelle ist so zweydeutig, daß sich dieses nicht daraus beweisen läßt. Sie können also nur darum, weil Samuel in den ersten derselben eine wichtige Rolle spielt, diesen Namen erhalten haben.

Die Zeit der Abfassung der Bücher Samuels läßt sich nicht genau bestimmen. Da indessen 1 B. XXVII. 6 von den Königen Juda's die Rede ist, so können sie nicht vor der Trennung des jüdischen und israelitischen Reiches geschrieben seyn, und da in eben

der

der Stelle gesagt wird, „daher kommt es, daß Ziklag noch jetzt den Königen von Juda gehört," so können sie nicht zu der Zeit geschrieben seyn, als auch das jüdische Reich nebst dem israelitischen zerstört und das Volk nach Babylon auszuwandern gezwungen war, sondern wir müssen ihre Entstehung in die Zeiten der Regierung der Könige von Juda versetzen.

Da sie indessen doch auf alle Fälle beträchtliche Zeit nach den Begebenheiten geschrieben wurden, deren Geschichte sie erzählen, so können sie nicht von einem Augenzeugen herrühren. Vieles in denselben ist jedoch zu bestimmt, als daß es durch bloße Tradition erhalten seyn könnte. Mithin müssen sie nach schriftlichen Nachrichten abgefaßt seyn. Sehr wahrscheinlich ist Eichhorns Hypothese, daß der Erzählung von den Begebenheiten Davids eine kurze Lebensbeschreibung dieses Königs zum Grunde gelegen habe, aus welcher der Verfasser der Bücher Samuels so wohl als der der Bücher der Chronik schöpfte, und sie mit manchen Einschaltungen bereicherte.

Die Glaubwürdigkeit dieser Bücher läßt sich mit vielen Gründen darthun. Es ist schon im Voraus zu erwarten, daß jemand unter den Israeliten die Begebenheiten eines Mannes, welcher für sein Volk so wichtig war, wie Samuel, aufgezeichnet haben werde, und zwar um so mehr, da er selbst Stifter von Schulen war, welche lange Zeit auf die Bildung der Israeliten großen Einfluß hatten. Die Nachrichten von ihm enthalten aber nichts Unwahrscheinliches und Uebertriebnes. Freylich finden wir auch hier, wie bey den Büchern Mosis, daß der Ge-

schichtschreiber manche Umstände und Begebenheiten aus dem Gesichtspunkte betrachtete, aus welchem sie dem großen Haufen erschienen, und daß er manche geheime Triebfedern nicht kannte. Aber dies ist fast in der ganzen Geschichte der Fall, und der philosophische Forscher wird darüber nicht in Verlegenheit seyn, wie er dergleichen Ansichten zu beurtheilen und zu schätzen hat. Die Wahrheit leuchtet dem ohngeachtet durch den Schleyer, welcher vor die Augen des Volks gehangen wird, hindurch, und man kann einem Schriftsteller die Treue eines Geschichtschreibers nicht absprechen, wenn er nur dasjenige mittheilte, was er wußte und für wahr hielt. Eben so verhält es sich mit den Geschichten von Saul und David. Saul wird vielleicht der regierenden königlichen Familie zu Ehren zuweilen mehr in Schatten gestellt als er es verdient. Aber es werden doch überall Thatsachen beygebracht, und nach diesen kann der unbefangene Leser urtheilen. Es bestätigt die Glaubwürdigkeit des Geschichtschreibers, daß er viele solcher Thatsachen mittheilt, welche leicht das Urtheil des Lesers anders bestimmen, als er selbst es lenken wollte.

Die Bücher sind übrigens ganz aus dem schon oft angegebenen theokratischen Gesichtspunkte geschrieben. Sie stellen uns einen Kampf der Hierarchie mit der Monarchie dar. Moses hatte mit großer, hell in die Zukunft hinausblickender Weisheit dafür gesorgt, daß Theokratie mit beyden bestehen konnte; doch schien sie der Hierarchie günstiger zu seyn. Allein eben diese finden wir im Anfang der Periode, welche diese Bücher beschreiben, in einem so tiefen Verderben,

daß

daß sie nicht länger bestehen konnte. Samuel machte als Regent der Israeliten den Uebergang vom Priester zum Monarchen. Er war nicht aus dem Priesterstamme, aber von Priestern erzogen und in allen ihren Demagogenkünsten geübt. Er war Prophet, gleichsam ein ausserordentlicher Priester, der sich aber eines unmittelbaren Umgangs mit Jehova rühmte, den die Priester nur mittelbar hatten. Dies gab ihm in seiner Zeit ein größeres Ansehn, als ihm selbst die königliche Würde gegeben haben würde. Wenigstens wußte er die prophetische besser zu behaupten, und überließ daher jene einem jungen Manne, den er, ohngeachtet er König hieß, zum Werkzeuge seiner Absichten zu machen hofte. Da ihm dieses indessen doch nicht so gelang als er gehofft hatte, und er die Schwäche des Alters und sein nahes Ende fühlte, so gab er seinem Volke einen Mann, der beydes, die prophetische und königliche Würde, gleich geschickt zu behaupten wußte, doch so, daß in seiner Person der Charakter des Königs hervorstechend war. Diesem gelang auch wirklich, was der patriotische Samuel gewünscht und voraus gesehen hatte, sein Volk auf die höchste Stufe zu erheben, welche es den Umständen nach erreichen konnte.

Bey diesem Kampfe zeigt sich also die Religion von mancherley Seiten. Sie wird von herrschsüchtigen Menschen zum Vorwande der Befriedigung ihrer Begierden gemißbraucht und herabgewürdigt, von Patrioten angewendet das Volk zu lenken und zu beglücken; sie giebt Männern, welche durch die Größe ihres Geistes fähig und würdig

waren,

waren, ihr Volk zu regieren, das nöthige Ansehn, welches ihnen ihre Geistesgaben, bey einem Volke, welches sie nicht zu schätzen wußte, nicht würden gegeben haben; sie bewog die Schwachen, sich durch die Einsichten weiserer Männer lenken zu lassen; sie gab den Verzagten Muth ihr unterdrücktes Vaterland zu befreyen. Alles dieses zeugt von ihrer großen Wirksamkeit, wobey die Gestalt, in welcher sie erschien, freylich nicht immer die edelste war.

Daß sich hierbey sehr mannigfaltige Charakterzüge, Sitten und Grundsätze entwickeln, ist schon im Voraus zu vermuthen. Auch für die Moral und insbesondre für die Schärfung des sittlichen Gefühls und der moralischen Urtheilskraft liefern daher diese Bücher reichhaltigen Stoff.

Freylich finden wir so wenig in diesen als in den übrigen historischen Büchern des Alten Testaments moralische Lehren, welche von den Begebenheiten, die sie darstellen, unabhängig sind. Aber sie enthalten desto mehr Moral in Beyspielen, da sie, ohngeachtet politische Geschichte ihr Hauptgegenstand ist, doch jedesmal diejenigen Personen, welche darin die Hauptrolle spielen, vollkommen individualisiren, und sie in ihrer eigenthümlichen Denk- und Handlungsweise mit wenigen aber kräftigen Zügen darstellen. Diese sind es, welche aufgefaßt werden müssen, um das Praktische in ihnen zu entdecken.

Unsre gelehrte Dogmatik wie sie bisher beschaffen gewesen ist, findet in diesen Büchern nur wenig was sie bereichern könnte. Die Hauptbegriffe von der Religion und ihren besondern Vorstellungsarten,

bleiben

bleiben dieselben, welche wir in den vorigen und besonders schon in den mosaischen Büchern gefunden haben. Die meisten Menschen, welche in der Geschichte dieser Bücher vorkommen, standen auch unstreitig noch auf einer weit niedrigern Stufe der religiösen Cultur, als diejenige war, zu welcher Moses sein Volk hatte erheben wollen, und man kann im Ganzen genommen behaupten, daß die mosaische Religion diese ganze Periode hindurch in einem Verfall war, aus dem sie sich nur in einzelnen Zeitpunkten und bey einzelnen Menschen einigermaßen erhob. Für eine eigentlich wissenschaftliche Religionstheorie, wie wir sie noch nicht haben, werden diese Bücher manchen wichtigen Beytrag für das Kapitel der religiösen Anthropologie liefern.

Das erste Buch Samuels

enthält die wichtige Katastrophe der Verwandlung der jüdischen Theokratie in Monarchie. Samuel war der leitende Genius derselben. Er entwickelte dabey selbst einen sehr merkwürdigen Charakter, und setzte ein paar Männer von nicht gemeiner Geisteskraft in Verhältnisse, in welchen sie sich von manchen interessanten Seiten zeigen. Alle Handlungen dieser Männer werden dabey durch Religion bestimmt und motivirt. Daher findet sich für die Religion und Moral und die Aufklärung ihres gegenseitigen Verhältnisses mannigfaltiger Stoff in diesem Buche.

I. Jehova Zebaoth. I. 3.

Dieser Name Gottes kommt hier zum ersten male, in der Folge aber, besonders in den Propheten desto

öfter

öfter vor. Es kommt darauf an, ob man das Wort, wovon er hergeleitet ist, in seiner ursprünglichen oder in einer abgeleiteten Bedeutung nimmt, um ihm einen dreyfachen Sinn unterzulegen.

צָבָא, kommt im Arabischen oft in der Bedeutung, entstehen, vor, und so wird es vom Aufgehen der Gestirne, vom Aufkeimen der Pflanzen gebraucht. Das davon abgeleitete Substantiv צָבָא heißt daher etwas Entstandenes, ein Geschöpf. So wird es besonders 1 B. Mos. II. 1 gebraucht. In dieser Bedeutung hieße also יְהוָה אֱלֹהֵי צְבָאוֹת Jehova der Gott der Geschöpfe, oder der Herr aller erschaffnen Dinge. Dieser Bedeutung gemäß geben es die alexandrinischen Uebersetzer durch παντοκρατως, der allgemeine Monarch.

צָבָא heißt aber auch oft ein Heer, eine Armee; ob und wie dieses von der Grundbedeutung: entstehen abgeleitet werden kann, getraue ich mir nicht zu entscheiden. Denn es läßt sich zwischen beyden keine bestimmte und verwandte Ideenverbindung angeben. Denn etwas, das entsteht, aufgeht oder hervor kommt, paßt auf jeden andern Gegenstand eben so gut und besser als auf ein Heer. Die gewöhnliche Art der Ableitung, da man sagt, ein Heer heiße ein Entstandenes oder Hervorgekommenes, weil es zuweilen aus einem Hinterhalte hervor kommt, ist gewiß sehr unbefriedigend. Nimmt man nun צְבָאוֹת in dieser Bedeutung, so hieße Zebaoth der Gott der Heere, also der Kriegesgott. Man hat dieses daher ableiten wollen, weil das Heer der Israeliten 2 B. Mos. XII. 41 צִבְאוֹת יְהוָה die Heere Jehova's genannt werde;

werde; so würde Jehova wieder der Gott der Heere genannt. Allein in alle den Büchern, in welchen die Israeliten noch in Form eines Heeres erscheinen, kommt der Name Jehova Zebaoth gar nicht vor. Sollte man ihn nun wohl lange nachher, als die Israeliten doch mit weit mehrerm Rechte ein Volk als ein Heer genannt werden konnten, gebildet haben?

Endlich werden oft die Gestirne צְבָא הַשָּׁמַיִם genannt. Dies kann man nun wieder entweder nach der ersten Bedeutung: die Geschöpfe des Himmels, oder nach der zweyten: die Heere des Himmels übersetzen. Das letztere wäre eine Metapher, von welcher es sich zwar denken, aber nicht beweisen läßt, daß sie gebraucht wurde. Denn es läßt sich mit nichts darthun, daß sich die Hebräer die Sterne als ein Kriegsheer dachten. Daß sie sich dieselben aber als etwas Entstandenes, als Geschöpfe dachten, ist gewiß. So wäre also Jehova Zebaoth, auch wenn man das letztere Wort auf die Gestirne bezöge, richtiger zu übersetzen: der Gott der Geschöpfe, die am Himmel sind, als der Gott der Heere des Himmels. Auch wird 1 B. Mos. II. 1 צְבָא von allen Geschöpfen des Himmels sowohl als der Erde gebraucht. Warum will man es in dieser Zusammensetzung blos auf die Himmelskörper einschränken?

Einen Grund dieser Einschränkung hat man darin gesucht, daß man gesagt hat, Gott werde dadurch über die Götter solcher Völker gesetzt, welche die Gestirne anbeteten, und von ihm gesagt: Jehova sey der Gott, dessen Geschöpfe und Unterthanen die von den Heiden angebeteten Gestirne sind, also der über alle

Götter

Götter der Heiden erhabne Gott, der Gott der Götter. Aber die Nachbaren der Israeliten beteten auch nicht so ausschließungsweise die Gestirne an, daß man die Gestirne und die Götter für gleichbedeutend halten könnte. Und wenn man jene Einschränkung des Worts צָבָא, die es eigentlich nur in der Zusammensetzung mit שָׁמַיִם hat, nicht macht, so bedarf man auch dieses Grundes derselben nicht. Denn eigentlich müßte man denn Jehova Zebaoth so umschreiben יְהוָה אֱלֹהֵי צְבָאוֹת הַשָּׁמַיִם.

Es bedarf also dieser Umschreibung gar nicht, wenn man bey der Grundbedeutung von צָבָא stehen bleibt, die zugleich auf den Grundbegriff von Gott bey den Israeliten hinweißt. Es war, wie wir eben gesehen haben, der Grundartikel der abrahamischen oder patriarchalischen Familienreligion, daß Gott der Schöpfer aller Dinge sey, und er blieb auch die Bestimmung, wodurch sich der Jehova der Israeliten von den National- und Familiengöttern der Heiden unterschied. Dies wird aber durch Jehova Zebaoth ganz vortrefflich bezeichnet, wenn wir es, wie die älteste der vorhandenen Uebersetzungen, der Gott aller Geschöpfe geben.

Diese Bedeutung scheint auch Paulus vor Augen gehabt zu haben, wenn er Gott nennt ὁ ων επι παντα θεος.

Man hat nur zu ofte bey Erklärung hebräischer Wörter die abgeleiteten Bedeutungen der Grundbedeutung vorgezogen, und die künstlichsten Hypothesen gemacht, um seine oft willkührlich angenommenen

Bedeu-

Bedeutung zu rechtfertigen. So scheint es auch hier der Fall gewesen zu seyn.

II. Nachtheil der Vielweiberey und erste Spuren des Mönchthums. I. 4—16.

Man sieht aus mehrern biblischen Beyspielen, daß bey der Vielweiberey kein ächtes Familienglück bestehen konnte. Schon die Familie Jakobs giebt einen Beweis davon. Seine beyden Weiber, ohngeachtet sie Schwestern waren, konnten sich nicht mit einander vertragen, und waren sehr eifersüchtig auf die Gunst ihres Mannes. Hier ist ein neuer Beweis davon.

Es ist beynahe unmöglich, daß ein Mann, der mehrere Weiber hat, nicht die eine seiner Frauen den übrigen vorziehen und jene dadurch erbittern sollte. Dies war hier der Fall. Elkana liebte Hanna mehr als Peninna, und ließ es so deutlich merken, daß er ihr bey einer Opfermahlzeit eine doppelte Portion gab. Dies mußte natürlich große Erbitterungen unter beyden erregen. Auch heißt es wirklich, die minder geliebte habe der begünstigten Gattin auf alle Weise Verdruß zu machen gesucht.

Ein vorzüglicher Gegenstand der Eifersucht der Weiber unter einander waren die Kinder. Diejenige, welche die andre an Fruchtbarkeit übertraf, ließ es ihrer Nebenbuhlerin auf alle Weise empfinden, wie sich ebenfalls in gegenwärtiger Erzählung zeigt. Man kann auch leicht denken, daß den Kindern selbst von ihren Müttern von der ersten Jugend an Haß gegen die Kinder der andern Weiber eingeflößt wurde, daß

also der Keim der Geschwisterliebe in solchen Familien bey seinem ersten Ursprunge erstickt wurde.

Eine Sitte, bey welcher ein so edles Verhältniß, wie Familienliebe ist, nicht bestehen kann, muß unstreitig der Menschheit höchst nachtheilig seyn. Es wird ohnehin die Hälfte desselben, das weibliche Geschlecht, dadurch in einen Zustand der Herabwürdigung gesetzt, welche alle edlern Anlagen in demselben erstikken muß, die sich da, wo es höher geschätzt wird, so schön entwickeln.

In eben dieser Stelle kommt wieder ein Beyspiel vor, daß jemand auf Lebenszeit Gott geweiht wird. Samuels Mutter gelobte nach v. 11 Jehova, wenn er ihr einen Sohn gäbe, so solle er ihm auf Lebenszeit geweiht seyn, und kein Scheermesser solle auf sein Haupt kommen. Nach v. 24—28 erfüllte sie auch dieses Gelübde. Sie brachte ihren Sohn, als sie ihn entwöhnt hatte, zum Tempelgezelt nach Silo, und übergab ihn dem Dienste des Heiligthums unter der Aufsicht des Priesters, mit einem Opfer und den Ausdrücken: „Um dies Kind betete ich und Gott hat mir meine Bitte gewähret. Ich will ihn also auf Lebenslang Gott wieder leihen; er sey Gott geliehen!“ Samuel ward nach II. 18 als ein Kind beym Gottesdienste gebraucht, und trug eine heilige Tracht. Er wartete nach III. 1 des Gottesdienstes unter der Aufsicht Eli, und schlief selbst im Heiligthume Gottes, wo die Lade des Bundes war v. 3.

Eine ähnliche Bestimmung hatte Simson. Auch er wird B. d. Richter XIII. 5 zum Verlobten Gottes

von

von Mutterleibe an gemacht, und er sollte zu dem Ende sich alles unreinen und starken Getränkes enthalten, auch seine Haare nicht abschneiden. Aber seine Bestimmung war dem ohngeachtet von derjenigen verschieden, welche Samuel hatte. Er sollte den Anfang machen Israel von den Philistern zu befreyen. Daher finden wir auch nicht, daß er dem Gottesdienste besonders geweiht war.

In den mosaischen Gesetzen finden sich keine Vorschriften über dergleichen Gelübde auf Lebenszeit, wohl aber solche, welche sich auf Gelübde dieser Art beziehen, welche nur auf gewisse Zeit gethan wurden. Die Regeln des Verhaltens solcher Menschen werden 4 B. Mos. VI. gegeben, und sie wurden Nesirim genannt. Weiterhin werden wir an den Rechabiten ein Beyspiel finden, daß eine ganze Familie von einem ihrer Vorfahren dazu bestimmt war, gewisse Vorschriften, wodurch man Gott einen Dienst zu thun hoffte, zu beobachten.

Diese Gewohnheit scheint indessen nicht bey den Israeliten ihren Ursprung genommen zu haben, sondern noch älter, und vermuthlich schon in Egypten eingeführt gewesen zu seyn. Denn schon in einem Gesetze, welches im ersten Jahr nach der Auswanderung der Israeliten aus Egypten bekannt gemacht wurde 3 B. Mos. XXV. 5, und worin verboten wird, die Weinstöcke im Sabbathsjahr nicht zu beschneiden, werden diese unbeschnittenen Weinstöcke mit den Nesirim verglichen, welche sich die Haare nicht abschneiden lassen durften.

Es möchte sich also der eigentliche Ursprung dieses sonderbaren gottesdienstlichen Gebrauchs nicht leicht ausmachen lassen. Auch lassen sich kaum die Mittelbegriffe angeben, durch welche die Menschen von der Idee eines höhern Wesens auf diese Art der Verehrung desselben kamen. Sie bleibt indessen allemal eine merkwürdige religiöse Erscheinung, und ist um so wichtiger, da sie durch das Christenthum noch weit allgemeiner wurde, und die abentheuerlichsten Unternehmungen erzeugte. Zwar will Michaelis das Mönchthum mit dem Nesiräat nicht verglichen haben, und zwar mit Recht, wenn man blos auf die Gebräuche sieht, welche bey beyden Statt finden, und die zum Theil einander gerade zu widersprechen. Allein das Princip, welches beyden zum Grunde liegt, ist am Ende dasselbe. Denn beyde suchen durch willkührliche Beobachtung selbstgewählter Vorschriften in ihrer ganzen Lebensart dem höchsten Wesen einen Dienst zu leisten und ihm zu gefallen. Ob nun dieses durch das Wachsenlassen oder Abschneiden der Haare, durch Keuschheit oder Enthaltsamkeit geschieht, ist am Ende gleich viel. Bey dem Mönchthum kam nur noch das hinzu, daß man durch die Gebräuche desselben gewisse moralische Zwecke zu erreichen suchte, als: Bezähmung der Begierden, Fähigkeit zu einem spekulativen Leben u. s. w. Hiervon scheint mit dem Nesiräat nichts verbunden gewesen zu seyn.

Es liegt der ganzen Sache immer eine gute Absicht zum Grunde; nur wird sie oft auf eine ganz verkehrte Weise zu erreichen gesucht. Der Mensch, welcher ein höchstes Wesen anerkennt, dem er alles Gute

ver-

verdankt, möchte ihm gern seine Verehrung auf irgend eine Weise bezeugen, und sieht sich in Verlegenheit darüber wie er es thun soll, weil er sich bewußt ist, auf keine Weise auf die Gottheit wirken zu können. Er glaubt also, sie werde den guten Willen für die That annehmen, und irgend ein Zeichen seiner Bereitwilligkeit ihr zu dienen wohlgefällig ansehen. Dies leitet ihn dahin, solche Arten des Gottesdienstes ganz willkührlich zu wählen. Hat nun einmal jemand einen solchen Gottesdienst erwählt, so findet er bald Nachahmer, die ein gleiches Bedürfniß fühlen, und sind solche Gebräuche eine Zeitlang beobachtet worden, so kommt ihnen das Ansehn, welches sie durch das Alterthum erhalten, zu Hülfe, und die Nachkommen glauben, daß ihre Vorfahren auf höhern Befehl solche Gewohnheiten angenommen haben.

Eine reinere und hellere Einsicht in das Verhältniß der Gottheit zu den Menschen lehrt uns, daß dieselbe gar keine willkührliche Verehrung von uns verlange, und daß die einzige würdige Verehrung der Gottheit, die gewissenhafte Erfüllung unsrer Pflichten, als göttlicher Gebote sey. Nur dasjenige daher, was uns auf dem Wege der Tugend stärken und unsre guten Vorsätze beleben und befestigen kann, haben wir als ein besondres Gott wohlgefälliges Mittel zu seiner Verehrung anzusehen. Alles aber, was uns unthätig machen und an Erfüllung unsrer Pflichten hindern kann, wird, wenn es auch in der besten Absicht, Gott damit zu dienen, geschehen sollte, seiner wahren Verehrung mehr widersprechend als ihr gemäß seyn.

III. Religiöse Begriffe in Hanna's Liede.

II. 1—11.

Die Vermuthung, daß dieses Lied ein älteres Volkslied sey, das Hanna nicht selbst gedichtet, sondern nur auf sich angewendet habe, welche Hensler *) äussert, ist nicht unwahrscheinlich, und ich möchte sie noch einen Schritt weiter führen und behaupten, daß man gar nicht nöthig habe anzunehmen, daß Hanna wirklich diesen, oder irgend einen Gesang bey Gelegenheit der Darstellung ihres Sohnes im Heiligthume gesungen habe. Es war eine Gewohnheit der hebräischen Geschichtschreiber, ihre Bücher zuweilen mit dergleichen Lobgesängen zu verschönern. Es kann daher leicht seyn, daß der Verfasser der Bücher Samuels einen Gesang hier einrückte, den er vorfand, und welchen jemand Anders in Hanna's Seele gedichtet hatte; es kann seyn, daß er ihn selbst dichtete. Es kann auch seyn, daß er bey einer ganz andern Veranlassung gedichtet und auf diesen Fall blos angewandt wurde.

Doch wäre es auch nicht unmöglich, daß ihn Hanna gedichtet haben könnte, ja vielleicht selbst wahrscheinlich. Die Dichtkunst scheint in frühern Zeiten bey den Hebräern beynahe mehr das Werk der Weiber als der Männer gewesen zu seyn, bis durch Samuels Sängerschulen auch das männliche Talent zur Dichtkunst

*) M. s. die Erläuterungen des ersten Buches Samuels und der salomonischen Denksprüche von D. Christian Gotthilf Hensler, Professor der Theologie in Kiel. Hamburg und Kiel bey Bohn 1796. S. 12 u. f.

kunst geweckt und angefeuert wurde. Wenigstens finden wir bis auf diesen Zeitpunkt in den biblischen Büchern drey Hymnen von Weibern, von Mirjam, Debora und Hanna gegen ein Lied eines Mannes, das Lied Mosis. Auch könnte wohl Samuels Eifer für die Dichtkunst selbst auf eine von seiner Mutter geerbte Anlage hinweisen! Dabey war Hanna durch eine feierliche Veranlassung dazu aufgefordert, und hatte Zeit genug ein Lied zu dichten, um es bey Darstellung ihres Sohnes zu singen.

Der Inhalt widerspricht wenigstens dieser Möglichkeit gar nicht. Er ist ganz allgemein. Er ist der Lobgesang einer Unglücklichen, der Jehova ausserordentliche Hülfe geleistet hatte. Sie sah sich dadurch ihren Feinden überlegen v. 1. 2. Sie verweißt den Uebermüthigen ihre frechen Reden gegen Jehova, und zeigt an manchen Beyspielen, wie leicht es ihm sey, Stolze zu demüthigen und Niedrige zu erheben v. 4—8. Zuletzt preißt sie seine Güte gegen die Frommen, und seine Macht gegen die Gottlosen v. 9.

Diese Allgemeinheit des Inhalts macht, daß er auch auf jeden andern Fall passen, und jede der angeführten Vermuthungen über seine Entstehung Statt finden könnte. Man will zwar einige Ausdrücke in dem Liede, z. B. gleich v. 1 die Worte: Mein Horn ist erhöhet durch Jehova, und die Aeusserung v. 3 daß die Feinde, da Gott allwissend und höchst weise sey, ihre trotzigen Reden einschränken sollen, viel zu stark und feierlich, und daher auf Hanna's kleine häusliche Lage nicht passend finden, und deswegen lieber annehmen, daß die ganze israelitische Nation ursprünglich

in dem Liede redend eingeführt worden sey. Allein für den Affekt, in welchem Hanna sich befand, sind sie gewiß nicht zu stark. Auch sind die Worte: Mein Horn ist erhöhet, eine sprüchwörtliche Redensart, die nichts anders ausdrückt, als: Ich bin in einen glücklichern Zustand versetzt, und daher auf alle Fälle paßt, in welchen jemand dieses von sich sagen kann, und also auch auf den, in welchem sich Hanna befand.

Unter den Menschen, denen ihre frechen Reden verwiesen werden, müssen aber nicht gerade Hanna's persönliche Feinde, sondern vielmehr alle Verächter Jehova's verstanden werden.

Nur der zehnte Vers, wo es heißt:

Jehova wird seinem Könige Macht geben
Und seinen Gesalbten beglücken

läßt sich nicht wohl in Hanna's Munde hören, da sie das Lied zu einer Zeit gesungen haben soll, da kein König über Israel herrschte. Hezels Behauptung, daß alle Heerführer der Israeliten zuweilen Könige genannt worden wären, scheint mir auch nicht befriedigend, weil diese Benennung doch gewiß nicht auf Eli paßt, welcher damals Oberhaupt der Israeliten als Hoherpriester war. Ich glaube daher, daß, wo nicht der ganze Gesang, doch wenigstens dieser Vers in eine spätere Zeit gehört. Vielleicht verfertigte ihn schon Samuel, der mancherley Ursachen haben konnte, einen solchen Gesang, und mit ihm eine Weissagung auf den König, welchen er einsetzte, seiner Mutter in den Mund zu legen.

Der Gesang mag indessen zum Verfasser haben wen er will, so zeugt er doch von Religionseinsichten,

welche

welche zu der Zeit, in welche er versetzt wird, nicht gemein waren.

Jehova wird als der Geber alles Guten betrachtet v. 1. Seine Einheit wird nachdrücklich v. 2 mit den Worten behauptet:

„Kein Heiliger, (kein Gegenstand der Verehrung der Menschen) ist wie Jehova.
Denn Keiner ist ausser Dir!
Kein Fels (kein Gegenstand des Vertrauens der Menschen) ist wie unser Gott!“

Eben so lebhaft und nachdrücklich wird auf seine Allwissenheit verwiesen v. 3.

„Jehova ist ein Gott der alles weis
Er wägt die Thaten.“

Und nun welche herrliche Beschreibung seiner Macht und seiner über alles sich erstreckenden Vorsehung:

„Zerbrochen wird der Bogen der Helden
Gestürzte erheben sich zu neuer Kraft
Satte dienen ums Brod
Und Hungrige feyern
Sieben Kinder gebiert die Unfruchtbare
Die Kinderreiche Mutter verwelkt.
Jehova tödtet und macht lebendig
Er führt ins Grab und wieder herauf
Jehova macht arm und er macht reich
Er erniedriget und erhöhet
Aus dem Staube erhebt er den Armen
Vom Feldstein (auf dem er saß) läßt er den Dürftigen [aufstehn
Ihn zu setzen neben Fürsten
Ihm einen ehrenvollen Sitz zu geben
Denn sein sind die Grundsäulen der Erde
Auf sie gründete er den Erdkreis.“

Vorzüglich läßt sich mit dem neunten Vers ein sehr reiner Sinn verbinden, der die Heiligkeit Gottes charakterisirt:

„Er bewahret die Schritte seiner Freunde
Aber im Dunkel vergehn die Bösewichter
Denn eigne Kraft erhält den Menschen nicht.“

Freylich denkt man bey einem hebräischen Gedichte, so bald von Freunden Jehova's die Rede ist, an nichts anders als an eifrige Verehrer der israelitischen Religion, und bey Bösewichtern an Ausländer und Gegner der Volksreligion. Da nun aber die hebräischen Dichter mit den erstern zugleich den Begriff des Tugendhaften, und mit den letztern den Begriff des Lasterhaften verbanden, warum sollen wir bey diesem allgemeinen Begriffe nicht stehen bleiben, da die nähere nationale Bestimmung für uns nicht paßt? Geben wir aber dem Ausspruche diese Bedeutung, welche ihm unstreitig auch eigen ist, so erhält er einen schönen allgemeinen Sinn.

Diese hellen Begriffe, welche mit einer Einfalt, und doch mit einer Kraft vorgetragen sind, mit welcher Horazens Ode O diva gratum quae regis Antium, die ähnliche Ideen auf eine römische Weise vorträgt, kaum zu vergleichen ist, tragen ebenfalls viel dazu bey, daß ich den Gesang lieber dem Sohn, dem Aufgeklärtesten seines Volks, als der Mutter, die in einem sehr finstern Zeitalter lebte, dessen Dunkel durch ihren Sohn erst erhellt werden sollte, zuschreiben möchte.

IV. Verderbnisse der Hierarchie. II—IV.

Die Tendenz der Verfassung, welche Moses seinem Volke gegeben hatte, scheint zwar gewissermaßen dahin gegangen zu seyn, daß die Priester den regierenden Stand ausmachen sollten. Denn wo ein Gott als Monarch betrachtet wird, ist wohl nichts natürlicher, als daß Priester in seinem Namen regieren, und wo ein Staat auf göttliche Gesetze gegründet ist, da haben wohl die Priester die meisten Ansprüche auf ihre Verwaltung zu machen, da sie dieselben am besten auszulegen verstehen, und zugleich die Mittel in den Händen haben, ihnen Autorität zu verschaffen.

Sehr weise aber handelte dieser große Heerführer der Israeliten, daß er die Priesterregierung nicht zu einem Grundgesetz, und zu einer nothwendigen Bedingung der Aufrechthaltung der von ihm gegründeten Verfassung machte. Er sah voraus, daß die Lage der Israeliten in verschiednen Zeitaltern leicht ganz andre Arten von Verfassungen nothwendig machen konnte, und wußte seine Gesetze sowohl der monarchischen als der aristokratischen und demokratischen Verfassung, deren jede die Israeliten zu gewissen Zeiten gehabt haben, anzupassen. Das Priesterthum blieb bey jeder derselben in seiner Würde, und wenn es nicht die Geschäfte der Regierung zu besorgen hatte, so blieben ihm immer die Pflichten des Rathgebers und Vermittlers zwischen dem höchsten unsichtbaren Monarchen und dem Volke.

Es hat auch wirklich in der langen Periode bis auf die babylonische Gefangenschaft, so viel wir wis-

sen,

sen, eine Priesterregierung nur ein einzigesmal Statt gefunden, nämlich da Eli vierzig Jahre lang zugleich Hoherpriester und Regent der Israeliten war. Die Israeliten brauchten die meiste Zeit über kriegerische Anführer, weil sie ihr Land hatten erobern müssen, und es auch mit den Waffen in der Hand zu behaupten genöthigt waren. Dazu sind aber Priester meistentheils unbrauchbar. Nach dem Exil war es anders. Die Völker der Erde standen schon mehr mit einander in Verbindung, und jedes einzelne Volk brauchte sich nicht mehr so wie vor demselben, blos durch seine eigenthümliche Tapferkeit und Macht bey seiner Selbstständigkeit zu erhalten, sondern es konnte dieselbe auch durch Bündnisse mit auswärtigen Völkern sichern. Daher konnte nach dem Exil eine Regierung durch Hohepriester bey den Israeliten lange Zeit sich erhalten.

Wenn man die Beschaffenheit einer Priesterregierung blos a priori betrachtet, so sollte man glauben, daß es keine vortrefflichere Regierungsform geben könnte, als diese. Zu den vortheilhaften Eigenschaften des Oberhauptes eines Staates gehört: daß es eine Würde besitze, welche den Unterthanen mit ihrem freyen Willen Ehrfurcht abnöthigt. Wo findet diese mehr Statt als bey den Priestern, welche von dem Volke oft mit blinder Unterwürfigkeit verehrt werden, wenn sie auch persönlich nichts weniger als ehrwürdig sind? Es gehört ferner dazu, daß es den Willen habe, sein Volk zu beglücken, und daher das Zutrauen desselben zu verdienen wisse. Von wem könnte man diesen Willen mehr erwarten, als von den

Dienern

Dienern eines höchst gütigen Wesens? Und wem kommt das Zutrauen des Volks mehr entgegen als eben diesen? Man könnte diesen guten Willen um so mehr von ihnen erwarten, da ein Regent um so mehr sich bestreben wird, den Wohlstand seines Volks zu befördern, je weniger er selbst bedarf. Und wer bedarf weniger als ein Priester? Er borgt seine Würde nicht von dem äussern Glanze, den ihm Pracht und Reichthümer gewähren können. Je mäßiger und eingezogener er lebt, desto mehr wird er verehrt werden.

Dieses auf bloße Theorie gegründete Raisonnement ließe sich noch mit vielen Gründen bereichern, und mit weit glänzendern Farben darstellen. Es hat auch wirklich einzelne Priesterregierungen gegeben, in welchen diese Vortheile dem Volke zu Statten kamen. Aber oft widerspricht die Praxis der Theorie gerade zu. Davon ist der üble Ruf, in welchen die Priesterregierung überall und in allen Zeiten gekommen ist, ein auffallender Beweis. Auch die priesterliche Regierung Elis hilft diesen Beweis vollenden.

Der alte Eli selbst war ein schwacher Mann, der in seinen höhern Jahren wohl eben so wenig Böses als Gutes thun mochte. Aber was er nicht that, das erlaubten sich seine Söhne. Sie schändeten ihre priesterliche Würde, indem sie ganz gegen die bey den Opfern geltenden Ceremonialgesetze, die ihnen ohnehin einen reichlichen Theil davon gestatteten, mit Drohungen und Gewalt von den Opfern nahmen, was ihnen beliebte, ja indem sie sogar die Weiber schändeten, welche des Gottesdienstes wegen zum Tempelgezelt kamen. Eben dadurch mußten sie mit ihrem Ansehn

das

das Zutrauen des Volks verlieren, und gewiß verdienten sie es auch nicht. Denn da sie in ihrem priesterlichen Amte so nachlässig und selbst verächtlich gegen die ihnen vorgeschriebenen Gesetze verfuhren, so kann man sicher schließen, daß sie es auch nicht anders werden gemacht haben, wenn es auf die Wohlfahrt des Volks angekommen wäre.

Die Folgen dieser priesterlichen Regierung, welche von der einen Seite schwach, von der andern gewaltthätig und ausschweifend war, zeigten sich bald. Das Volk ward von seinen Feinden unterdrückt, und die ganze Familie, welche es so schlecht regiert hatte, gieng darüber zu Grunde. Dies wird nach den im A. T. gewöhnlichen Grundsätzen, die wir schon oft beleuchtet haben, als eine Strafe der Gottheit angesehen, auch manche vorhergehende Anzeigen derselben angeführt, unter welchen Samuels Traum vorzüglich merkwürdig ist, weil er die erste Veranlassung war, welche ihn zum Regenten seines Volks erhob.

Man hat gewöhnlich Elis Betragen gegen seine Söhne als ein Beyspiel einer nachlässigen und zu gelinden Kinderzucht dargestellt. Michaelis erinnert dagegen sehr richtig, daß Elis Söhne keine Kinder mehr waren, indem sie wenigstens über dreißig Jahre alt seyn mußten, weil sie ausserdem nicht hätten Priester seyn können. Er konnte also wohl nur noch wenig väterliche Gewalt über sie ausüben, um sie von ihren Ausschweifungen abzuhalten. Aber er hatte auch richterliche Gewalt über sie, so wohl als Hoherpriester als auch als Regent seines Volks. Diese versäumte er gegen sie zu brauchen, und ließ es

bey

bey bloßen Ermahnungen bewenden. Ein Richter sollte aber vorzüglich darauf sehen, daß die Gesetze in seiner Familie am genausten beobachtet würden, und ein Priester, daß seine Familie ein Beyspiel der Religiosität und Sittlichkeit gäbe. Elis Fehler war also, daß er aus väterlicher Liebe, die in Schwäche ausartete, die Pflichten seines Amtes versäumte.

Bey dieser Geschichte ist übrigens auch zu bemerken, was wir schon in mehrern Beyspielen gesehen haben, daß bey den Israeliten die Pflichten gegen Gott bey weiten für die wichtigsten, und also die Verbrechen gegen ihn für die schwersten gehalten wurden. Eli sagt nach II. 25 zu seinen Söhnen,

„Wenn jemand gegen Menschen sündigt,
schon den wird Gott richten,
Wer aber wider Gott selbst sündigt, wie
kann man für den beten?“

Dies scheint eine sprüchwörtliche Redensart gewesen zu seyn. Sie gründet sich auf eine unvollkommene moralische Vorstellung von Gott. Gott wird als Richter der Handlungen der Menschen vorgestellt. Es wird aber dabey vorausgesetzt, daß ein Richter die Beleidigungen, welche ihm selbst widerfahren, strenger ahnde, als diejenigen, welche andern zugefügt werden, und die er als Richter zu bestrafen hat. Solche Gesinnungen sind eines so partheyischen Richters, wie Eli war, der die Verbrechen seiner Söhne ungestraft ließ, vollkommen würdig. Sehr unrichtig ist aber der Schluß, welchen er davon auf Gott macht,

daß

daß Gott auch so verfahre, und persönliche Beleidigungen gegen ihn strenger ahnde als Sünden gegen Andre. Ein rechtschaffner Richter unter Menschen wird aber schon in seiner eignen Sache nicht strenger richten als in einer fremden, und lieber den Urtheilsspruch einem andern überlassen. Wie sollte man dem höchsten gerechten Richter eine solche Partheilichkeit und Selbstsucht zutrauen?

Man würde sich also sehr mit Unrecht auf diesen Ausspruch Elis berufen um zu beweisen, daß Sünden gegen Gott strafbarer sind, als Sünden gegen Menschen, welches man sonst wohl zuweilen that, da z. B. Gotteslästerung für das schwerste aller Verbrechen gehalten ward.

V. Aberglaube und schädliche Folgen desselben. IV—VI.

Es wäre in der That zu verwundern gewesen, wenn sich zu einer Zeit, da die öffentliche Religion in dem größten Verfall war, da die Priester keine Religion hatten, und das Volk bey alle seinem Hange zur Religiosität, nur höchst unvollkommene und unreine Begriffe von derselben hatte, die Macht des Aberglaubens nicht sehr stark geäußert hätte. Denn Aberglaube ist der unzertrennliche Begleiter von Unwissenheit in der Religion so wohl, als von Unglauben und Gleichgültigkeit gegen dieselbe.

Der Aberglaube äußerte auch wirklich seinen Einfluß auf eine höchst nachtheilige Weise. Gewöhnlich ist derjenige Aberglaube am schädlichsten, welcher

die

die Menschen von natürlichen Erfolgen übernatürliche Ursachen anzunehmen veranlaßt; besonders wenn diese Wirkungen selbst schädlich sind und aus natürlichen Ursachen fließen, welche hinweggeräumt werden könnten, wenn man sie nicht durch den Aberglauben verleitet, verkennte. Dies zeigte sich hier bey den Israeliten so wohl als bey ihren Feinden den Philistern auf mancherley Art. Beyde zogen gegen einander zu Felde. Die Israeliten wurden geschlagen. Statt nun sich auf eine zweckmäßige Art gegen ihre Feinde zu rüsten, glaubten sie dadurch den Sieg zu erhalten, wenn sie die Bundeslade ins Lager brächten. Sie glaubten dadurch Gott gleichsam zu zwingen mit ihnen zu seyn, weil sie seinen Sitz für gebunden an diese Lade hielten. Auch wäre ihnen dieses Mittel beynahe geglückt, denn auch ihre Feinde waren abergläubisch. Die Philister furchten sich und sagten: „Gott ist im Lager angekommen, Wehe uns! So war es vorhin nicht! Wehe uns! wer wird uns gegen diese mächtigen Götter helfen? Dies sind die Götter, die die Egypter in der Wüste mit so viel Plagen belegt haben.“

Die Verzweiflung, in welche sie diese Gedanken versetzten, nöthigte sie indessen zu einem vernünftigen Mittel ihre Zuflucht zu nehmen, das die Israeliten auch hätten ergreifen sollen. Sie ermunterten sich zur Tapferkeit. Sieg oder Tod ward ihre Losung, und sie zogen den letztern der Knechtschaft vor. Die Israeliten, welche sich auf ihren vermeinten übernatürlichen Beystand nur verlassen zu dürfen glaubten, wurden

bald geschlagen, flohen und erlitten eine sehr große Niederlage.

Religiöse Mittel hatten den Israeliten in ihren Kriegen oft große Vortheile verschafft. Besonders that dieses die Gegenwart der Lade des Bundes unter Moses und Josua. Allein solche Mittel äußerten ihre Wirkung immer nur dann, wenn sie von klugen Heerführern gebraucht wurden, die sie zur Belebung der Tapferkeit anzuwenden wußten, und dabey im Gebrauch der übrigen Mittel nicht nachlässig waren. Hier war es gerade umgekehrt. Man vernachlässigte die übrigen Mittel im Vertrauen auf dieses, und glaubte selbst von aller Tapferkeit dispensirt zu seyn, weil man nichts als Wunder erwartete.

Der Aberglaube ward aber dadurch nichts weniger als beschämt. Ihm bleiben immer Ausflüchte übrig. So auch hier. Man nahm zu Erklärung dieses unerwarteten unglücklichen Erfolgs seine Zuflucht zu dem Vorurtheil, daß Gott die Vergehungen der Menschen auf dieser Erde oft durch ausserordentliche Strafen heimsuche, und so mußten es die Verbrechen der Familie Eli seyn, welche Gott strafen wollte, und die bey der Niederlage des ganzen Volks ihren Untergang fand. Dadurch ward der Aberglaube an die magische Kraft der Bundeslade gerettet, von welcher man glaubte, daß sie durch ihre bloße Gegenwart Wunder wirke.

Bald erhielt dieser Aberglaube neue Nahrung. Die Philister hatten die Bundeslade in ihre Gewalt bekommen, und sie im Tempel ihres Gottes Dagon aufgestellt. Zweymal fanden sie das Götzenbild umgeworfen,

geworfen, und selbst beschädigt vor der Lade des Bundes liegen. Was konnte davon wohl anders Ursache seyn, als die Zauberkraft der Bundeslade? Die Philister, welche von dem Gott der Israeliten so kleinliche Begriffe hatten, daß sie ihm zutrauten, daß er sich an einem Götzenbilde wohl rächen könnte, dachten an keine andre.

Es ereignete sich zu der Zeit eine Begebenheit unter den Philistern, die ungebildete Völker von jeher mit ihrem größten Schaden übernatürlichen Ursachen zugeschrieben haben und noch zuschreiben. Es brach eine Pest in der Stadt aus, in welcher die Lade des Bundes befindlich war *). Diese schrieb man wieder der Zauberkraft der Lade des Bundes zu, und um dem Nachtheil zu steuern, beschloß man sie an einen andern Ort zu bringen, von welchem man, wahrscheinlich ebenfalls aus abergläubischen Gründen, erwartete, daß ihm die Lade den Schaden nicht zufügen würde. Aber man irrte sich. Die Pest ward durch die Lade, oder vielmehr durch ihre Begleiter nach Gat und von da nach Ekron gebracht, wohin man sie weiter schickte. Nachdem die Philister die Plage lange genug ausgehalten hatten, beschlossen sie endlich auf den Rath ihrer Wahrsager, sie den Israeliten zurück zu schicken, und eine Abbildung der Pestbeulen von Gold als ein Sühnopfer beyzulegen. Hier richtete sie oder vielmehr die von ihren Begleitern verbreitete Ansteckung eine ähnliche

*) Ich folge hier der scharfsinnigen und natürlichen Erklärung des Herrn Prof. Hensler's in seinen Erläuterungen S. 29 folg.

liche Verwüstung an. Die Israeliten empfingen sie mit großen Freuden, die aber bald in Trauer verwandelt wurde. Denn in den kleinen Orte Bethschemesch, wo sie zuerst ankam, starben siebzig, und in ganz Israel funfzigtausend Menschen an der Seuche *).

Aber auch hier verhinderte der Aberglaube die Erkenntniß der wahren Ursache. Hier konnte man nicht annehmen, daß das Uebel sich aus dem nämlichen Grunde ereignete wie bey den Philistern. Der Aberglaube fand daher seine Zuflucht in dem schon mehrmals bemerkten Vorurtheil, daß, wer Jehova sähe, sterben müsse. Dies dehnte man hier auch auf die Lade des Bundes aus, die für den Sitz des Gottes der Israeliten, ja wie es scheint, von dem großen Haufen, der sich einen Gott ohne Bild nicht denken konnte, für den Gott selbst gehalten wurde.

Wie nachtheilig dieser Aberglaube bey den Völkern war, bedarf keiner Erinnerung. Hätten sie nach der wahren Ursache des Uebels geforscht, und die natürlichen Mittel angewendet, wodurch man der Ansteckung zuvor kommen kann, so würde gewiß der größte Theil der Menschen gerettet worden seyn, welche jetzt durch die Seuche hingerafft wurden. Es ist bekannt, welche Verwüstungen noch jetzt die Pest mit Hülfe des Aberglaubens unter den Türken anrichtet, welcher

*) Nach der Erklärung des Herrn Prof. Antons in Wittenberg, die ich mit Henslern den Aenderungen des Textes, die hier nur eine geringe Autorität für sich haben, vorziehe. Man vergl. Conr. Gottl. Anton nova loci 1 Sam. VI. 19 interpretandi ratio. Vitemb. 1780. 4.

welcher die unter ihnen wohnenden Franken, welche die Quelle des Uebels und die Mittel dagegen kennen, zu entgehen wissen.

Der hebräische Verfasser der Bücher Samuels erzählt die Begebenheit so, daß er jenem Volksglauben beyzutreten scheint. Allein wir sind schon gewohnt, daß die hebräischen Geschichtschreiber alle Begebenheiten so darstellen, wie sie dem Auge des großen Haufens erschienen. Im Grunde wird auch jener Glaube nicht gebilligt, sondern der Beurtheilung des Lesers überlassen.

VI. Wiederherstellung der Verehrung Jehova's durch Samuel. VII. 2 — 17.

Die Bemerkung, welche wir schon oft zu machen Gelegenheit gehabt haben, daß die Israeliten jedesmal in Verfall geriethen, wenn sie ihrer eigenthümlichen Volksreligion untreu wurden, und sich aus demselben wieder emporhoben, so bald sie sich vereinigten, um zu ihr zurück zu kehren, bestätigt sich auch in Samuels Geschichte.

Da das Volk der Bedrückungen müde war, welche es von den Philistern erdulden mußte, versammelte es sich um sich zu verbinden, daß es von nun an Jehova allein als Gott verehren wolle. Samuel stand schon seit langer Zeit in dem Rufe, daß er ein eifriger Verehrer Jehova's sey, und selbst Offenbarungen von ihm erhalte. Er war daher der Mann, welcher das Volk am besten zu diesem Zweck vereinigen konnte, und seine Rathschläge, welche er zu diesem Ende gab,

erhielten leichtes Gehör. Vor allen Dingen mußten die Israeliten die Götzen, welche sie von fremden Völkern angenommen hatten, besonders die Baal und Aschtharot abschaffen. Dann ward eine allgemeine Bußversammlung auf dem Berge veranstaltet, auf welchem sich die Bundeslade befand, wobey die Israeliten durch Fasten ihre Reue, und durch Wasser, welches sie vor Jehova ausschütteten, ihren traurigen Zustand zu erkennen gaben, und Gott um Hülfe anriefen. Es wird dabey nichts von Opfern erwähnt, und als Samuel darauf ein Opfer bringt, so war es ein Milchlamm, ein so geringes Opfer als eigentlich nach den mosaischen Gesetzen nicht einmal gebracht werden durfte, indem nach diesen die Opferlämmer wenigstens jährig seyn mußten. Alles dieses scheint den traurigen Zustand anzuzeigen, in welchem die Israeliten sich befanden. Sie wurden aber bald daraus befreyt, denn es gelang ihnen, die Philister mit Hülfe eines Donnerwetters, welches dieselben zaghaft, und sie beherzt machte, zu schlagen, und eine so große Niederlage unter ihnen anzurichten, daß sie nicht wieder über die Gränze der Israeliten zu gehen wagten.

Hier zeigte sich wieder der mächtige Einfluß der Nationalreligion der Israeliten. Das Donnerwetter war eine Naturbegebenheit, welche das eine Volk so gut als das andre zu seinem Vortheil auslegen konnte. Aber die Nationalreligion der Israeliten, diejenige, welche sie aus Egypten geführt hatte, stand von uralten Zeiten her im größten Rufe bey allen benachbarten Völkern, und besonders bey den Philistern, wie wir bey IV. 8 deutlich gesehen haben. Nichts konnte diese

Völker mehr erschrecken, als wenn sie erfuhren, daß die Israeliten sich unter den Schutz des Jehova begeben hatten. Dies machte auch hier die Philister zaghaft und geneigt, das Donnerwetter, das sie vielleicht noch dazu am stärksten traf, da sie in der Ebene, die Israeliten aber auf einem Berge standen, als eine Erklärung wider sich anzusehen. Die Israeliten im Gegentheil fühlten ihren Muth durch ihre Rückkehr zu ihrem Nationalgott neu belebt, und sahen es als ein Zeichen seiner Gnade gegen sie an. Was wir hier als subjektive Wirkung der Religion erkennen, wird indessen von dem Geschichtschreiber als objektive dargestellt.

Durch das Ansehn, welches jetzt die Religion Jehova's von neuen erhielt, ward auch das Ansehn seines Propheten erhöht, und Samuel erhielt das Richteramt auf Lebenslang. Unter ihm ward die Verehrung Jehova's unstreitig immer weiter unter dem Volke ausgebreitet, und dem Herzen desselben tiefer eingeprägt. Wenigstens finden wir, daß die ersten Könige, welche er den Israeliten gab, sehr große Ehrfurcht für die Religion hatten, sich bey allen ihren Unternehmungen von ihr leiten ließen, und ihr selbst mit Widerwillen gehorchten, welches gewiß nicht geschehen seyn würde, wenn das Volk nicht mit dem größten Eifer an derselben gehangen hätte.

Der öffentliche Gottesdienst scheint indessen auch noch unter Samuel in einem solchen Verfall gewesen zu seyn, daß er nicht völlig nach den Verordnungen Mosis beobachtet werden konnte. Das Tempelgezelt, was man bisher immer nach Luther ziemlich

unrichtig die Stiftshütte genannt hat, scheint gar nicht oder wenigstens nicht an dem Orte, wo sich die Bundeslade befand, aufgeschlagen gewesen zu seyn. Denn nach III. 3 schlief Samuel als ein kleiner Knabe nebst Eli im Heiligthum Gottes, wo die Lade des Bundes war und die Lampe Gottes brannte. Nach Mosis Einrichtung aber durfte das Allerheiligste, wo die Lade Gottes war, niemand betreten als der Hohepriester, und auch dieser nur am großen Versöhnungsfeste. In das Heilige aber, wo die Leuchter mit den goldnen Lampen waren, durfte niemand kommen als die Priester. Wie hätte Eli das Allerheiligste zu seinem Schlafzimmer machen, und noch dazu einen Bedienten, der nicht einmal vom Stamm Levi war, neben sich drinnen schlafen lassen dürfen, wenn die alte Einrichtung noch bestanden hätte? Schon damals mußte also die Bundeslade vom Tempelgezelt getrennt seyn, und in einem Privathause aufbewahrt werden. Als sie in der Folge von den Philistern geraubt, und wieder zurück gegeben worden war, ward sie von Zeit zu Zeit nur in Privathäusern aufbewahrt, und nirgends wird erzählt, daß das Tempelgezelt um sie aufgeschlagen, oder sie in dasselbe gebracht worden sey. So scheint also die Bundeslade fast das einzige Ueberbleibsel des ehemaligen großen gottesdienstlichen Apparats gewesen zu seyn, welchen Moses eingerichtet hatte.

Hierzu kam noch, daß Samuel auch das von Mose so streng gegebene Gesetz, nach welchem nirgends anders als im Tempelgezelt geopfert werden sollte, übertrat, und an verschiedenen Orten opferte, wo die Bundeslade nicht war, und selbst zu Rama nach VII.

17 einen Altar erbaute. Michaelis will dieses zwar damit entschuldigen, daß es ihm als einem Propheten erlaubt gewesen seyn müsse, weil er vermuthlich einen Befehl von Gott dazu erhalten habe. Aber es wird nichts von einem solchen Befehl, der eine Ausnahme gegen ein so strenges Gebot verstattet hätte, erwähnt, und er läßt sich mithin nicht beweisen. Nur die Noth und der Mangel eines eigentlichen bestimmten Ortes der Gottesverehrung konnte also Samuel entschuldigen.

Die Gewohnheit an willkührlichen Orten zu opfern, dauerte fort bis auf den Tempel, welchen Salomo erbaute. Denn noch unter David finden wir Beyspiele, daß dieses ganz ohne allen Anstoß geschah. Unter den Nachfolgern Salomo's riß die Gewohnheit, auf willkührlich erwählten Hügeln zu opfern, wieder ein, und sie ward nur mit großer Mühe von einigen Königen, die für den Nationalgottesdienst vorzüglich eifrig waren, eingeschränkt oder abgeschaft.

VII. Verwandlung der theokratischen Verfassung in eine monarchische. Kap. VIII—XII.

Wir haben schon im vorigen Theile bey Entwicklung der Grundsätze, auf welche Moses die ganze Verfassung der Israeliten baute, gesehen, daß eine Theokratie die vollkommenste aller Staatsverfassungen seyn würde, wenn sie jemals so ausgeführt würde, wie es geschehen könnte. Allein die bisherige Geschichte der Israeliten hat uns auch belehrt, daß die Israeliten durch ihre eigne Schuld bey dieser Verfassung nicht so glücklich waren, als sie es hätten seyn können. Moses

scheint etwas zu viel auf den Willen des Volks gerechnet zu haben. So bald dieser für die Verehrung Jehova's allgemein gestimmt war, so gab es unstreitig nichts festeres, als die von ihm eingerichtete Verfassung. Denn der Wille des Einzelnen ward jenem durch die strengsten Gesetze unterworfen. Allein es gab keine Gewalt, welche den Willen des ganzen Volks hätte zwingen können. So bald also die Verführung zum Abfall von der mosaischen Religion und Verfassung sich allgemein unter dem Volke, oder auch nur unter einem großen Theile desselben verbreitete, so verlohren die Gesetze, welche für diesen Fall zu streng waren, alle Kraft, und mit ihnen fiel die ganze Verfassung. Nur durch die äußerste Noth konnten daher die Israeliten genöthigt werden, von Zeit zu Zeit zu ihr zurück zu kehren, und sie zeigte denn jedesmal sehr vortheilhafte Wirkungen. Dieses beständige Schwanken aber, und dieser unaufhörliche Wechsel, dessen Ursachen theils in dem Geiste des Zeitalters, theils in den Beschwerlichkeiten lagen, welche die mosaischen Gesetze ihren Verehrern auflegten, machte, daß diese Verfassung für das Volk bey weitem das nicht ward, was sie hätte werden können.

Unter Samuel hätte sie es am ersten gekonnt. Bisher hatten, wenn nicht entweder Anarchie oder fremde Unterdrücker über die Israeliten herrschten und die mosaische Verfassung wirklich beobachtet wurde, entweder kriegerische Heerführer, die die Gesetze nicht gehörig kannten, und den Geist der ganzen Verfassung nicht faßten, oder Priester geherrscht, die zu sehr von ihren gottesdienstlichen Geschäften gefesselt, und dabey

eben

eben so wenig Staatsmänner als Krieger waren. Samuel war weder Feldherr noch Priester; er war eigentlich Führer des Volks. Die gottesdienstliche Verfassung sah er mit einem andern als einem priesterlichen Auge an, welches dieselbe meistentheils nur als ein Mittel seinen Eigennutz zu befriedigen betrachtet. Das Verhältniß der Israeliten zu andern Völkern betrachtete er nicht als Feldherr, der fremde Nationen gewöhnlich nicht ohne Erbitterung als Feinde, oder wenigstens als Gegenstände, an welchen er sich Ruhm erwerben kann, betrachtet. Dabey stand er in dem Ansehn ein Freund Jehova's zu seyn, und Gesichter und Erscheinungen von ihm zu haben. Kurz wenn auf einem der spätern Israeliten der Geist Mosis ruhte, so war es auf Samuel.

Er besaß viele Gerechtigkeitsliebe. Es macht ihm viele Ehre, daß er nach Niederlegung seines Richteramtes, das ganze Volk auffordern konnte, ihm zu beweisen, ob er jemanden Unrecht gethan habe, und daß ihm dieses das Zeugniß geben mußte: Du hast uns nie Gewalt und Unrecht gethan, und nie etwas genommen. Seine Gerechtigkeitsliebe vermochte indessen doch nicht ihn vor allen partheilichen Rücksichten auf seine Familie zu bewahren. Hier trat er nicht in die Fußtapfen Mosis, der seine Familie ohne alle Auszeichnung ließ, sondern er wurde selbst dem Eli ähnlich, an dessen Beyspiele er hätte lernen können, wie schädlich es sey, wenn der Richter dem Vater nachstehen muß. Hätte er dieses nicht gethan, so würde er nicht die Kränkung haben erleben müssen, daß die Aeltesten des Volks sich über seine beyden Söhne, die

er

er zu Richtern gesetzt hatte, beschwerten, und um ihrer willen eine Veränderung der Verfassung verlangten. Er hätte seine Söhne besser kennen, und ihnen entweder so wichtige Stellen gar nicht anvertrauen sollen, wenn er sich auf ihre Rechtschaffenheit nicht vollkommen verlassen konnte; oder er hätte doch ihre Vergehungen sogleich bemerken und sie bestrafen sollen, ohne es zu einer allgemeinen Klage des Volks über sie kommen zu lassen.

Es war indessen in der That ein sonderbares Mittel, welches die Israeliten ergriffen, um den Uebeln, welche ihnen durch ungerechte Richter zugefügt wurden, zu entgehen. Sie verlangten einen König, der Gericht halten sollte. Als ob sie von einem solchen bey einer uneingeschränkten Macht nicht noch weit größere Ungerechtigkeiten hätten fürchten müssen!

Es scheint daher, als ob sie geglaubt hätten, daß ein König, wenn er so, wie es bey andern Völkern der Fall war, das Volk als sein Eigenthum betrachtete, und daher im Besitz großer Reichthümer war, doch wenigstens als Richter weniger bestechlich seyn würde, als es Männer waren, die vielleicht nur ein sehr geringes Einkommen hatten, und sich auch nicht durch Reichthümer von dem Volke auszeichneten.

Sie bedachten dabey freylich die andern Uebel nicht, welche ein tyrannischer König dem Volke zufügen könnte. Samuel glaubte daher sie von ihrem Vorsatze abzubringen, wenn er ihnen vorstellte, was sich ein König für Rechte gegen sie heraus nehmen würde. Man hat diese Worte Kap. VIII. 11 — 18 keinesweges für eine wirkliche Nachricht von den Rech-

ten eines israelitischen Königes zu halten, wie es Michaelis thut, der in seinem mosaischen Rechte Th. I. §. 59 fast alle Notizen, die er von den Einkünften der israelitischen Könige giebt, aus diesen Worten ableitet. Samuel wollte damit nicht die Rechte angeben, welche dem Könige als solchem verfassungsmäßig zukommen, auch nicht diejenigen, welche ihm das Volk durch eine Capitulation oder Unterwerfungsvertrag zugestehen würde, sondern die, welche sich ein despotischer König vermöge seiner Uebermacht selbst anmaßen und herausnehmen würde. Er wollte auch damit ein solches Verfahren eines Königs keinesweges billigen oder autorisiren, sondern er verfuhr ohngefähr auf eben die Art, wie man von Machiavell erzählt, der sein berühmtes System des Despotismus aus keiner andern Absicht geschrieben haben soll, als seine Mitbürger zu ermuntern, ihre Freyheit zu behaupten.

Es zeigt sich auch wirklich in der israelitischen Geschichte, daß dergleichen Gewaltthätigkeiten als die sind, mit welchen Samuel hier dem Volke drohte, nur selten, und von sehr despotischen Königen ausgeübt wurden. Besonders war Saul weit davon entfernt, vorzüglich im Anfange, da er durch das Königreich weiter nichts als einen Namen gewonnen zu haben schien, und übrigens ganz Privatmann blieb. Auch wurde Saul nicht ohne Capitulation zum Könige erwählt, und man wird in dieser das Volk wohl vor dergleichen Gewaltthätigkeiten zu sichern gewußt haben.

Die Abgeordneten der Israeliten mußten entweder dieses bey dem, was ihnen Samuel von den Schicksalen, die ihnen unter einem Könige bevorstünden,

sagte,

sagte, bedenken; oder selbst lieber die Gewaltthätigkeiten eines Königs als die Ungerechtigkeiten eines Richters dulden wollen, denn sie blieben bey ihrem Vorsatze. In der That hat auch selbst der Despotismus eines Tyrannen für den größten Theil seiner Unterthanen nicht so üble Folgen als die Anarchie hat. Unter den Israeliten herrschte aber damals nichts anders als Anarchie, so bald sie keine andre als bestechliche Richter hatten. Denn die Tyranney, selbst des grausamsten Despoten, trifft in den meisten Fällen doch nur diejenigen, welche ihn zunächst umgeben, seinen Hofstaat und seine vornehmsten Bedienten. Da diese mit vielem Glanze umgeben sind, so macht ihr Fall freylich großes Aufsehn, und vielleicht mehr, als wenn unter einer anarchischen oder nachlässig verwalteten Verfassung Tausende von niedrigen Menschen aus Mangel an öffentlicher Sicherheit oder an zweckmäßigen Erwerbmitteln umkommen. Aber die Menschen, welche den Thron eines Tyrannen umgeben, sind auch meistentheils so schlecht, daß nicht viel an ihnen verlohren ist, und daß sie ihren Untergang, wo nicht dieses mal, doch gewiß viele andre male verdient haben. Es ist daher möglich, daß sich die große Masse des Volks unter einem Fürsten, der gegen seinen Hof ein grausamer Despot ist, besser befindet, als unter einem, der den oft verschwendeten Namen des Vielgeliebten trägt. Wenn das nicht wäre, so ließe es sich auch gar nicht erklären, wie es möglich wäre, daß die Menschen so unsinnige Tyrannen, wie z. B. einige der ersten römischen Kaiser beschrieben werden, hätten ertragen können. Anarchie aber ist ein Uebel, welches

das

das ganze Volk drückt. Bey einer solchen darf sich ein jeder, der dem andern an Macht und Kräften überlegen ist, gegen den Schwächern erlauben, was sich beym Despotismus blos der Tyrann erlaubt. Der Wirkungskreis des Tyrannen ist immer nur eingeschränkt, und seine Grausamkeit erstreckt sich nur auf die, die mit ihm in persönlichen Verhältnissen stehen, der Wirkungskreis der Gewaltthätigen und Ungerechten hingegen, die bey jeder Anarchie die Oberhand haben, hat keine Grenzen.

Da Samuel also dem Willen des Volks nachgeben mußte, so wählte er einen König, der den Wünschen des Volks so wohl als seinen eignen Absichten sehr gemäß zu seyn schien. Saul war schön, tapfer und menschenfreundlich. Er war aber auch bescheiden und religiös. Samuel konnte daher hoffen, daß er sich ganz von ihm, der im Namen Jehova's mit ihm sprach, lenken lassen werde.

Wenn Samuel es dem ohngeachtet dem Volke zum Verbrechen machte, daß es einen König verlangte, und es als eine Verwerfung Jehova's erklärte, welcher bisher als König des Volks betrachtet worden war, so war dies unstreitig eine Folge davon, weil er sich durch die Unzufriedenheit des Volks mit seiner und seiner Familie Regierung gekränkt fühlte. Denn weder nach vernünftigen Gründen noch nach den mosaischen Gesetzen konnte man dieses für etwas Unrechtes halten. Denn Moses stellte es nach 5 B. Mos. XVII. 14 — 20 den Israeliten völlig frey, ob sie einen König über sich setzen wollten, nur sollte es ein Israelit, und ein solcher seyn, den Jehova selbst erwählen

wählen würde. Für beydes aber überließen sie dem Propheten zu sorgen. Der Einfluß der Religion auf die Verfassung der Israeliten blieb dabey derselbe, welcher er vorher gewesen war, ja er war im Ganzen genommen noch stärker als in den vorhergehenden Zeiten der Regierung der Richter, und der Glanz der Religion ward besonders unter Salomo auf eine weit höhere Stufe erhoben, als auf welcher er zuvor gewesen war.

So zweckmäßig die Wahl zu seyn schien, so war doch das Volk bey weitem nicht ganz mit derselben zufrieden, und es gab immer noch viele, welche sich dagegen auflehnten. Saul übersah mit Großmuth die Verachtung, welche ihm diese bezeigten. Erst nachdem er eine große kriegerische That gethan, und den König der Ammoniter Nachasch geschlagen hatte, welcher mit dem größten Uebermuthe die Israeliten anfiel, ward das Volk für ihn eingenommen. Jetzt wollte man seine vorigen Verächter zur Strafe ziehen. Aber Saul sagte großmüthig: Heute muß niemand sterben, an dem Tage, da Gott Israel einen Sieg geschenkt hat. In der That eine seltne Großmuth bey einem so rachsüchtigen Volke, wie die Israeliten waren! So handelte nicht der gepriesene Gideon, welcher ein paar Städte, die ihm ihre Hülfe versagt hatten, auf das grausamste zerstörte, da es ihm als Sieger frey stand, großmüthig zu handeln, oder doch nur die Urheber der Beleidigung zu bestrafen.

Samuel stellte nach diesem Siege eine zweyte Versammlung des Volks an, bey welcher er Saul demselben als König noch feyerlicher als zuvor vorstellte,

stellte, wiewohl er es ihm von neuem als ein Verbrechen darzustellen suchte, daß es einen König verlangt hatte. Der Grund, welchen er hierbey anführt, war wenigstens scheinbarer. Er sagt nämlich XII. 12 sie hätten es deswegen gethan, weil Nachasch der König der Ammoniter sie hätte mit Krieg überziehen wollen. Dies schien einen Mangel an Vertrauen zu Jehova zu verrathen, der bisher immer ausserordentliche Hülfe gesendet hätte, wenn die Israeliten von ihren Feinden geängstigt wurden, wovon ihnen Samuel die merkwürdigsten Beyspiele vorhielt.

Der Prophet nahm aber hierbey zugleich die Gelegenheit wahr, die Religion Jehova's dem Volke auch nunmehr, da es einen König hatte, auf das nachdrücklichste zu empfehlen. Er that dieses wie gewöhnlich mit Verheissungen und Drohungen, so wie es Moses gemacht hatte, als er dem Volke Seegen und Fluch vorlegte.

Dabey wird XII. 22 gesagt, Jehova werde um seiner Ehre willen sein Volk nicht verlassen. Diese Stelle ist deswegen merkwürdig, weil sie deutlich die Triebfeder bezeichnet, nach welcher, wie man glaubte, die Gottheit allein handelt. Dies zeigt freylich schon etwas erhabnere Vorstellungen von der Gottheit, als diejenigen hatten, welche glaubten, daß sie alles um des Vergnügens willen thäte, das sie an den Opfern der Menschen hätte. Aber der würdigsten Vorstellung von Gott bleibt es immer allein gemäß, daß er nach den Gesetzen seiner Heiligkeit und blos um ihrer Willen handelt. Denn nur so kann das höchste moralische Wesen handeln.

VIII. Ueber Samuels und Sauls gegenseitiges Verhältniß. Kap. XIII—XV.

Man hat über dieses Verhältniß sehr verschieden geurtheilt, und je nachdem man den Gesichtspunkt gefaßt hat, aus welchem man es betrachtete, entweder Sauls oder Samuels Charakter mit den schwärzesten Farben zu schildern versucht. Nachdem ich das wichtigste gelesen habe, was darüber gesagt worden ist, will ich versuchen ganz unabhängig meine Meinung aus einander zu setzen *).

Unser hebräischer Schriftsteller liefert uns bloß die Thatsachen in einer einfachen Darstellung, ohne sich für den einen oder den andern zu erklären. Nur das scheint für Samuel zu sprechen, daß alles, was er gegen Saul unternimmt, auf Jehova's Befehl und unter seiner Autorität geschieht. Wenn dieses wahr war, so ist Samuel vollkommen gerechtfertigt, so konnte er nicht anders handeln. Er mußte dem Könige mit Verstoßung seiner Familie vom Throne drohen, und sie ihm endlich wirklich ankündigen. Er mußte unwillig werden, als Saul ein Opfer gebracht hatte, und einen Krieg beginnen wollte, ohne Jehova's Rathschluß durch Samuel zuvor zu vernehmen.

Er

*) Es giebt wohl wenig Geschichten, die sich in ein so verschiednes Licht stellen lassen, als diese. Man sehe als die größten Antipoden darüber Niemeyers Charakteristik der Bibel Theil, IV. und Augustis Versuch einer Apologie Sauls, Königs von Israel, in Henkens Magazin für Religionsphilosophie, Bd. IV. St. 2. 1795.

Er mußte ihn bestrafen, da er aus Eigennutz einen Theil der Beute und aus Ehrgeiz den feindlichen König am Leben erhalten hatte, und dadurch ungehorsam gegen den Befehl Jehova's gewesen war. Er mußte einen andern und würdigern auf Jehova's Befehl zum Könige salben. Er handelte hier bloß als Geschäftsträger der Gottheit, und erscheint dabey noch als Mensch in einem sehr vortheilhaften Lichte, da er bey alle der Veranlassung, die ihm Saul zum Unwillen gegen ihn gegeben hat, sich noch über ihn betrübte.

Aber Samuels Gegner werden uns hiergegen einwenden, daß die Behauptung eines göttlichen Befehls nur auf Samuels eigne Aussage beruhte, indem unser Geschichtschreiber sie aus keiner andern Quelle schöpfen konnte. Nun spricht zwar das Ansehn, in welchem Samuel so lange bey seinem Volke als Prophet gestanden hatte, und seine als Richter bewiesene Rechtschaffenheit sehr laut für ihn; allein auch diese Beweise sind nicht zwingend, und besonders läßt sich dagegen einwenden, daß dieser tugendhafte Mann doch auch manche Schwächen, besonders in Rücksicht auf seine Söhne gezeigt habe, und daß auch eine sehr bewährte Rechtschaffenheit wohl an einer so gefährlichen Klippe, wie die Herrschaft über ein Volk ist, scheitern könne.

Wir wollen daher versuchen, ihn auch unabhängig von dieser Voraussetzung zu rechtfertigen. Vors erste müssen wir uns alle die unerweislichen Absichten verbitten, die man Samuel bey seinen Handlungen unterschiebt, z. B. er habe seine Söhne zur Oberherrschaft bestimmt, die Prophetenschule zum Gegenge-

wicht der königlichen Macht gestiftet, zwanzig Jahr den König von der Regierung entfernt gehalten, da er schon gewählt gewesen, und ihn so herabgewürdigt, daß er genöthigt gewesen sey, die niedrigsten Beschäftigungen vorzunehmen, und endlich habe er aus Furcht, man möchte ihn selbst in dem gerechten Eifer gegen die, welche im Anfange den König nicht achten wollten, tödten, auf eine zweyte Bestätigung gedrungen. Dergleichen Behauptungen sind nicht allein ganz unerweislich, sondern es lassen sich auch Thatsachen aufstellen, welche laut dagegen zu sprechen scheinen. Wir wollen uns also nur an die reinen Thatsachen halten.

Samuel war kein Freund der monarchischen Verfassung. Er wünschte aus Patriotismus, daß sein Volk seine bisher genossene Freyheit behaupten möchte. Dies dürfte ihn wohl in unsern Tagen in den Augen vieler, welche ihn bisher als einen hierarchischen Despoten betrachtet haben, sehr empfehlen. Er kannte die Nachtheile, welche diese Verfassung gewöhnlich für das Wohl des Volks hatte, aus Erfahrung und aus den Beyspielen andrer Völker. Er suchte sie daher seinem Volke mit lebhaften Farben zu schildern, als es einen König verlangte. Er sagte ihnen, unter einem Könige würden weder ihre Personen noch ihr Eigenthum sicher und ganz mehr ihr eigen seyn. Der König werde ihre Söhne und Töchter zu seiner persönlichen Bedienung und zu Kriegsdiensten brauchen. Ihre besten Felder, Weinberge und Oelgärten würde er zu seinen Domainen machen; ja noch nicht zufrieden damit, sie auch an seine Bedienten austheilen. Dabey würde er noch ansehnliche Abgaben fodern, nicht zum

Besten

Besten des Landes, sondern um seinen Hofstaat und seine Bedienten zu besolden. Ihr bestes Gesinde und ihr bestes Vieh würde er sich zueignen, ja sie selbst zu seinen Sklaven machen. Dies Gemälde ist bey weitem noch nicht das schlimmste, welches sich von einem orientalischen Despoten machen läßt, welches, wie Samuel befürchten mußte, ein König von Israel leicht werden konnte. Er konnte sich daher leicht noch weit schlimmere Vorstellungen von den nachtheiligen Folgen der monarchischen Verfassung machen, und dadurch mußte sie ihm immer verhaßter werden. Wenn man sich dagegen ein Volk denkt, das ruhig unter dem Schutz seiner Gesetze lebt, das durch gemeinschaftliche Abkunft und Religion aufs genauste vereinigt, und durch seine Vereinigung vor auswärtigen Unterdrückern gesichert wird, dem seine Staatsverwaltung wenig oder nichts kostet, dessen Gerechtigkeitspflege in den Händen eines rechtschaffnen Mannes ist, kurz ein freyes und glückliches Volk, wie die Israeliten es unter Samuels Regierung gewesen waren, und wie er wünschte daß sie es ferner seyn möchten; so braucht man wohl keine Herrschsucht, sondern nur reinen Patriotismus bey ihm voraus zu setzen, um einzusehen warum er ein Gegner der monarchischen Verfassung seyn mußte.

Da indessen das Volk auf seinen Willen bestand, und er sich genöthigt sahe ihm einen Monarchen zu geben, so mußte sein erstes Bestreben dahin gehen, diesen abzuhalten, daß er seine Macht nicht mißbrauchte, und es nicht so oder noch schlimmer machte, wie Samuel das Verfahren eines Monarchen geschildert hatte.

Da man in jenem Zeitalter noch von Volkssouveränetät und Menschenrechten nichts wußte, da man weder Parlementer noch Landstände hatte, so blieb das einzige Gegengewicht der königlichen Uebermacht und Willkühr die Religion. Durch diese mußte Samuel den König zu lenken suchen. Dies war auch das Mittel, dessen er sich bediente, und für dessen Ansehn und Wirksamkeit er mit der größten Aufmerksamkeit sorgen mußte.

Vor allen Dingen mußte er verhüten, daß Saul nicht die königliche und religiöse Gewalt in seiner Person vereinigte. Denn wo diese mit einander in Verbindung stehen, da erzeugen sie gemeinschaftlich den größten Despotismus. Hiervon ist das Khalifat der Araber der größte Beweis.

Hieraus läßt sich das sonderbar scheinende Verhalten erklären, welches Samuel gegen Saul beobachtete, da er zu Gilgal gegen die Philister stand, und welches Kap. XIII. erzählt wird. Samuel hatte versprochen an einem bestimmten Tage zu ihm zu kommen, um gemeinschaftlich zu opfern. Samuel kam nicht; wodurch er verhindert wurde, wird nicht gemeldet. Wäre es indessen auch nur gewesen, um zu versuchen, ob Saul es wagen würde, sich ein religiöses Ansehn anzumaßen, so könnte dieses entschuldigt werden. Saul that es wirklich, er brachte Opfer. Gleich nach dem Opfer kam Samuel und war sehr unwillig darüber, daß Saul es gethan hatte. Er drohte ihm so gar, daß seine Regierung nicht von Dauer seyn werde, weil er die Befehle Jehova's nicht befolgt habe. — Samuels Gegner haben dieses für Eigensinn, für religiösen

ligiösen Despotismus angesehn und gemeint, Samuel habe bloß aus Herrschsucht, und weil er sich dadurch beleidigt fand, daß man ihn zum Opfer nicht erwartet hatte, so gehandelt. Aber jener tiefer liegende Grund würde sein Verfahren vollkommen rechtfertigen.

Es ist wahr, es scheint der Erzählung nach, als habe er das ganze Volk dadurch der größten Gefahr ausgesetzt, und als sey es nie weniger als jetzt Zeit gewesen, die königliche Macht zu demüthigen. Die Philister standen Saul mit einem großen Heer gegenüber. Saul selbst hatte nur eine sehr kleine Armee, die noch dazu unbewaffnet war, und von der er befürchten mußte, daß sie sich ganz verlaufen würde, wenn er nicht eilte den Feind anzugreifen, welches er nicht eher thun wollte, als bis er die gewöhnlichen Opfer gebracht hätte. Allein die Gefahr muß doch wirklich nicht so sehr groß gewesen seyn, da Saul mit dem Angriffe so lange warten konnte, da Jonathan es wagen konnte, die Philister ganz allein nebst seinen Waffenträgern anzugreifen, und da es Saul wirklich gelang, mit den sechshundert Mann, die er noch bey sich hatte, das feindliche Heer zu schlagen. Es bleibt indessen immer vieles unerklärliche in der Geschichte dieses Feldzuges.

Nach diesem Siege über die Philister erfocht Saul noch viele andre über andre feindliche Völker, und befestigte dadurch seine Macht immer noch mehr. Der Krieg gegen die Philister ward, heißt es XIV. 52 eifrig fortgesetzt, so lange Saul lebte, und wenn Saul unter den Israeliten einen tapfern und handvesten Mann

gewahr ward, so nahm er ihn unter die Soldaten, die er bey sich hatte.

Eine solche Errichtung einer stehenden Armee oder Leibwache für den König scheint Samuels Absichten auch nicht gemäß gewesen zu seyn, weil sie mit starken Schritten zum Despotismus führte. Sein Wille war, daß Saul mit seinen Nachbarn, nachdem er sein Volk von seinen Unterdrückern befreyt hatte, in friedlichen Verhältnissen leben sollte. Dies läßt sich daraus vermuthen, weil er es selbst während seiner langen Regentschaft gethan hatte.

Da er indessen sahe, daß er diese Absicht bey einem so kriegerischen Manne, wie Saul war, nicht erreichte, so kann es immer seyn, daß er ihm den Auftrag, die Amalekiter anzugreifen, in der Absicht gab, ihn entweder so zu beschäftigen, daß er sein Ansehn, welches er als Krieger sich erworben hatte, nicht zur Unterdrückung des Volks brauchen möchte, oder auch ihn eine Erfahrung machen zu lassen, wodurch sein Volk etwas gedemüthigt würde. Er gab daher den Auftrag so, daß Saul nicht bloß einen glänzenden oder gefahrlosen Sieg erfechten, und sich damit befriedigen konnte, das Volk sich unterworfen zu haben. Er verlangte, er sollte das ganze Volk vertilgen, und nichts davon, weder Menschen noch Vieh am Leben lassen.

Wir haben schon beym Buche Josua den lebhaftesten Abscheu vor dergleichen Vertilgungskriege hinlänglich an den Tag gelegt, und wir können auch hier nicht umhin, diesen Krieg für einen der abscheulichsten und Samuels Anschlag dazu für einen der menschen-

feind-

feindlichsten zu erklären, die jemals ausgeführt worden sind. Aber dergleichen Kriege waren einmal dem Geiste des Zeitalters gemäß, und diesen müssen wir mehr darüber anklagen als die Personen, welche von diesem Geiste unwiderstehlich hingerissen handelten. Wir haben gesehen, daß selbst Mosis Geist sich von dieser Seite nicht über den Geist seines Zeitalters erheben konnte. Es fiel in jenem Zeitalter niemanden ein, daß es Unrecht sey, wenn ein Sieger sich seiner ganzen Macht über die Ueberwundenen bediente, und sie mit grausamer Willkühr als Gegenstände behandelte, gegen welche er gar keine Pflichten zu beobachten hätte. Eben so wenig fand man es lobenswürdig, wenn ein Sieger der Ueberwundenen schonte; weil dies meistentheils bloß aus Eigennutz geschah. Wenn also Samuel einen so grausamen Anschlag gab, so kam es ihm gar nicht in den Sinn daran zu denken, ob er dabey Recht oder Unrecht gegen das Volk handle, wider welches dieser Anschlag gerichtet war. Er sah bloß auf die Pflichten, welche er seinem eignen Volke schuldig war, und in Rücksicht auf diese ließe es sich entschuldigen, wenn er den Auftrag wirklich bloß in der Absicht gegeben hätte, um zu verhüten, daß der König, welchen er ihm gegeben hatte, ein Tyrann würde. Allein er konnte eben so gut auch andre Absichten dabey haben, die den Israeliten diesen Krieg wirklich an und für sich selbst heilsam machten. Die Amalekiter waren alle Feinde der Israeliten. Freylich wäre eine vor fünfhundert Jahren erhaltene Beleidigung kein hinlänglicher Vorwand zu einem Kriege gewesen. Aber diese Beleidigungen mochten öfter

wiederholt worden seyn; wir sehen aus dem vorhergehenden XIV. 48 wo es heißt: „Auch bewies sich Saul tapfer gegen die Amalekiter, überwand sie und befreyte Israel von seinen Plünderern," daß die Israeliten schon zuvor mit ihnen zu kämpfen gehabt hatten, und ihren räuberischen Anfällen ausgesetzt gewesen waren. Da die Israeliten vorzüglich viel von ihren mitternächtlichen Nachbarn zu fürchten hatten, und mit ihnen in beständigen Kriegen lebten, so war es sehr nöthig, daß sie sich den Rücken frey machten, und das einzige Volk, von welchem sie auf der Mittagsseite angegriffen zu werden fürchten mußten, überwanden. Um diesen Krieg desto nachdrücklicher zu machen, ward er für einen Religionskrieg erklärt, und in dem Begriffe eines solchen lag es, daß alles, was man in demselben erbeutete, Gott geheiliget, d. h. vertilgt würde. Freylich ein schändlicher Begriff! Aber ist der Begriff eines Religionskrieges, er mag geführt werden wie er will, nicht überall eben so abscheulich als widersprechend?

Saul, dessen kriegerischem Geiste dieser Auftrag ganz gemäß war, führte ihn wirklich aus, und zwar mit so vielem Glück, daß er in kurzer Zeit das ganze Volk überwunden, und den König desselben gefangen hatte. Pünktlich ward übrigens der Befehl Jehova's ausgerichtet; das gemeine Volk ward ohne Erbarmen niedergemacht, nur des Königs und des besten Viehes schonte Saul. Das letztre that er offenbar aus Eigennutz, und das erstere aus Eitelkeit. Freylich ist es immer eine sehr thörigte Barbarey, das ganze Vieh eines überwundenen Volkes nieder zu machen. Ein

unsinni-

unsinniger Nationalhaß reicht: nicht hin dieses zu bewirken; nur ein blinder Fanatismus kann den Sieger dazu bewegen. Aber wer kein Bedenken trägt, aus Eifer für seinen Religionsglauben alle Gefühle der Menschlichkeit so zu verläugnen, daß er ein ganzes Volk mit Weibern und Kindern hinzurichten im Stande ist, über den sollte er doch wohl auch so viel vermögen, ihm den Nutzen aufzuopfern, welchen er von dem erbeuteten Viehe ziehen kann. Es macht daher Saul wenig Ehre, daß er aus Eifer für seine Religion zwar ein Unmensch werden, aber seinen Vortheil nicht verläugnen konnte.

Jetzt da Saul mit einem neuen Siege gekrönt, und mehr als jemals im Stande war sich ein despotisches Ansehn anzumaßen, mußte Samuel alles anwenden die Autorität der Religion über ihn zu behaupten. Er durfte ihm nicht die geringste Abweichung von den Befehlen, die er ihm im Namen Jehova's gegeben hatte, nachsehen. Denn wenn er ihm einmal erlaubte, sich eine solche heraus zu nehmen, so würde er künftig gewiß noch weit wichtigere eigenmächtige Eingriffe gemacht haben. Samuel verfuhr also sehr consequent, und nach unsrer Voraussetzung sehr patriotisch, wenn er Saul auf das strengste wegen seiner Abweichung von den Befehlen Jehova's tadelte.

Sauls Verantwortung, so ehrerbietig gegen die Religion sie auch zu seyn scheint, konnte keinesweges dazu beytragen, Samuels Gesinnungen zu ändern. Er schiebt die Schuld auf das Volk, welches verlangt habe, das Beste von der Beute der Amalekiter zu erhalten, und schützt die Absicht vor, Jehova ein Opfer

davon

davon zu bringen. Aus dem ersten mußte Samuel sehn, daß Saul keineswegs den Willen hätte, das Ansehn der Religion gegen die Neigung des Volks zu behaupten, und dies ließ sehr wahrscheinlich vermuthen, daß er der ersten seinen Absichten günstigen Stimmung des Volks, welches ohnehin von alten Zeiten her zum Abfall sehr geneigt war, sich bedienen würde, das Joch der Religion abzuschütteln. Daß ihn dann nichts mehr von dem willkührlichsten Despotismus abhalten würde, erhellt aus dem bisher gesagten von selbst.

Auf den zweyten Entschuldigungsgrund, welcher die Absicht ein Opfer zu bringen, verschützt, gab Samuel die treffende Antwort:

„Gehorsam ist besser als Opfer, und sorgfältige Aufmerksamkeit auf Gottes Befehle besser als Fettstücke von Widdern. Ungehorsam ist eben so eine schwere Sünde als Wahrsagerey, und auf seinen Sinn bestehen, ist Abgötterey und Götzendienst.“

Hätte Samuel sich durch diese listige Ausflucht fangen lassen, hätte er es zugegeben, daß das beleidigte Ansehn der Religion durch ein solches Geschenk sich versöhnen ließ; bald würde dieses Ansehn ganz gesunken seyn. Immer würde Saul ein Opfer in Bereitschaft gehabt haben, wenn er Eingriffe in die Gerechtsame der Religion, welche den Wohlstand des Volks schützten, thun wollte, ja bald würde er dieses vielleicht nicht einmal mehr für nöthig gefunden, bald

die

die Religion ganz um ihr Ansehn gebracht haben, die ihn auf den Thron erhoben hatte.

Jetzt also, da Samuel, der freylich tiefer sahe, als diejenigen, welche diese Geschichte bloß nach dem ersten Augenschein beurtheilen, Saul auf dem geradesten Wege zu einem willkührlichen Despoten erblicken mußte, wird man es nicht mehr zu hart finden, wenn er sich des religiösen Ansehns, das ihm noch übrig war, bediente, ihn auf der Stelle abzusetzen. Denn dies that er eigentlich mit den Worten:

„Du hast Gottes Gebot verschmähet, so verschmähet er dich auch, und verlangt dich nicht zum Könige.“

Nur auf vieles Bitten Sauls ließ er sich bewegen, ihn in seiner Würde zu lassen, und öffentlich vor dem Volke sich freundschaftlich gegen ihn zu bezeugen.

Wenn Samuel hierauf in seinem Eifer so weit gieng, daß er den König der Amalekiter Agag mit eigner Hand tödtete, so scheint uns dieses freylich eine barbarische Handlung zu seyn. Wenn wir indessen anerkennen müssen, daß Moses, Josua und Samuel, ohngeachtet sie unmenschlich genug seyn konnten, ganze Völker zu vertilgen, dennoch von andern Seiten uns als edel und groß erscheinen, so wird uns diese Handlung weit weniger befremden, als wenn er Saul den Auftrag giebt, ein ganzes Volk zu vertilgen. Agag blieb nach dem Untergang seines Volks, den er wahrscheinlich durch seine Räubereyen, mit welchen er die Israeliten gereizt hatte, befördert hatte, nur noch ein sehr verächtliches Ueberbleibsel desselben, mit welchem man deswegen, weil er einmal König eines Volks war,

das

das er unglücklich machte, eben nicht Ursache hat mehr Mitleiden zu haben als mit dem geringsten seines Volks, unter welchem unzählige Unschuldige waren, da hingegen Agags Schwerdt manche Mutter kinderlos gemacht hatte. Vielleicht verdiente keiner von den Amalekitern mehr Strafe als Agag, und gerade diesen ließ Saul leben. Dies mußte Samuel die muthwilligste Verspottung des Befehls Jehova's zu seyn scheinen. Saul konnte dabey keinen andern Bewegungsgrund haben, als seiner Eitelkeit zu schmeicheln. Denn es war bey den orientalischen Despoten sehr gewöhnlich, daß sie ihren Hofstaat mit überwundenen Königen zierten. Will man sagen, es sey eine großmüthige Handlung gewesen, so würde man die Großmuth sehr am unrechten Orte bey einem Manne suchen, der ungroßmüthig genug seyn konnte, ein überwundenes wehrloses Volk mit Weibern und Kindern nieder zu machen. Dabey konnte Agag für Saul ein sehr gefährlicher Gesellschafter werden, wenn er ihm die Grundsätze des Despotismus, die er selbst gehabt hatte, einflößte. Auch dieses mußte Samuel befürchten, und dadurch veranlaßt werden, den Mann zu tödten.

Jetzt werden wir wohl Samuel auch unter der Voraussetzung, daß er ganz aus eignem Antriebe handelte, gegen die Beschuldigung gerechtfertigt finden, daß er aus Eigennutz und Herrschsucht unbillig gegen Saul gehandelt habe. Sein Verbrechen bestehe nunmehr bloß darin, daß er kein Freund der monarchischen, oder welches im Oriente einerley ist, der despotischen Verfassung war, und daß er den König, welchen er seinem Volke gegeben hatte, durch eine überwie-

wiegende Autorität abzuhalten suchte, Despot zu werden, und ihn bloß auf seine Bestimmung, Richter und Heerführer des Volks zu seyn, einschränken wollte. Heil dem Volke, in dessen Mitte ein Mann lebt, der den Muth und das Ansehn hat, um seinem Könige, so bald er auf dem Wege ist, sein Ansehn zu mißbrauchen, so zu begegnen wie Samuel Saul begegnete! Ein solcher Mann wird, wenn er die Rechtschaffenheit hat, welche Samuel besaß, allein die Stelle des Ephorats vertreten, welche einer unsrer neusten Staatsrechtslehrer *) in dem von ihm entworfnen Ideal einer Staatsverfassung, über den Regenten zu setzen für nöthig findet.

Augusti hat ganz Recht, wenn er sagt **), Sauls einziges Verbrechen sey gewesen, daß er habe selbst herrschen wollen. In einer eingeschränkten Monarchie ist es allerdings ein Verbrechen des Monarchen, wenn er herrschen will ohne auf die Schranken Rücksicht zu nehmen, welche ihm die Gesetze und der Unterwerfungsvertrag seines Volks mit ihm vorschreiben. Dies wollte Saul thun. Er hatte die Regierung über die Israeliten unter der Bedingung erhalten, daß er Jehova's Befehlen gehorsam seyn wollte. Jehova blieb allemal der Gesetzgeber der Israeliten. Saul hatte eigentlich nur executive, nicht gesetzgebende Gewalt. So bald er sich die letztre anmaßte, so ward er zum Verbrecher gegen den Staat, und es war noch

*) Fichte in seinem Naturrechte.

**) Versuch einer Apologie Sauls S. 292.

nicht einmal Strafe, sondern nur eine natürliche Folge aus dem mit dem Volke geschloßnen Vertrage zu nennen, wenn ihm die executive Gewalt genommen ward. Hieraus sieht man, daß Samuel mit Saul noch immer nicht so strenge verfuhr, als er es hätte thun können.

Bey alle dem finde ich Sauls Charakter bey weitem nicht so schlimm, als ihn manche vorgestellt haben, die ihn zur Rechtfertigung Samuels mit den schwärzesten Farben mahlen zu müssen geglaubt haben. Er würde ein sehr liebenswürdiger Privatmann gewesen seyn, wenn er nicht König gewesen wäre. Dies zeigen manche Züge seiner frühern Geschichte, in welchen er sehr edel handelt, besonders die großmüthige Verzeihung, welche er denen angedeihen ließ, die ihn zuvor verachtet hatten. In der folgenden Periode seines Lebens, die durch einen schwarzen Unmuth verbittert ward, und von der wir in der Folge sprechen werden, zeigt er sich freylich ganz anders. Aber doch auch in dieser blicken Züge eines im Grunde edlen Charakters hervor. Er war ein sehr tapfrer Krieger, und gewiß auch ein guter Feldherr. Aber diese kriegerischen Talente beweisen noch nicht, daß er, wenn ihn Samuel sich selbst überlassen hätte, sein Volk mit Milde regiert und glücklich gemacht haben würde. Er wäre indessen wahrscheinlich auch als unumschränkter Despot keiner der schlimmsten gewesen. Aber Samuel mußte überzeugt seyn, daß auch der beste Despot sich wenigstens die ganz gewöhnlichen Vorrechte anmaßt, die er dem Volke dargestellt hatte, als es einen König verlangte, und daß sich ein Volk besser befindet,

wenn

wenn es niemanden unter sich diese Vorrechte zugesteht, als wenn es einen Herrscher über sich setzt, in dessen Macht es steht, sich dieselben heraus zu nehmen, ja sie noch weiter auszudehnen.

Bey dem Abschnitte Kap. XIII — XV., welcher uns zu diesen Betrachtungen über das Verhältniß Samuels und Sauls veranlaßt hat, müssen wir noch einiges über Nebenumstände bemerken, die hierein nicht unmittelbar verflochten sind.

Das erste betrift Sauls Eidschwur XIV. 24—45. Es zeigt sich hierbey wieder eine strenge und fast abergläubische Verehrung des Eides. Saul wollte das Volk zwingen, die geschlagenen Philister mit dem größten Nachdruck zu verfolgen. Es konnte aber leicht davon abgehalten werden, wenn es die Zeit mit Essen versäumte. Um dieses zu verhindern, schwur Saul einen Eid, der das ganze Volk angieng: Verflucht sey, sagte er, wer etwas vor Abends ißt, bis ich mich an meinen Feinden gerochen habe. Er konnte mit diesem Eide im Grunde nichts anders sagen wollen, als daß er ganz gewiß denjenigen bestrafen würde, der es thäte. Indessen scheint doch der Aberglaube des Volks noch etwas mehr als dieses daran geknüpft und geglaubt zu haben, daß der, welcher den Schwur bräche, den der König über das ganze Volk gethan hätte, auch die Rache des Himmels zu fürchten haben würde. Sauls Sohn Jonathan, dem der ganze Sieg über die Philister seinen Ursprung zu verdanken hatte,

war der einzige, welcher den Eid seines Vaters brach, indem er nichts davon wußte. Dies scheint den Priestern zuerst bekannt geworden zu seyn, wenigstens ward es durch sie dem Könige und dem ganzen Volke bekannt, indem sie sich weigerten einen Orakelspruch zu geben. Dies war ein Zeichen, daß jemand im Volke eine schwere Sünde auf sich geladen habe. Es ward die Veranlassung, daß Jonathans Handlung bekannt wurde, indem er sie selbst gestand. Saul that auf dieses Bekenntniß so gleich denselben Ausspruch über seinen siegreichen Sohn, den er über den geringsten im Volke gethan haben würde, daß er sterben müsse. Es ist wahr, es liegt etwas großes in dieser Handlung, aber auch etwas empörendes. In der römischen Geschichte finden sich ähnliche bewunderte Beyspiele, und eben so viele Bewunderung als jene verdient auch dieses. Indessen scheint es doch aus dieser und der folgenden Geschichte zu erhellen, als ob Saul seinen Sohn eben nicht sehr geliebt hätte. Besonders mochte wohl im gegenwärtigen Falle eine geheime Eifersucht über den großen Ruhm, welchen sein Sohn in dieser Schlacht sich erworben hatte, ihm die Ueberwindung sehr erleichtern, welche ihm ein solcher Urtheilsspruch kosten mußte, der jedoch bey dem allen ein merkwürdiges Beyspiel des Sieges von Meinungen und Grundsätzen über die stärksten Empfindungen ist, so wie es das Beyspiel Jefta's war. Zum Glück wurde Sauls Ausspruch diesmal nicht vollzogen. Das Volk nahm den geliebten Helden in Schutz. Von Saul scheint man geglaubt zu haben, daß er seines Schwurs dadurch entbunden würde, wenn es

ihm

ihm unmöglich gemacht würde, ihn zu vollziehen. Diese Anekdote bestätigt übrigens von neuem, wie heilig der Eid bey den Israeliten gehalten wurde. Von dieser Seite geben sie ein lobenswürdiges Beyspiel. Es ist indessen eine nicht ungewöhnliche, obgleich immer merkwürdige Erscheinung, daß der Eid bey barbarischen Völkern sehr heilig gehalten wird. Hieran mag der Aberglaube großen Antheil haben. Doch scheint auch darin eine Ursache zu liegen, daß er bey ihnen das einzige Mittel ist, wodurch sie sich außer der offenbaren Gewalt Sicherheit verschaffen können.

Zu einer zweyten Bemerkung giebt uns Samuels berühmter Ausspruch XV. 22 »Gehorsam ist besser als Opfer« Veranlassung. Es liegt in ihm ein sehr tiefer Sinn, und er ist einer sehr ausgebreiteten Deutung fähig. Wir haben oben gesehen, welche Bedeutung ihm den Orts und Zeitumständen nach zukommt. Man hat ihn indessen auch auf viele andre, und sehr verschiedne Fälle angewendet, und er läßt sich auch in der That als Sprüchwort gebrauchen. Es liegt in ihm der Keim zu alle den verfeinerten und veredelten Vorstellungen des Verhältnisses der Israeliten zu Gott, welche sich bey den Propheten finden. Ja er ließe sich auch so erklären: Die beste Art der Gottesverehrung ist, unsre Pflichten als seine Gebote zu erfüllen. So würde er den reinsten moralischen Vorstellungen von der Religion gemäß seyn. Hiermit will ich jedoch nicht sagen, daß er in Samuels Munde diese Bedeutung haben konnte.

Endlich findet sich in den Worten Samuels an Saul eine Aeußerung über die Wahrhaftigkeit

Gottes. Samuel sagt zur Bestätigung, daß Saul das Reich verliehren solle XV. 29

„Der Ewige Israels lügt nicht und läßt sich nichts gereuen,
Denn Gott ist nicht ein Mensch, den etwas gereuen kann.“

Wir haben schon an einem andern Orte Bemerkungen über die Wahrhaftigkeit Gottes gemacht, und gezeigt, warum diese Eigenschaft in dem A. T. so vorzüglich heraus gehoben wird. Hier geschahe es besonders deswegen, damit Saul das nicht für eine leere Drohung halten sollte, was Samuel zu ihm sagte.

Hier ist es indessen doch merkwürdig, daß gleich darauf ein Widerspruch dagegen vorzukommen scheint, indem V. 35 gesagt wird: „Jehova ließ es sich gereuen, daß er Saul zum Könige über Israel gesalbet hatte.“ Diejenigen, denen ein solcher Widerspruch anstößig seyn könnte, können sich leicht damit beruhigen, daß jene Worte Samuel, diese aber dem Schriftsteller, welcher diese Geschichte schrieb, zugehören. Nach reinen Begriffen müssen wir Samuels Worte richtig finden, diese aber für eine blos menschliche Vorstellungsart halten. Im Grunde wollen sie auch nichts anders sagen, als: Sauls Betragen sey der religiösen Verfassung der Israeliten nicht gemäß gewesen, und dadurch habe er sich das Mißfallen Gottes zugezogen. Wir müssen annehmen, daß Gott dieses vorher gesehn hatte, und daß es im Ganzen den Absichten der Vorsehung gemäß war, aber menschlichen Augen schien es, als müsse es Gott

gereuen,

gereuen, daß er einen König über Israel gesetzt hatte, der ihm ungehorsam war.

IX. Der böse Geist, welcher Saul beunruhigte. XVI. 14.

Saul wäre, wie vorhin erinnert worden ist, ein guter Privatmann gewesen, wenn er nicht König geworden wäre. Aber wahrscheinlich wäre er auch ein glücklicher Privatmann gewesen, wenn ihn seine Bestimmung nicht aus der Sphäre, für die er gemacht war, gewaltsam herausgerissen hätte.

Als König war er nicht glücklich. Nach den Vorstellungen seiner Zeit schien ein beschränkter König ein widersprechender Begriff zu seyn, da alle Könige um ihn her unumschränkte Despoten waren. Samuel aber hatte ihn, da er ihm die königliche Würde übertrug, weislich in Schranken eingeschlossen, die er nicht überschreiten sollte. Diese Schranken drückten ihn als König mehr als es die Schranken des Privatlebens gethan haben würden, wenn er Privatmann gewesen wäre. Durch glänzende Kriegsthaten verbreitete er seinen Ruhm, und befestigte er seinen Thron. Er hofte es dadurch dahin zu bringen, daß Samuel es nicht mehr wagen sollte, ihn an seine Pflicht, Jehova gehorsam zu seyn, die er bey Besteigung seines Throns übernommen hatte, zu erinnern. Und siehe! nach einem seiner glänzendsten Siege, bey dem er sich nur unwichtig scheinende Abweichungen von Jehova's Befehlen erlaubte, trat der muthige Mann vor ihn hin, erinnerte ihn mit der größten Würde, daß er ohne

Jehova nichts, und durch ihn alles sey, und kündigte ihm mit Nachdruck an, daß ihn Jehova verworfen habe, und einen würdigern an seine Stelle setzen werde!

Die Geschichte gedenkt mehr als eines Despoten, den die Furcht, seine Macht zu verlieren, wahnsinnig machte! Saul ward es nicht so sehr, als es manche von ihnen gewesen sind. Aber eine unwiderstehliche Schwermuth bemächtigte sich seiner, und verbitterte sein ganzes übriges Leben. Sie machte ihn mißtrauisch gegen seine nächsten und liebsten Freunde, ja gegen seinen eignen Sohn. Sie ließ ihn bey dem abgeschmacktesten Aberglauben seine Zuflucht suchen, den er zuvor selbst mit Nachdruck verfolgt hatte. Das einzige Mittel, dessen er sich mit Erfolg dagegen bediente, war Musik, ein Mittel, das sich immer noch in ähnlichen Fällen heilsam zeigt.

Sauls Geschichte ist ein lehrreiches Beyspiel für alle, die sich nicht mit der Sphäre begnügen wollen, in welche sie ihre Lage und ihre Bestimmung versetzt hat; ein lehrreiches Beyspiel, besonders für unser Zeitalter, in welchem das Hinaufdrängen in höhere Sphären zu einer nur zu gemeinen Quelle unzähliger Leiden geworden ist. Wenn jeder sich begnügte, in dem Wirkungskreise, in welchem er sich befindet, alles zu seyn, was er seyn kann, o wie viel besser und glücklicher würden die Menschen seyn! Aber wir drängen uns nur gar zu gern in höhere Sphären. Gelingt uns dieses Streben, so passen wir vielleicht gar nicht hinein, so verdrängen wir Würdigere, und wenn beydes

nicht

nicht ist, so finden wir doch gewiß nicht darin die Befriedigung, welche wir hofften. Dann streben wir immer nach höhern Dingen, bis wir am Ende gewiß an einen Kreis kommen, in welchen wir nicht passen, oder um den wir uns vergebens bemühen. Mißlingt es uns aber, dann werden wir unzufrieden und mißmuthig, ungerecht gegen unsre Nebenmenschen, von denen wir uns nicht nach Verdienst geschätzt glauben, nachlässig in unsern Geschäften, und endlich vielleicht nicht einmal mehr für den kleinen Kreis tauglich, in welchem wir uns befinden.

Ein lehrreiches Beyspiel aber ist Sauls Geschichte, vorzüglich für Große. Es mußte einem orientalischen Despoten freylich unendlich schwer werden, die Lehre auszuüben, welche der größte unsrer occidentalischen Könige seinen gekrönten Brüdern predigte, und welche die edelsten unsrer Fürsten befolgen: daß der Fürst der erste Diener des Staats sey! Dieser Grundsatz war es, nach welchem Samuel wollte daß er handeln sollte; aber Saul konnte ihn nicht fassen, und strebte vergebens gegen die Schranken, welche ihn darauf hinwiesen. Dies machte ihn unglücklich. Auch unsre Fürsten sehn sich in unsern Tagen durch unzählige Erfahrungen darauf hingewiesen. Glücklich sind sie, wenn sie diesem Grundsatze folgen, und glücklich werden sie ihr Volk machen!

Mir ist es übrigens nicht wahrscheinlich, daß es eine eigentliche Krankheit, etwa eine Art von Hypochondrie gewesen sey, mit welcher Saul befallen ward. Aus den angeführten Gründen läßt es sich leicht erklären, wie ihn eine tiefe Schwermuth ergreifen konnte,

die selbst in eine Verwirrung des Verstandes, wovon man jedoch bey Saul eigentlich keine deutliche Beweise findet, ausarten konnte. Hypochondrie aber dürfte bey einem so raschen Krieger wohl nicht leicht haben Statt finden können.

Unser Geschichtschreiber drückt die Nachricht von Sauls Schwermuth so aus: Ein böser Geist Jehovens erschreckte ihn. Dies scheint auf einen Glauben an böse Geister hinzudeuten, welcher schon zu Sauls, oder doch wenigstens zu der Zeit herrschte, als die Bücher Samuels geschrieben wurden. Herr D. Ammon sagt darüber: „Wenn gleich Michaelis zu dieser Stelle und zu Matth. IV. 24 erinnert, daß wir im A. T. nichts von teuflischen Besitzungen finden; so scheint es mir doch offenbar zu seyn, daß der böse Geist, dem die Schwermuth Sauls zugeschrieben wird, ein Dämon gewesen seyn müsse. So finden wir nahe an dem Ursprung der Meinung vom Einflusse der Dämonen auf die Menschen, zugleich den Schlüssel zu ihrer Erklärung.“

Sie scheint nämlich aus der schon oft bemerkten Gewohnheit der alten Völker erklärt werden zu müssen, nach welcher sie von allen Erfolgen, deren Ursache sie nicht kannten, dieselbe bey der Gottheit suchten. In der Folge schienen ihnen manche dergleichen Wirkungen für die Gottheit zu klein, und sie schrieben sie den dienstbaren Geistern derselben zu, von welchen wir schon im ersten Buch Mosis Spuren finden.

Der Unterschied von der spätern Vorstellungsart vom Teufel, welche die Juden aus Chaldäa mit brachten, scheint jedoch der gewesen zu seyn, daß man von

den

den Wirkungen böser Geister in frühern Zeiten glaubte, sie geschähen den Absichten Gottes gemäß; nach dem Exil aber, sie geschehen ihnen zuwider und bloß durch Zulassung desselben.

X. Samuel macht David zum Gegenkönig.

Kap. XVI.

Nach den bisherigen Grundsätzen werden wir nun auch Samuels Handlung beurtheilen müssen, da er in David dem Saul einen Gegenkönig aufstellte. In jedem andern Verhältnisse würde dieses eine rebellische Handlung seyn. Wenn wir aber streng nach den Worten des Geschichtschreibers annehmen, daß dieses auf Jehova's Befehl geschehen sey, so bedarf er weiter keiner Entschuldigung. Wenn wir indessen auch hierauf keine Rücksicht nehmen, so wie wir es bey der obigen Darstellung des Verhältnisses zwischen Saul und Samuel gethan haben, so läßt sich seine Handlung auch nach den über dieses Verhältniß aufgestellten Bemerkungen rechtfertigen. Die Wohlfahrt seines Volks blieb für Samuel allemal das höchste Gesetz. Er hatte keine Pflichten gegen Saul, als nur in so fern dieser die Bedingungen erfüllte, unter welchen er ihn zum Oberhaupte des Volks gemacht hatte. Jetzt sah er ihn auf dem Wege Tyrann zu werden, und sich eine unumschränkte gesetzgebende Gewalt anzumaßen, da ihm nur die ausübende übertragen war. Dem zufolge hätte er ein vollkommnes Recht gehabt ihn abzusetzen, wie er es auch XV. 23, 26 zu erkennen giebt. Aber er mochte dieses doch nicht rathsam finden. Denn

theils war Saul zu mächtig, und er hätte einen bürgerlichen Krieg befürchten müssen, wenn er es gethan hätte, theils hoffte er ihn noch durch andre Mittel in Schranken zu halten.

Das Mittel, dessen er sich vorzüglich dazu bediente, war, daß er ihm einen jungen Helden entgegenstellte, der im Nothfall sich des bedrängten Volks annehmen sollte, wenn Saul seine Macht zu sehr mißbrauchte. Er konnte ihm vors erste nur das Vertrauen mittheilen, daß er dereinst durch Hülfe Jehova's die königliche Macht erhalten würde. Diese Macht ihm selbst geben, konnte er nicht. Auch scheint es noch nicht seine Absicht gewesen zu seyn, es vors erste zu thun. Beym Leben Sauls sollte dieses nur auf den äußersten Fall geschehen. Auch sollte David erst Gelegenheit erhalten, sich auf seine Bestimmung vorzubereiten. Diese Vorbereitung war es eben, welche Saul gefehlt hatte. Er hatte sich die nöthige Politik der Könige nicht erwerben können. Hätte er gelernt gehabt, seinen eignen Vortheil mit dem Vortheile des Volks auf eine kluge Art zu verbinden, oder vielmehr hätte er einsehn gelernt, daß ein König und sein Volk gar kein getheiltes Interesse haben dürfen, so hätte er immer seinen eignen Vortheil suchen dürfen. Seine Regierung würde darum nicht für das Volk drückend geworden seyn.

David ward zu dem Ende auf eine kluge Art an Sauls Hof befördert, bey welcher Samuel höchst wahrscheinlich auch seine Hand im Spiele hatte. Hieraus erwuchs ein ganz eignes Verhältniß zwischen dem Könige und seinem bestimmten Nachfolger. Anfänglich

fänglich gewann er und seine Familie ihn sehr lieb. Da er sich aber durch große Thaten auszeichnete, so begann in Sauls Herzen Verdacht und Eifersucht, die gewöhnlich das unzertrennliche Gefolge der Tyrannen sind, zu entstehen. Dies brachte ihn auf den Gedanken, daß er wohl der Würdigere seyn könne, von welchem ihm Samuel gesagt hatte, daß ihm die Krone bestimmt wäre. Da sein Verdacht immer mehr bestätigt ward, und er dessen ungeachtet Davids große Verdienste anerkennen mußte, so verfolgte er ihn mit dem tödtlichsten Haß, aus welchem verschiedene Scenen entstanden, die wir in der Folge beleuchten werden.

David war ein Mann von ungleich größern Talenten als Saul hatte, ob es gleich auch diesem nicht an ausgezeichneten Eigenschaften fehlte. Wir wollen indessen durch Entwickelung seines Charakters hier den Betrachtungen nicht vorgreifen, zu welchen uns die vielen einzelnen Züge aus seinem Leben, welche dieses und das folgende Buch enthält, Gelegenheit geben werden. Nur so viel muß hier erinnert werden: Samuel konnte ihm mit größerm Zutrauen das Wohl seines Volks in die Hände geben, als er es Saul gekonnt hatte, der immer noch eines Führers bedurfte, wie er es ihm gewesen war. Sein hohes Alter ließ es ihm voraus sehen, daß er nicht lange mehr neben dem Könige stehen und dafür wachen konnte, daß dieser nicht seine Macht zu weit zum Nachtheil des Volks und der Religion ausdehnte. Er mußte daher einen Mann wie David wählen, der zu große Talente besaß, als daß er eigentlich hätte Tyrann werden können. Denn Tyranney ist bey einem Monarchen immer eine Folge

von

von Eingeschränktheit des Geistes. Denn es ist leichter durch Gewalt zu herrschen, als durch die Liebe der Unterthanen, ob gleich das letztere ungleich beglückender ist. Der eingeschränkte Kopf wird daher das erstere wählen, der große Geist aber den letztern Weg, wär' es auch nicht aus Edelsinn, doch um sein selbst willen einschlagen.

So lange Samuel selbst noch hoffen konnte, den König Israels durch sein Ansehn zu lenken, mochte es seinen Absichten gemäßer seyn, einen Mann dazu zu wählen, welcher zwar viele Kraft zu wirken hatte, dem er aber allemal durch seinen Geist überlegen war. In dieser Rücksicht schien Saul sehr zweckmäßig. Nur hatte sich Samuel vielleicht in Ansehung seines kriegerischen Geistes verrechnet, den er nicht bändigen konnte, und durch welchen Saul sich ein unabhängiges Ansehn erwarb, welches Samuels Einfluß sehr herabsetzte. Jetzt aber mußte er einen Mann haben, der sich selbst zu lenken verstand, und der alle die Talente in sich vereinigte, welche er zuvor mit Saul gemeinschaftlich besessen hatte. Ein solcher Mann war David.

Er traf aber dessen ungeachtet eine Einrichtung, welche für alle künftige Könige Israels das seyn sollte, was er Saul gewesen war. Dies waren die Prophetenschulen. Man ist erst in den neusten Zeiten auf dieses Institut und die Absichten desselben recht aufmerksam geworden. Vielleicht ist man in den Vermuthungen darüber oft zu weit gegangen. Wenigstens hat man vieles davon behauptet, was sich nicht erweisen läßt. So viel ist indessen gewiß, daß von

Zeit

Zeit zu Zeit unter den Israeliten Männer auftraten, welche gegen die Könige und das Volk dieselbe Sprache führten, welche Samuel geführt hatte. Solche Männer waren zu Davids Zeiten besonders Gad und Nathan. Da diese nun Propheten heissen, und in diesen Geschichten der Prophetenschulen mehrmals erwähnt wird; so ist nichts wahrscheinlicher, als daß solche Leute in diesen Schulen gebildet wurden. Ihre Pflicht scheint gewesen zu seyn, das Wohl und die Freyheit der Nation gegen die Eingriffe der Könige zu bewachen. Sie bedienten sich dazu einer religiösen Autorität. Nächstdem verbreiteten sie auch Aufklärung unter dem Volke, und belebten es mit einem edlen Dichter- und Forschergeist. Hiervon werden wir an andern Orten mehr zu sprechen Gelegenheit haben.

XI. Neid. XVIII. 9.

Eine der verabscheuungswürdigsten Leidenschaften ist unstreitig der Neid. Er verhindert unzähliges Gute, bringt viel Böses hervor, ist dem allgemeinen Besten höchst schädlich, und macht den, welcher ihn an sich hat, unglücklich. Schon derjenige Neid hat alle diese Eigenschaften an sich, welcher den Andern Geschenke des Glücks mißgönnt. Die schlimmste Gattung des Neides ist aber ohne Zweifel diejenige, welche sich auf die Verdienste Andrer bezieht. Diese macht den Neidischen ungerecht gegen Andre. Er verursacht, daß oft Leute von wahren Verdiensten und Talenten zurückgesetzt, und solche dagegen hervorgezogen werden, die entweder ihre Bestimmung gar nicht erfüllen, oder

doch das nicht leisten, was der aus Neid unterdrückte talentvolle Mann geleistet haben würde. So wird dieser Neid dem allgemeinen Besten höchst schädlich.

Aber nur zu oft betrügt sich derjenige, welcher Andre aus diesen Gründen beneidet, selbst. Denn aller Hindernisse ungeachtet, die der Neid dem Talent und Verdienst in den Weg legt, gelingt es ihm doch oft sich empor zu schwingen und anerkannt zu werden. Dann ist der Neidische mit großer Beschämung gezwungen ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sollte sich dieses aber auch nicht wirklich zutragen, so quält er sich doch beständig mit der Sorge, daß es geschehen möchte, und fürchtet, der Andre möchte ihm dann entgelten lassen was er an ihm verschuldet hat.

Als unvernünftig und thörigt zeigt sich der Neid vorzüglich dadurch, weil Niemand es eingestehen will, daß er neidisch sey, sondern wenn er ja sein Mißvergnügen nicht ganz verbergen kann, es lieber unter allerley Vorwänden für Zorn und Haß erklärt, weil diese beyden Empfindungen sich immer noch eher rechtfertigen lassen *). Der Neidische ist mithin gezwungen sich selbst zu verachten, wie denn der Neid überhaupt nur eine Eigenschaft kleiner Seelen ist, indem große Geister eine Selbstzufriedenheit besitzen, welche macht, daß sie die Vorzüge Andrer gar nicht begehren.

Sauls

*) Man vergl. Reinhards System der christl. Moral. Dritte Aufl. Erster Band S. 593.

Sauls Empfindung gegen David ist ein Beyspiel eines thörigten, ungerechten und sich selbst bestrafenden Neides. Er war thörigt, denn er arbeitete seinen eignen Absichten entgegen. Saul setzte David mannigfaltigen Gefahren aus, in der Erwartung, daß er in einer derselben seinen Untergang finden sollte, aber jede derselben trug nur dazu bey, seinen Ruhm zu erhöhen. Er war ungerecht. Denn David verdiente Belohnungen für seine Verdienste von Saul, indem er sich dieselben um ihn und den Staat, welchen er regierte, erworben hatte. Dagegen aber ließ er ihm nichts als Haß und Verfolgung widerfahren, und gieng so weit, daß er mehrmals seine Hand mit Davids Blute beflecken wollte. Er war also höchst strafbar, bestrafte sich aber auch selbst, indem Saul dadurch seine Schwermuth sehr vermehrte, sich eines treuen Dieners beraubte, und ihn sein Feind zu werden zwang, und am Ende doch, als dieser sehr großmüthig gegen ihn gehandelt hatte, mit Beschämung gestehen mußte, David sey gerechter als er.

XII. Freundschaft. Kap. XVIII—XX.

Freundschaft ist das einzige Geschenk des Glücks, mit welchem es partheiisch gegen edle Seelen verfährt. Alle andre Glücksgüter sind auf dieser Erde nicht nach Verdienst ausgetheilt. Die Bösen besitzen ihrer so viele, und vielleicht mehr als die Guten. Aber zur Freundschaft werden gewisse Eigenschaften des Herzens erfordert, die zwar den Menschen noch nicht durchaus tugendhaft machen, aber doch, in so fern er sie besitzt, veredeln.

Ich hasse alle leere Deklamation, welche mir allemal die Sache des Gegenstandes, welche sie führt, verdächtig macht *). Ich habe mich daher so viel als möglich in diesem Werke ihrer zu enthalten gesucht, und ungeachtet mein Gefühl mich bey diesem Gegenstande am leichtesten dazu hinreissen könnte, so glaube ich doch das schöne Beyspiele edler Freundschaft, welches Jonathan und David geben, durch eine ruhige Untersuchung über die Freundschaft mehr zu ehren als durch die feurigste Deklamation.

Freundschaft hat mit der Liebe mehr Aehnlichkeit als man gewöhnlich glaubt. Sie ist eine Leidenschaft so wie die Liebe. Sie ist für manche Seelen ein Bedürfniß wie die Liebe. Sie ist oft so blind wie die Liebe. Auch bringt sie oft gleiche Aufopferungen hervor wie die Liebe. In so fern sie aber Leidenschaft ist, hat sie nichts moralisch verdienstliches. Sie kann so gar moralisch verwerflich seyn, wenn sie auf unwürdige Gegenstände gerichtet ist, uns in Erfüllung unsers Berufs stört, oder wohl gar zu lasterhaften Handlungen verleitet.

Von dieser Art war die Knabenliebe der Griechen. Diese war ihrer eigentlichen Bestimmung nach, den Idealen zu Folge, welche uns ein Plato davon aufstellt, nichts anders als die reinste Freundschaft. Ein gefühlvoller und gebildeter Mann wählte sich einen Jüngling, dessen edle Gestalt auf eine edle Seele

schließen

*) Man s. David von Johann Ludwig Ewald. Erster Band S. 161 folg.

schließen ließ, ein Schluß, mit welchem sich die Griechen noch lieber als wir täuschten. Er bemühte sich ihn liebevoll zu leiten, und alle die Bildung mitzutheilen, welche er selbst besaß. Er suchte ihn wohl noch über sich zu erheben, und nach einem Ideale zu bilden, das er sich geschaffen, aber in seiner eignen Bildung vielleicht verfehlt hatte. Die reine jugendliche Seele, welche sich zwanglos vor seinen Augen entfaltete, gab ihm dabey selbst Gelegenheit sich noch zu vervollkommen, die Gesellschaft eines Jünglings, den er zu allem Guten bilden wollte, hielt ihn von allen Ausbrüchen zurück, die seinen Charakter in ein nachtheiliges Licht stellen, und durch die er ein böses Beyspiel geben konnte. — Daß edle Jünglinge solche Verbindungen gern eingiengen, daß selbst Väter sich glücklich schätzten, wenn ihre Söhne viele dergleichen Freunde, die sich ohne Umstände Liebhaber nannten, hatten, daß selbst die Gesetze mancher Staaten diese Verbindungen beförderten, darf uns nicht wundern. Denn wenn die Verbindung in diesen Schranken blieb, wenn der ältere Freund sich mit dem angenehmen Umgang des Jünglings und mit dem Bewußtseyn begnügte, für den Staat einen trefflichen Bürger zu bilden, so läßt sich wohl nichts edleres denken, als diese Freundschaft, und es ward billig für ein Zeichen einer vorzüglich edlen Denkungsart angesehen, wenn jemand in dieser Art von Knabenliebe besonders feurig war, und sie selbst der Liebe gegen das weibliche Geschlecht vorzog. Es läßt sich auch sehr wohl denken, wie die edelsten Männer hierin einen hohen Genuß suchen konnten. — Aber nur zu leichtsinnig sahen die Griechen über ge-

wisse Schändlichkeiten hinweg, in welche diese Art von Freundschaft sehr leicht ausartete. Sie betrachteten diese entweder bloß als zufälligen Mißbrauch jener guten Sache, oder glaubten wohl gar, daß der edle Zweck einer solchen Verbindung völlig damit bestehen könne. Nach richtigen Begriffen sehen wir diese für eine Art der tiefsten Herabwürdigung der menschlichen Natur, und der größten Verdorbenheit an, wozu ein junger Mensch verleitet werden kann, und müssen daher eine solche Freundschaft für höchst unmoralisch erklären.

Viele unserer gewöhnlichen Universitätsfreundschaften sind nicht viel besser. Bekanntlich werden nirgends innigere und dauerhaftere Freundschaften geschlossen als auf Universitäten. Aber auch nirgends sind sie so gefährlich als da. Es giebt Menschen, die viele Anlage zur Freundschaft, selbst zu einer uneigennützigen, hingebenden und aufopfernden Freundschaft haben, und dabey von vielen andern Seiten höchst verdorben sind. Die größten Schläger schlagen sich gewiß öfter um ihrer Freunde als um ihrer selbst willen; die meisten Trunkenbolde betrinken sich auf das Wohl ihrer Freunde, und die leichtsinnigsten Spieler wurden es meistentheils um ihren Freunden Gesellschaft zu leisten. Man sage nicht, daß dies keine ächte Freundschaft sey, weil sie keine edlen Zwecke hat. Freundschaft ist ein Gefühl, und ein solches hat an sich weder etwas moralisches noch unmoralisches. Die Freundschaft solcher Menschen kann daher stärker seyn als die unter den edelsten Seelen, die ohnehin nur

selten

selten harmonische Herzen finden, und daher oft des Glücks der Freundschaft entbehren müssen.

Freundschaft ist also an und für sich selbst gar nicht für eine Tugend zu halten, und sie kann mithin durch die Moral gar nicht geboten werden. Es ist daher ein leerer und widersinniger Vorwurf gewesen, welchen man, wie Michaelis anführt, und es durch das Beyspiel von David und Jonathan zu widerlegen sucht, der Bibel aus dem Grunde gemacht hat, weil sie keine Vorschriften über die Freundschaft ertheile.

Der Werth der Freundschaft wird bloß durch ihren Zweck bestimmt. Man giebt gewöhnlich dreyerley Zwecke an, welche dabey Statt finden können. Es giebt eine Geschäftsfreundschaft welche Erleichterung und Beförderung der gemeinschaftlichen Geschäfte zum Zweck hat. Hierhin gehört die Handelsfreundschaft und die collegialische Freundschaft. Diese können sehr viel zum gemeinen Besten beytragen, besonders wenn die Geschäfte, welche solche Freunde mit einander machen, dieses selbst zum Zweck haben; auch werden sie dem thätigen Mann seine Geschäfte sehr erleichtern und versüßen. Wegen der öftern Gelegenheit zur Eifersucht, welche unter Geschäftsmännern Statt findet, steht aber diese Art von Freundschaft nur zu oft auf sehr schwachen Füßen. Es ist daher in der That verdienstlich, wenn jemand sich gegen jene Hindernisse zu bewahren und eine aufrichtige Freundschaft mit seinen Geschäftsgenossen zu erhalten weis. In besondern Fällen kann sich eine solche Freundschaft selbst als hohe Tugend zeigen, vorzüglich wenn um

des öffentlichen Besten wegen persönliche Rücksichten aufgeopfert werden müssen.

Eine andre Art von Freundschaft ist die, welche gemeinschaftliches Vergnügen zum Zweck hat. Diese hat an sich gar nichts verdienstliches. Sie kann selbst sehr verwerflich werden, wenn sie die Menschen dahin leitet, über ihren Vergnügen ihre Pflichten zu versäumen, oder unmoralische Vergnügungen zur Absicht hat. Indessen zeugt es doch im Allgemeinen immer schon von einem bessern Herzen, wenn man sein Vergnügen theilen, als wenn man es allein genießen will, auch entwickeln sich durch diese Art von Freundschaft manche liebenswürdige Züge der Humanität.

Die dritte und edelste Quelle der Freundschaft ist intellektuelle und moralische Vervollkommung. Diese, und b sonders die letzte, hat einen absoluten moralischen Werth und eine Verbindung unter Menschen, welche sich dieselbe zum Zweck machen, kann sehr viel zu ihrer Beförderung beytragen. Sie würde daher unbedingt zur Pflicht eines jeden Menschen gemacht werden können, wenn man einem jeden die Versicherung geben könnte, daß er einen Andern finden würde, welcher zu einer solchen Verbindung mit ihm geneigt und fähig wäre. Da aber dieses nicht ist, so kann man bloß behaupten, die Moral, welche will, daß wir alle Mittel, unsre Vollkommenheit zu befördern, ergreifen sollen, gebiete, sich einen solchen Freund zu suchen, und wenn man so glücklich ist, ihn zu finden, sich auf alle Weise an ihn

anzu-

anzuschließen, und zu seiner Veredlung so viel als möglich zu benutzen.

Alle diese Ursachen der Freundschaft können sich in dem Verhältnisse zweyer Freunde vereinigen, und sie werden es in den meisten Fällen wirklich thun. Denn am Ende haben sie doch einen gemeinschaftlichen Grund. Dies ist der sympathetische Trieb, welcher tief im menschlichen Herzen liegt, und durch mannigfaltige Veranlassungen, welche von der Lage des Menschen unzertrennlich sind, entwickelt wird. Dieser ist es, welcher die eigentliche Grundlage der Freundschaft, und zugleich vieler andern edeln Empfindungen des Menschen ausmacht. Bey wem dieser Trieb kräftig wirkt, bey dem kann man voraussetzen, daß er eine vorzügliche Anlage zu alle den menschenfreundlichen Tugenden habe, wodurch die Menschen sich gegenseitig beglücken können. Da nun eine starke Neigung zur Freundschaft ein Zeichen ist, daß dieser Trieb sich kräftig äußert, so kann sie zugleich im Allgemeinen als ein Zeichen von guten moralischen Anlagen betrachtet werden.

Aber jeder Trieb wirkt blind, und er muß, wenn seine Wirkung von vortheilhaften Folgen für die menschliche Veredlung seyn soll, durch Vernunft geleitet werden. Ohne diese Leitung kann daher dieser Trieb selbst eine fehlerhafte Richtung bekommen. Freundschaft kann daher durch Leichtsinn, Schwärmerey und Partheilichkeit fehlerhaft werden. Wer ohne Wahl und Ueberlegung seine Freundschaft einem jeden schenkt, an dem er gewisse anziehende Eigenschaften entdeckt, oder der sich um dieselbe bewirbt,

der wird sie nur zu leicht an Unwürdige verschwenden, und durch seine leichtsinnig gewählten Freunde verdorben werden.

Schwärmerisch ist diejenige Freundschaft, welche sich dem Andern ganz und ohne Einschränkung hingiebt, ohne ihn kein Glück zu kennen glaubt, und ihm daher alle andre Vortheile aufopfert. Sie schlägt den Werth der Freundschaft zu hoch an, und betrachtet sie als ein absolutes Gut, da sie doch nur nach den obigen Bemerkungen Mittel zu einem von den drey angegebnen Zwecken seyn sollte. Es ist wahr, es giebt wenig edle Menschen ohne einen kleinen Anstrich von Schwärmerey, wenig große Handlungen, in die sich dieselbe nicht mehr oder minder einmischt. Aber vor dem Richterstuhl der kalten Vernunft läßt sich dieselbe doch nicht ganz rechtfertigen. Sie erscheint vielmehr in vielen Fällen als sehr gefährlich. Wer sich einen Geschäftsfreund wählt, und findet, daß sein Geschäfte durch ihn rückgängig worden, der wird bald einsehen, daß er sich in seiner Wahl betrogen habe. Wer sich um seines Vergnügens willen an einen Andern anschließt und in seiner Gesellschaft nichts als Mißvergnügen empfindet, der wird sich bald von einer solchen Verbindung wieder losmachen. Aber wer um seiner Vervollkommung willen einen Freund wählt, der wird nicht so leicht merken, ob er durch ihn gewinne oder verliere. Glänzende Laster können leicht als Tugenden erscheinen und um einiger guten Eigenschaften willen, größere Fehler übersehen werden. Noch öfter wird man sich täuschen, wenn man mehrere Zwecke zugleich bey einer freundschaftlichen Verbin-

dung

dung beabsichtigt, wie dieses im Grunde fast immer der Fall ist. Hier wird man leicht über dem brauchbaren Geschäftsmann oder dem angenehmen Gesellschafter, den Leichtsinnigen oder wohl gar den Bösewicht in seinem Freunde verkennen. Wer schwärmerisch in der Freundschaft ist, der wird nur gar zu leicht in Gefahr gerathen, sich solchen zweydeutigen Freunden hinzugeben, und ihnen mehr aufzuopfern, als sie verdienen. Doch man opfre seinen Freunden alles Andre auf, man wird dadurch höchstens einen Fehler gegen die Klugheit begehen, nur seine Tugend und Rechtschaffenheit nicht!

Die letztre wird bey der Partheilichkeit, wozu eine Freundschaft, die nicht durch Vernunft geleitet wird, sondern bloßes Gefühl, eine Wirkung des bloßen sympathetischen Triebes ist, geneigt macht, nur zu leicht ins Gedränge gerathen. Man wird nicht unmoralisch handeln, wenn man seinen Freunden auch alle eignen Vortheile aufopfert, man wird, wenn man überzeugt ist, daß sie es verdienen, vielmehr dadurch eine sehr edle Gesinnung zeigen, aber man wird ungerecht seyn, wenn man ihnen die Vortheile aufopfert, welche Andern rechtmäßigerweise zukommen. Dies wird aber sehr leicht der Fall seyn, wenn man seine Freundschaft nicht streng den Regeln des Rechts und der Sittlichkeit unterwirft.

Alle diese Rücksichten nöthigen uns freylich nur zu oft auf der Erde mit verschloßnen Herzen umher zu gehen, und des Glücks einen Freund zu besitzen, entbehren zu müssen. Haben wir aber einen gefunden, der es würdig ist, daß wir ihm unser ganzes Vertrauen

schenken, dann werden wir gewiß keine Regeln von der Moral darüber verlangen, wie wir uns gegen ihn verhalten sollen. Unser eignes Herz wird sie uns geben, ein wahrhaft edler Freund wird sie uns selbst beobachten lehren, und es zu verhindern wissen, daß unser edler Enthusiasmus uns nicht hinreisse ihm Aufopferungen zu machen, durch welche wir unsre Pflichten gegen die Unsrigen oder andre Menschen verletzen, oder unser eignes Wohl, das unserm ächten Freunde so sehr am Herzen liegen wird, wie sein eignes, zerstören.

Nach diesen Grundsätzen wollen wir nun Jonathans und Davids Freundschaft beurtheilen. Von Davids Seite hat diese Freundschaft gar nichts ausserordentliches. Denn wer wird nicht gern der Freund des Sohnes seines Königs seyn wollen, besonders wenn er ein so edler Mann ist, wie Jonathan? In der Folge war er zwar der Sohn seines Feindes. Aber David hätte ein äußerst mittelmäßiger Mensch seyn müssen, wenn dieser Umstand seiner Freundschaft hätte Abbruch thun können, so lange sie von Jonathans Seite unverändert blieb.

Jonathan zeigt sich dagegen merkwürdiger bey dieser Freundschaft. Daß er als der Sohn des Königs, der sich bereits durch große Thaten ausgezeichnet hatte, mit einem jungen Helden aus dem Volke einen Freundschaftsbund schloß, ist nichts ausserordentliches. Er fand sich durch jenen sympathetischen Trieb dazu veranlaßt, der unstreitig bey ihm vorzüglich lebhaft wirkte, wie er es oft bey Heldenseelen thut. Fürsten und Fürstensöhne sind nur selten so glücklich Freunde

zu finden. Jonathan mochte sich lange vergebens nach einer Seele umgesehen haben, die groß genug wäre, Freundschaft für einen Helden zu fühlen, die über dem Freund den Königssohn vergessen könnte, und der er zutrauen könnte, daß sie fähig wäre, die Freundschaft eines Königsohns zu verachten, der ihrer nicht würdig gewesen wäre. Wenn er eine solche in David fand, so war es sehr natürlich, daß er sich mit allen Kräften an ihn anschloß. Aber er zeigte sich doch immer dadurch schon weit edler, als sein Vater, der durch Davids Verdienste zur Eifersucht veranlaßt ward, besonders da Jonathan David mit viel größerm Rechte als einen Nebenbuhler auf dem Wege des Ruhms betrachten konnte, als Saul.

Er opferte indessen seinem Freunde nicht blos die Aussicht auf einen eitlen Ruhm, sondern selbst die Ansprüche auf, welche er an die Krone zu machen hatte. Er wußte es, daß David von Jehova bestimmt war, König über Israel zu werden. Sein Vater sagte es ihm, und er äußerte selbst gegen David, daß er davon überzeugt wäre. Es war ein großer Zug seines Charakters, daß er eine Krone verachten, oder vielmehr, was ihn noch im erhabnern Lichte zeigt, bey alle dem Heldengeist und den Herrscherfähigkeiten, die er besaß, sich in den höhern Willen mit Gelassenheit fügen konnte, der ihm den Thron versagte. Aber noch größer war er, da er den Mann, welcher ihm von Jehova vorgezogen worden war, lieben, und ihn selbst gegen die Nachstellungen seines Vaters, der ungerecht gegen ihn verfuhr, schützen konnte.

Jonathans Freundschaft gegen David ward durch dieses Verhältniß auf eine der gefährlichsten Proben gestellt, die nur ein Mann von der seltensten Seelengröße bestehen konnte. Da er sie wirklich bestand, so liefert er uns ein Beyspiel einer Freundschaft, die im hohen Grade Bewunderung verdient, und ein herzerhebender Beweis der Größe ist, zu welcher sich der menschliche Geist erheben kann. Sie zeigt, daß der Mensch im Stande ist, Tugend und Seelengröße über Alles zu schätzen, und ihr auch die größten Vortheile aufzuopfern, und daß besonders eine edle Freundschaft ihn dazu fähig machen kann.

Ein anderes Opfer, was Jonathan seiner Freundschaft gegen David bringen mußte, war, daß er um ihrer willen den Unwillen seines Vaters auf sich zog. Einer so edlen Seele wie Jonathan, die kein größres Glück kannte, als lieben und geliebt zu werden, mußte es höchst schmerzhaft seyn, um irgend einer Ursache willen die Liebe eines Vaters zu verlieren, oder sie auch nur verringert zu sehen. Aber der Vater war ungerecht, und er konnte ihm nicht gegen seine Ueberzeugung beytreten. Jonathans erhabne Denkungsart wußte Saul noch dazu in ein verächtliches Licht zu stellen, indem er es ihm als Feigheit und Niederträchtigkeit vorwarf, daß er seine Ansprüche auf die Krone nicht gegen David zu behaupten suchte. Am schmerzhaftesten aber mußte es ihm seyn, da ihn sein Vater selbst im Verdacht hatte, daß er sich mit David gegen ihn verschworen habe. Doch alles dieses vermochte seine Freundschaft nicht wankend zu machen.

Der

Der Werth dieser so seltnen Freundschaft ist, so wie der der Freundschaft überhaupt, wie wir oben gezeigt haben, nach ihren Gründen zu beurtheilen. Von Geschäftsfreundschaft kann dabey eigentlich die Rede nicht seyn. Zwar hatte David und Jonathan einen gemeinschaftlichen Beruf. Beyde waren Kriegsmänner. Oft mögen sie daher gemeinschaftlich gewirkt haben, und Davids treffliches Verhalten bey allen seinen Geschäften, und besonders im Kriege, mag viel dazu beygetragen haben, ihm Jonathans Herz zu gewinnen. Aber die bloße Geschäftsfreundschaft ist eines so hohen Enthusiasmus nicht fähig, und bringt nie größere Aufopferungen hervor, als der Zweck der gemeinschaftlichen Geschäfte selbst erfordert. Es könnte wohl also eine Freundschaft gewesen seyn, welche sich auf das Vergnügen gründete, das Jonathan in Davids Gesellschaft genoß? Ohnstreitig mochten Davids liebenswürdige Eigenschaften, welche Sauls ganzen Hof bezauberten, auch sehr viel beygetragen haben, Jonathan an ihn zu fesseln. Aber eine Freundschaft, welche blos zum Vergnügen geschlossen wird, hat nicht den ernsten Charakter, welchen Davids und Jonathans Freundschaft hatte; sie hält nicht gegen die Stürme des Schicksals aus, wird mehrentheils schon durch die bloße Trennung, welche es beyden Theilen unmöglich macht, sich länger gemeinschaftlich zu vergnügen, zerrissen, und zerstört sich von selbst, so bald sie anfängt, einem von beyden Theilen Mißvergnügen oder gar Leiden zu verursachen.

Nur die Achtung, welche Jonathan für Davids Tugenden und Verdienste hatte, konnte also der Grund

einer

einer so festen Freundschaft seyn. Achtung für die Tugend selbst war es also, welche Jonathan bey allen den großen Opfern beseelte, welche er der Freundschaft brachte, und dies ist es, was uns die größte Verehrung seiner Seelengröße abnöthigt.

Es ist schändlich, daß auch eine so edle Denkungsart der Verläumdung nicht hat entgehen können. Man hat nehmlich die Vermuthung geäußert, daß Davids und Jonathans Freundschaft eine unzüchtige Liebe zum Grunde gelegen habe. Für diese Meinung hat man jedoch keinen andern Grund, als die subjektive Unfähigkeit, sich einen so erhabenen Charakter vorzustellen, als der ist, in welchem Jonathan gegen David handelt. Warum will man einer so schändlichen Leidenschaft eine Kraft zutrauen, die man der Achtung für die Tugend abspricht? — Einen andern Grund, auf den man nur nach Voraussetzung des erstern fallen kann, hat man daher entlehnt, weil David in dem Trauergedicht auf Saul und Jonathan von dem letztern sagt:

„Deine Liebe war mir mehr als Frauenliebe.“

Nicht zu gedenken, daß jede edlere Deutung hier weit natürlicher ist, als jene schändliche, so müßte David, als er jene treffliche Elegie dichtete, nicht allein ein höchst verworfener Bösewicht, sondern auch ein unsinniger Thor gewesen seyn, wenn er auf eine solche Art seine eigne Schande hätte verewigen wollen.

Man hat aber auch, um jene reine Freundschaft herabzusetzen, den Vorwurf gegen sie erneuert, den ihr Saul in einer höchst unmuthigen Stimmung

macht,

macht, daß sie eine Verschwörung gegen den König gewesen sey. Jonathan sollte sich also mit David und auch mit Samuel verschworen haben! Gegen wen denn? Am Ende gegen niemand anders, als gegen sich selbst. Denn eine solche Verschwörung mußte ja auf alle Fälle für Jonathan noch nachtheiliger seyn, als für Saul. Wenn Saul so etwas äußern konnte, so kann man ihn, wofern es nicht blos eine sehr gewöhnliche Uebertreibung des Ausdrucks ist, die er selbst nicht im strengsten Sinne genommen wissen wollte, vielleicht damit entschuldigen, daß er zuweilen durch seine Schwermuth seines Verstandes beraubt war; wie aber jemand anders im Ernste hier an eine Verschwörung denken kann, begreife ich nicht!

Jonathans Freundschaft gegen David wird also, über alle Verläumdung erhaben, immer ein Beyspiel bleiben, welches der Menschheit Ehre macht, und unter die schönsten Bilder reiner Tugend, welche die Geschichte uns aufstellt, versetzt zu werden verdient. Wie erquickend, wenn wir auf den blutigen Gefilden, über welche uns die Israelitische Geschichte führt, einmal eine so schöne Blume antreffen!

XIII. Nothlügen. XIX. 12—17. XX, 28. 29. XXI, 1—9.

In der Geschichte der Flucht Davids von Sauls Hofe kommen verschiedene Beyspiele von Unwahrheiten vor, welche von David und seinem Freunde in der Absicht vorgebracht wurden, ihn aus der Verlegenheit, in welcher er sich befand, zu retten.

Wir

Wir haben schon bey Gelegenheit der Geschichte Rechabs mehr von der Nothlüge und ihrer Moralität und Immoralität gesprochen, und untersucht, ob und in wiefern dieselbe für erlaubt gehalten werden könne. Es ist daselbst angenommen worden, daß es keine absolute Pflicht sey, die Wahrheit zu reden, sondern daß Wahrhaftigkeit nur in so fern Pflicht sey, als andre dadurch in den Stand gesetzt werden, rechtmäßig zu handeln. Eigentlich hängt die Frage nach der Pflicht der Wahrhaftigkeit von der ab: Wie soll ich den Willen eines Andern lenken, im Fall die Lenkung desselben von mir abhängt? Denn die Moralität einer Wahrheit oder Unwahrheit kommt nur in sofern in Betrachtung, als durch dieselbe der Wille eines Andern gelenkt werden kann. Auf diese Frage weiß ich keine andre Antwort zu geben, als die: Ich muß erstlich dafür sorgen, daß der Andre gesetzmäßig, dann daß er pflichtmäßig und folglich frey handle.

Gesetzmäßigkeit der Handlung des Andern ist das erste, worauf ich zu sehen habe. Sie muß nämlich den Gesetzen gemäß seyn, welche zu erfüllen ich für Pflicht anerkenne. Sie muß also für mich pflichtmäßig seyn. Für den Andern ist sie es deswegen noch nicht. Denn dieser könnte etwas Anders für Pflicht halten, als was ich dafür ansehe. Ich muß mich aber an meine Pflicht halten und vor allen Dingen dafür sorgen, daß, so viel es von mir abhängt, nichts in der Welt geschehe, was den Pflichtgesetzen, die ich nach meiner besten Ueberzeugung anerkenne, zuwider ist. Das bin ich der moralischen

Welt-

Weltordnung und dem gesammten Reiche der vernünftigen Wesen schuldig. Aber ich bin es auch jedem einzelnen vernünftigen Wesen schuldig, so fern es von mir abhängt, es in den Stand zu setzen, pflichtmäßig zu handeln. Daher muß ich nächstdem, daß es gesetzmäßig handle, auch dafür sorgen, daß es pflichtmäßig geschehe. Dies kann aber nur dann Statt finden, wenn es frey handelt. Sobald also die Lenkung des Willens eines Andern von mir abhängt, so fordert meine höchste Pflicht gegen die moralische Weltordnung, dafür zu sorgen, daß er gesetzmäßig handle. Wenn ich überzeugt seyn kann, daß er gesetzmäßig handeln werde, so fordert meine Pflicht gegen ihn, daß ich ihn veranlasse, pflichtmäßig zu handeln, und zu dem Ende die Handlung seiner Freyheit überlasse.

Eine andere Frage ist: in was für Fällen die Lenkung des Willens eines Andern von mir abhängt. Wir können diese nicht alle angeben, das aber als gewiß annehmen, daß sie dann von mir abhängt, wenn ich dem Andern etwas zu sagen weiß, wodurch sein Wille bestimmt wird. Hier findet nun die Frage, in wiefern dann Wahrhaftigkeit Pflicht ist? ihre Antwort. Wenn ich überzeugt seyn kann, daß der Andre gesetzmäßig, und noch mehr, daß er pflichtmäßig handeln werde, so ist es meine Pflicht, ihm die Wahrheit zu sagen. Wenn ich aber überzeugt seyn kann, daß er gesetzwidrig; noch mehr aber, daß er pflichtwidrig handeln werde, dann ist es meine Pflicht, ihm die Wahrheit zu verbergen, und in sofern dies das zweckmäßigste Mittel ist, ihn von einer gesetzwidrigen

Hand-

Handlung abzuhalten, auch durch Unwahrheit es zu thun. Denn warum sollte ich dieses, das gelindeste aller Zwangsmittel, nicht anwenden, da ich außerdem weit gewaltsamere brauchen müßte, sobald es in meiner Macht stünde? Daß übrigens hierbey nicht von einer mathematischen, sondern blos von einer moralischen Ueberzeugung die Rede sey, versteht sich von selbst.

Man könnte hiergegen einwenden, daß, wenn diese Grundsätze allgemein würden, und die Moral nicht streng darauf hielte, daß es in allen Fällen Pflicht sey, die Wahrheit zu reden, alles Zutrauen und aller Glaube unter den Menschen wegfallen würde, und daß keiner mehr dem Andern würde etwas glauben wollen, weil er immer befürchten müßte, der Andere werde ihm die Wahrheit nicht sagen, aus Furcht, ihn zu einer pflichtwidrigen Handlung zu veranlassen. Allein dies würde nicht erst so werden, sondern es ist in der That schon so. Denn im gemeinen Leben werden diese Grundsätze durchgängig befolgt, und ich zweifle, daß selbst die strengsten Moralisten, die jetzt nicht die kleinste Unwahrheit für erlaubt erklären wollen, davon abweichen werden. Denn niemand will durch unzeitige Offenherzigkeit, die man gewöhnlich Klatscherey nennt, Mitschuldiger bey unmoralischen Handlungen seyn, und jeder macht sich ein Verdienst daraus, sie durch eine kleine Täuschung zu hindern. Wenn die Zurückhaltung und Täuschung und das daraus folgende Mißtrauen in der Welt nicht weiter giengen, als diese Grundsätze sie veranlassen, so wäre es sehr gut. Dann würde jeder gewiß seyn können, daß er aus keinen andern, als aus guten Absichten,

wenn

wenn sie auch zuweilen irrig seyn sollten, getäuscht würde, und jeder würde sich bestreben, einen edlern Charakter zu behaupten, damit Andre ihm zutrauen könnten, er werde von den ihm mitgetheilten Wahrheiten immer einen guten Gebrauch machen, und ihm also in allen Fällen die Wahrheit sagen möchten. Bey der gegenwärtigen menschlichen Verdorbenheit, die uns die Erfahrung kennen lehrt, sieht sich der Menschenkenner genöthigt, das Mißtrauen noch viel weiter zu treiben, und nicht bloß da Zurückhaltung oder Täuschung zu vermuthen, wo man seinem Charakter nicht hinlänglich traut, sondern auch da, wo der Vortheil Andrer durch die Wahrheit in Gefahr kommen könnte, oder durch Unwahrheit befördert werden kann, oder auch, wo man auf seine Verschwiegenheit nicht sicher rechnen zu können glaubt. Bey der gegenwärtigen Lage der Dinge wird also vielmehr derjenige, von dem es bekannt wäre, daß er es für Pflicht halte, überall die Wahrheit zu sagen, überall getäuscht werden, weil jeder von ihm besorgen müßte, durch seine unüberlegte Gewissenhaftigkeit in Verlegenheit gesetzt zu werden.

Wenn wir nun die gegenwärtigen Anekdoten nach diesen Grundsätzen prüfen, so müssen wir es billigen, daß Michal und Jonathan ihren Vater in Ansehung Davids täuschten, weil sie überzeugt seyn konnten, daß derselbe gegen David ungerecht handeln werde, und weil sie diese Ungerechtigkeit nicht besser hindern konnten, als durch die Unwahrheit, welche sie ihm beybrachten. Weniger zu billigen ist die zweyte Unwahrheit, welche Michal ihrem Vater sagte,

daß er sie habe tödten wollen, wenn sie nicht einwilligte, ihren Vater zu täuschen. Denn hierbey hatte sie bloß die Absicht, einem Verweis von ihrem Vater zu entgehen, und sie mußte ihn dadurch noch mehr gegen David erbittern.

Anders verhält es sich mit der Unwahrheit, welche David dem Priester Achimelech zu Nob sagte, um von ihm die Schaubrodte und ein Schwerd zu erhalten. Hier kam es nicht darauf an, ihn von einer gesetzwidrigen Handlung abzuhalten, sondern er veranlaßte ihn vielmehr zu einer solchen. Denn hätte Achimelech die Sache in ihrem ganzen Umfange übersehen, so wie sie David übersah, so konnte er ihm nicht zugestehen, was er ihm gab. David mußte voraussehen, daß er den Zorn des Königs dadurch gegen den gutmüthigen Priester reizen würde, und daß dieser sich alle den schrecklichen Folgen desselben um seinetwillen nicht aussetzen dürfte. Freylich mochte er glauben, die Entschuldigung damit, wie David ihn getäuscht hätte, würde dem Priester zur Rechtfertigung dienen. Aber die Folge zeigte, wie schrecklich er sich hierin verrechnete, indem Saul diesen Priester nebst fünf und achtzig andern mit Weibern und Kindern hinrichten ließ.

David täuschte also den Priester blos zu seinem eignen Vortheil und setzte dadurch so viel Unschuldige der größten Gefahr aus, ja er stürzte sie wirklich ins Verderben. Er giebt sich deswegen selbst in der Folge die Schuld davon, und sagt nach XXII, 22, zu dem einzigen, welcher der Ermordung entgangen war:

»Ich wußte es, daß Doeg, der Edomiter,

damals

damals zugegen war, und konnte es denken, daß er es Saul anbringen würde; ich bin Schuld am Tode der ganzen Familie deines Vaters. Welche schreckliche Vorwürfe mußte ihm hierüber sein Gewissen machen!

Hieraus lernen wir, daß eine jede Unwahrheit, wenn sie auch nicht an und für sich ein Verbrechen ist, sondern, wie wir gezeigt haben, in gewissen Fällen erlaubt, ja selbst Pflicht seyn kann, doch immer höchst gefährlich ist. Das lehrt uns in Ansehung der erlaubten oder pflichtmäßigen Täuschungen Andrer höchst vorsichtig seyn. Nie muß uns Rücksicht auf unsern Vortheil dazu bestimmen, sondern wir müssen in Fällen, wo es darauf ankommt, ob wir die Wahrheit reden oder täuschen sollen, auf das gewissenhafteste untersuchen, für welches von beyden unsre Pflicht entscheidet. Unserm Vortheil müssen wir gar keinen Einfluß auf die Entscheidung gestatten, sondern vielmehr, wo dieser in Betracht kommt, lieber die Aussprüche unsers eignen Gewissens in Zweifel ziehen, und die Sache entweder der Entscheidung Unpartheyischer überlassen, oder gegen unsern Vortheil entscheiden.

Noch einer andern Art von Täuschung bediente sich David, um den Gefahren zu entgehen, die ihm bey seiner Flucht vor Saul drohten. Er war zu Achisch, dem Könige der Philister, geflohen. Als er darauf bemerkte, daß er daselbst nicht sicher sey, weil ihn die Hofleute des Königs als einen gefährlichen Menschen darstellten, der sich um die Philister übel verdient gemacht hätte, und von dem nichts Gutes zu

erwarten wäre, so stellte er sich wahnwitzig, und erlangte dadurch, daß ihn der König mit Verachtung von seinem Hof entfernte.

Man hat zu seiner Rechtfertigung Beyspiele berühmter Männer aus der Geschichte angeführt, die aus mancherley Absichten eben dieses Mittel ergriffen. Solon stellte sich wahnwitzig, um unter diesem Vorwande seinen Mitbürgern einen heilsamen Vorschlag thun zu dürfen, den ihnen niemand, der bey gesundem Verstande war, bey Lebensstrafe thun durfte. Der ältere Brutus that es, sich vor der Tyranney des Tarquinius zu sichern; Meto, ein athenienſischer Astronom, um von einem Feldzuge zu Hause bleiben zu dürfen, Ulysses, um nicht in den trojanischen Krieg zu gehen. Doch Beyspiele auch der größten Männer beweisen an und für sich nichts für die Rechtmäßigkeit einer Handlung, denn auch die größten Männer können fehlen.

Wenn wir also Davids Verstellung nach den obigen Grundsätzen betrachten, so finden wir freylich, daß er sie blos zu seinem Vortheil wählte; doch hinderte er zugleich die Philister dadurch, gegen ihn, der zu ihnen ihre Zuflucht nahm, ungerecht zu handeln. Wenn man hierzu das Gemälde seiner damaligen Empfindungen, die er im sechs und funfzigsten Psalm sehr schön geschildert hat, nimmt, so wird man sehr geneigt, ihn zu entschuldigen. Er war in der größten Angst und betrachtete den gelungenen Einfall dieser Verstellung, als eine ihm von Jehova selbst gesendete Hülfe.

XIV. Sauls Tyranney auf ihrem höchsten Gipfel XXII. 11—19.

Wie richtig Samuel gehandelt hatte, als er Sauls Macht auf alle Weise einzuschränken und ihn in ein Verhältniß zu setzen suchte, in welchem er nur der erste Diener des Staats, nicht aber sein unumschränkter Gebieter seyn sollte, zeigte sich, da er wirklich zu einer unumschränkten Macht gekommen war. Ganz so, wie es Samuel voraus gesehen hatte, verfuhr er mit dem Eigenthume des Volks. Er hielt sich eine Leibwache, zu deren Erhaltung er von dem Volke Abgaben fordern mußte, die es als ein freyes Volk nicht zu leisten gehabt hätte. Er machte sich eine Parthey und begünstigte vorzüglich die Benjaminiten, aus deren Stamm er war. Er gab ihnen, wie er ihnen selbst v. 7. vorhält, allen Aecker und Weinberge und machte sie alle zu Obersten und Hauptleuten, wodurch sie natürlich dem übrigen Volke vorgezogen wurden, welches zu ihren Vortheil unterdrückt werden mußte. Jene Aecker und Weinberge konnte er ihnen nicht geben, ohne sie andern zu rauben, weil nach der Einrichtung des israelitischen Volks das ganze Land unter die sämmtlichen Israeliten vertheilt und jedem sein Erbtheil zugemessen war, daher auch Saul nichts zum Voraus besitzen und verschenken konnte.

Aber Raub war es nicht allein, den er an dem Volke begieng. Er machte sich auch des Mordes und zwar des abscheulichsten Mordes schuldig, den sich je ein Tyrann erlaubt hat. Er ließ an einem Tage fünf und achtzig Priester ermorden, und die Stadt, welche

sie bewohnt hatten, mit Weibern und Kindern vertilgen. Eines Mordes an Weibern und Kindern ist nur der abscheulichste Bösewicht fähig. Zwar sind dergleichen Beyspiele in der israelitischen Geschichte nicht selten. Aber sie wurden doch sonst nur immer an Feinden verübt. Hier ist es eine zu dem Volke selbst gehörige Stadt, an welcher diese Abscheulichkeit vollzogen wird. Und es waren Priester, gegen welche Saul so verfuhr, Priester, die heiligsten Personen des Volkes. Ein deutlicher Beweis, daß er das ganze Volk nicht verschont, ja wie Nero, wenn es einen Hals gehabt hätte, es mit einem Schwerdschlag hinrichten zu können gewünscht haben würde, sobald es seinen Unwillen erregt hätte!

Aber vielleicht waren diese Priester Verräther des Landes oder sonst die abscheulichsten Verbrecher? Nichts weniger als dieses! Ihre Schuld war ganz Privatsache des Königs. Ja auch gegen diesen hatte sich nur einer von ihnen, und zwar ohne sein Wissen, selbst indem er dem Könige einen Dienst zu leisten glaubte, vergangen. Unmenschlichkeit, Grausamkeit und Tyranney lassen sich nicht weiter treiben, als Saul sie hier trieb.

Es ist traurig, daß die Menschheit dergleichen Beyspiele aufstellt, da ein Mensch den Andern, ja sogar viele Andre seinen Leidenschaften opfert! Aber solche Beyspiele verdienen auch als ein Beweis bemerkt zu werden, welcher Ausartung der Mensch fähig ist, so bald er sich über alle Gesetze und über alle Schranken der Religion und Sittlichkeit erhaben dünkt! Sie sollten der Menschheit eine Warnung

seyn,

seyn, es in keinem Falle dahin kommen zu lassen, daß ein Mensch sich im Stande befände, gesetzlos und willkührlich zu handeln. Wie glücklich wären die Israeliten gewesen, wenn dasjenige, was Samuel in dieser Hinsicht that, einen guten Erfolg gehabt hätte!

XV. Großmuth und Reue. XXIV. u. XXVI.

Das gegenwärtige Buch stellt uns in der buntesten Mischung die edelsten und abscheulichsten Handlungen auf, und dessen ungeachtet finden wir in den Charaktern, die darin gezeichnet sind, eine Haltung und Wahrheit, die nur Statt finden kann, wo Charaktere nach dem Leben gezeichnet sind. Davids Charakter selbst hatte eine solche Mischung von Edelmuth und Leichtsinn, der oft an Zügellosigkeit gränzte, und ihn bey der Wahl seiner Zwecke und auch der Mittel dazu nicht allemal sehr gewissenhaft verfahren ließ. Aber unter die edelsten Handlungen, nicht allein, welche David verrichtete, sondern welche uns die Geschichte überhaupt erzählt, gehört unstreitig seine zweymalige Verschonung Sauls, seines erbitterten Feindes.

Man hat zwar diese Handlungen blos als Wirkungen der Klugheit darstellen wollen. David, sagt man, mochte wohl seine guten Ursachen haben, Saul zu verschonen. Hätte er seine Hand an den gesalbten des Herrn gelegt, so würde ihm das nicht ungestraft hingegangen seyn. Der Königsmörder hätte nie hoffen dürfen, den Thron zu besteigen. Und welch gefährliches Beyspiel hätte er nicht dadurch gegeben? — In der That zeigt auch der nachmalige Erfolg, daß

David hierbey nicht allein edel, sondern auch klug handelte. Aber in seiner damaligen Lage konnte er die Sache nicht so übersehen und keinen solchen Ausgang derselben erwarten. Saul war noch ein sehr rüstiger Mann, sein Tod war noch nicht sobald zu erwarten. David sahe sich von ihm auf das äußerste verfolgt und es konnte ihm bey seinen öftern Versuchen, von denen ihn Davids Großmuth nicht einmal abhalten konnte, doch einmal gelingen, sich seiner zu bemächtigen. Von der andern Seite konnte David die Gelegenheit, Saul zu tödten, für einen Wink Jehova's ansehen, und hoffen, daß es ihm gelingen würde, sich eben so mit Gewalt des israelitischen Throns zu bemächtigen, als ihn Saul bey aller seiner Tyranney behauptete.

Aber hier äußerte Davids Religiösität eine ihrer schönsten Wirkungen. Denn Religiosität war es, welche ihm den Königsmord als eines der abscheulichsten Verbrechen erscheinen ließ und ihm das Vertrauen einflößte, daß Gott ihn auch ohne ein Verbrechen retten und seine großen Absichten mit ihm ausführen werde. Er sagte zu Saul, als er ihn von seiner Rechtschaffenheit überführen wollte: „Jehova hatte dich mir dort in jener Höle in meine Gewalt gegeben, und es mir freygestellt, dir das Leben zu nehmen. Aber dies Auge schonte deiner, und ich dachte: ich will meine Hand nicht an meinen Herrn legen, denn er ist der Gesalbte Gottes und mein Vater — Gott sey Richter zwischen mir und dir, und räche mich an dir!

aber

aber meine Hand soll sich nie an dir vergreifen. Es gehe wie im alten Sprüchwort: der spricht sich selbst das Urtheil, der unrecht handelt. Nur meine Hand soll nie gegen dich gebraucht werden — Jehova sey Richter und spreche das Urtheil zwischen uns beyden! Er sehe es, führe meine Sache und übernehme meine Vertheidigung gegen dich." Eben so sprach er, als er zum zweytenmale die Gelegenheit ungenutzt gelassen hatte, Saul zu ermorden. Er heuchelte aber diese Religiosität nicht bloß gegen den König. Auch zu seinen Leuten, die ihn ermunterten, den König zu tödten, sprach er: „Gott lasse es fern von mir seyn, so etwas gegen meinen Herrn den Gesalbten Gottes zu thun, und mich an ihm zu vergreifen, denn er ist einmal der Gesalbte Gottes." Und zum zweytenmale: „So wahr Gott lebt! wenn nicht Gott ihn straft, und seine Stunde gekommen ist, oder er im Kriege umkommt, so soll mich Gott behüten, daß ich meine Hand nicht an den Gesalbten Gottes lege!"

Deswegen also, weil Gott Saul zum Könige bestimmt hatte, hielt David seine Person für unverletzlich und heilig. Hieraus lernen wir, daß die Religiosität der Unterthanen die mächtigste Schutzwehr der Könige ist! — Wir lernen aber auch daraus, daß das biblische Alterthum den Königsmord als eines der abscheulichsten Verbrechen betrachtete. Denn ob Davids Reden gleich

nur die Stimme eines einzelnen sind, so wurden sie doch gewiß allgemein gebilligt, und waren der Ausdruck der herrschenden Gesinnung hierüber. Kein anderer Israelit konnte eine so starke Versuchung zu diesem Verbrechen haben, als David, denn keiner kannte und fühlte den Druck der Tyranney so stark als er. Dessen ungeachtet blieb er fest bey dem Grundsatze, daß Gott allein der Richter über Könige sey!

Sauls Reue verdient bey diesen Vorfällen bemerkt zu werden. Sie ist eben so schmerzlich als innig ausgedrückt. Er sieht sich genöthigt, seinen treuen Diener, den er so ungerecht verfolgte, zu segnen. Sein Neid und seine ungerechte Verkennung von Davids Verdienste, die wir eben erwähnt haben, ward dabey auf das bitterste beschämt. Uebrigens beweist diese Reue, daß auch der unmenschlichste Bösewicht, zu welchem sich der zuvor so edle Saul durch die schändliche Ermordung der Priester unstreitig herabgewürdigt hatte, zuweilen noch guter Empfindungen fähig ist, daß sie aber sehr wenig dauerhaft sind.

Auch verdient als eine natürliche Regel des Rechts das Sprüchwort angeführt zu werden, welches David XXIV. 14. braucht. Wörtlich heißt es: Vom Bösen kommt Böses. Michaelis erklärt es so: „der spricht sich selbst das Urtheil, der unrecht handelt.“ Mir scheint es dasselbe zu seyn, welches oft im Koran vorkommt: Der Bösewicht handelt wider sich selbst.

Sprüchwörter waren in alten Zeiten nichts als Erfahrungsätze. Von a priori gebildeten Sätzen wußte man nichts. Doch mischte sich in die Erfahrungen,

nach

nach welchen man solche Sprüchwörter bildete, sehr oft schon ein natürliches aus der Vernunft, nicht aus der Erfahrung genommenes Urtheil ein. So auch hier. Die Erfahrung bestätigt es keineswegs durchgängig, daß der Bösewicht sich selbst bestrafe, ob es gleich in vielen Fällen geschieht. Aber die Menschen fühlten doch, daß es so seyn sollte. Sie sahen also mehr auf die Fälle, wo es geschah, als wo es nicht geschah, und bildeten das alte Sprüchwort mehr nach dem, was sie wünschten, daß geschehen möchte, als was wirklich geschahe.

Hierzu kam, daß man glaubte, Gott lasse keine böse Handlung in diesem Leben ungestraft. Dies schien jenes Sprüchwort noch mehr zu bestätigen. Man glaubte bey jedem Unglücksfalle, daß er von dem Unglücklichen verschuldet sey. Erst in der Folge, als die Israeliten mehr zu philosophiren anfingen, ward man über diesen Satz zweifelhaft. Wir werden daher noch oft zu ihm zurückkehren.

Zu noch einer besondern Bemerkung veranlaßt uns XXVI. 19. Daselbst spricht David zu Saul über die Ursache seines Unwillens gegen ihn: „Wenn dich Jehova gegen mich reizt, so werde ihm ein Opfer gebracht.“ Schulz und Hezel erklären dieses so: „Gehst du auf Gottes Befehl wider mich aus, und habe ich es durch meine Sünden verdient, so kann ja ein Opfer gebracht werden.“ Aber David wußte ja, daß dieses nicht der Fall war. Michaelis scheint es daher richtiger auf Saul zu beziehen: „Reizt dich deine von Gott zugeschickte Melancholie wider mich, so bringe ihm ein Opfer, daß

er

er dich davon befreye.“ — Es könnte aber auch so erklärt werden: Wenn Gott dich, um dich zu strafen, zu dieser Ungerechtigkeit reizt, so versöhne ihn durch Opfer. Dies wäre zwar aufgeklärten Religionsgrundsätzen gar nicht, aber der Denkungsart der alten Welt sehr angemessen, daß Gott die Menschen, um sie zu strafen, selbst zum Bösen reize.

XVI. Rachsucht und Mäßigung. XXV.

Die Erzählung von Davids Unternehmung gegen Nabal ist in mehrerer Hinsicht interessant. Theils trägt sie zur nähern Kenntniß der Sitten seines Zeitalters überhaupt, theils zur Charakteristik Davids viel bey.

David spielte in der Zeit, da er Sauls Hof hatte verlassen müssen, eine ganz eigne Rolle. Er war Anführer eines Haufens verunglückter, von harten Schuldnern gedrängter und sonst in übeln Umständen sich befindender Menschen nach XXII. 1. 2. Diese Menschen konnten natürlich von nichts Anderm, als vom Raube leben. Indessen würde man ihn wohl richtiger mit einem Anführer einer Freyparthie, als mit einem Räuber vergleichen. Denn er scheint seine Streifzüge meistentheils im Dienste der Fürsten des Landes gethan, und sie gegen ihre Feinde unternommen zu haben. Auch ward seine Lebensart von seinen Zeitgenossen keineswegs für so entehrend, als es die eines Räubers ist, sondern ungefähr mit eben den Augen angesehen, wie wir die eines Freybeuters betrachten. Denn es werden ihm nirgends, selbst nicht

von Nabal, der in seine Antwort auf sein Verlangen doch alle mögliche Verachtung zu legen suchte, Vorwürfe darüber gemacht.

Es erhellt sogar aus dieser Anekdote, daß Männer, wie David, den Bewohnern der Gegend, in welcher sie sich aufhielten, nützlich werden konnten. Dies konnten sie dann, wenn sie ihre Macht nur gegen wirkliche Räuber brauchten, die ruhigen Bewohner des Landes verschonten und sie gegen jene schützten, und dabey nur von demjenigen lebten, was sie von den Räubern erbeuteten, von den friedlichen Einwohnern aber bloß freywillige Geschenke annahmen. Durch ein solches Betragen erwarben sich manche Helden der alten Welt den Dank und die Bewunderung ihrer Zeitgenossen, wurden zuweilen von ihnen freywillig zu ihren Königen und Heerführern erwählt, wie z. B. Jefta, oder wohl gar nach ihrem Tode vergöttert, wie Herkules und andre griechische Heroen, die sich auf eben diese Art verdient machten. Eine ähnliche Lebensart führten auch die bessern unter den Helden der Ritterzeiten. Mit dem Pinsel einer etwas lebhaften Phantasie dürfte sich also David wohl noch ungleich edler malen lassen, als man in unsern Zeiten selbst wirkliche Räuber darzustellen gewußt hat.

Doch wir halten uns nur an das, was uns die Urkunden seiner Geschichte mittheilen. Hier sehen wir, daß sich David um einen reichen Heerdenbesitzer der Gegend, in welcher er sich aufhielt, ohne daß er ihn zuvor gekannt oder in Verbindung mit ihm gestanden hatte, verdient machte. Denn nicht allein er selbst ließ ihm sagen: »deine Hirten sind immer in

unse-

unserer Nachbarschaft gewesen, wir haben ihnen nie etwas in den Weg gelegt, und von den Heerden haben sie nichts vermisset, so lange sie zu Carmel gewesen sind. Erkundige dich selbst bey ihnen, sie werden es dir sagen;“ sondern auch Nabals Knecht sagt zu seiner Gebieterin: „die Leute sind uns sehr nützlich gewesen, nie haben sie uns etwas zuwider gethan, und nie vermißten wir etwas, so lange wir in ihrer Nachbarschaft auf freyem Felde herumgezogen sind; sie waren uns, so lange wir in ihrer Gegend weideten, bey Tag und Nacht wie eine Mauer.“ Hieraus sieht man, daß David Nabals Heerden vor feindlichen Ueberfällen und Räubereyen geschützt hatte, und also das kleine Geschenk von ihm gar wohl verdiente, was er so bescheiden sich erbitten ließ.

David war also zwar unglücklich und seine Leute waren es auch, aber er spielte darum in seinem Unglück keine verächtliche Rolle, sondern er betrug sich auch da als ein Held, und nutzte seine kriegerischen Talente, sich zugleich Unterhalt zu verschaffen, indem er Andern nützlich ward.

Die beleidigende und verächtliche Antwort, welche ihm Nabal auf sein billiges und bescheidenes Verlangen geben ließ, mußte ihn daher sehr kränken, und zwar um so mehr, da ein Unglücklicher, welcher eines bessern Schicksals würdig ist, nichts tiefer und schmerzlicher fühlt, als Verachtung. Es war also sehr natürlich, daß er dadurch zur Rache gereizt ward, und zwar um so mehr, da er um seiner Ehre willen, und um sein Ansehn bey seinen eigenen Leuten sowohl, als in der umliegenden Gegend zu behaupten, eine solche

Belei-

Beleidigung nicht ungeahndet hingehen lassen konnte. Man könnte es also nicht für unrecht erklären, wenn er darauf ausgegangen wäre, sich bis auf einen gewissen Grad Genugthuung zu verschaffen. Denn es ist ein Vorurtheil einer übertriebenen Moral, daß alle Rache unerlaubt sey, wenn man darunter bloß Zurücktreibung des angethanen Unrechts und Verhütung einer Wiederholung desselben versteht. Denn dies sind wir uns selbst und Andern schuldig, so lange es noch Menschen giebt, welche andre vorsätzlich beleidigen. Denn die Rechtschaffnen würden ein Spiel der Bösewichter werden, wenn sie dieselben nicht wegen des Unrechts, das sie ihnen zufügen, zur Strafe zögen. Wenn Matth. V. 38 — 41. alle Rache verboten zu werden scheint, so hat dieses theils bloß lokale Beziehungen, theils verbietet diese Stelle die Selbstrache denjenigen, welche durch die Obrigkeit Genugthuung erhalten können. Denn es ist eine der heilsamsten und nützlichsten Einrichtungen unter den Menschen, durch welche die Rache in den meisten Fällen dem Beleidigten nicht selbst überlassen ist, sondern der Obrigkeit anheimgestellt werden muß. Denn der Beleidigte urtheilt allemal mit Leidenschaft, da doch über das angethane Unrecht mit kalter Vernunft entschieden werden muß. In solchen Fällen also, wo man die unpartheyische Entscheidung eines Richters haben kann, ist es Empörung gegen eine der heilsamsten Einrichtungen unter den Menschen, sich selbst zu rächen. Wo dieses aber nicht Statt findet, da kann ich auch die Selbstrache nicht für ganz unerlaubt erklären. Doch sollte sie nie weiter gehen, als so weit,

daß

daß man den Beleidiger zwänge, sich der Entscheidung eines dritten Unpartheyischen zu unterwerfen. An einem solchen wird es nie fehlen, und sollte es je der Fall seyn, so wird die Pflicht fordern, lieber seine Rache aufzugeben, als sich der Gefahr auszusetzen, aus Leidenschaft darin zu weit zu gehen, und selbst Unrecht zu thun, indem man Unrecht bestrafen und verhüten will. Denn Unrecht zu thun ist für den Edeln ein weit größeres Uebel, als Unrecht zu leiden.

Hätte David in seiner Rache nur so weit gehen wollen; wäre er mit seinem kleinen Heer nur in der Absicht gegen Nabal angerückt, ihn zu zwingen, sich in Ansehung der David zugefügten Beleidigung der Entscheidung eines Dritten zu unterwerfen, so würden wir seine Rache nicht mißbilligen können. Aber seine Leidenschaft führte ihn zu weit. Er schwur, alles Männliche in Nabals Hause umzubringen, und gieng also nicht allein in der Rache gegen Nabals Person zu weit, sondern wollte auch sogar Unschuldige mit dem Schuldigen leiden lassen. In der Folge erkannte er selbst, wie unrecht dieses gewesen wäre, und dankte Gott dafür, daß es nicht zur Ausführung gekommen war.

Diese Veränderung seiner Gesinnung ward durch das eben so kluge als muthvolle Betragen von Nabals Frau in ihm bewirkt. Sie gieng dem erzürnten David mit Geschenken entgegen, und wußt ihm in einer sehr klugen und den Umständen vollkommen angemessenen Rede alle die Gründe vorzustellen, welche ihn von seinem Vorhaben abbringen konnten. Sie ist in der That ein Meisterstück weiblicher Beredsam-

keit,

keit, diese Rede Abigails! Sie weiß darin der beleidigten Ehre Davids vollkommene Genugthuung zu verschaffen, indem sie ihm zeigt, daß es seiner unwürdig sey, sich an einem so verächtlichen Menschen wie Nabal zu rächen, und daß es ihm dereinst als König von Israel mehr Ehre machen werde, ihn geschont zu haben, als grausam mit ihm verfahren zu seyn.

Vorzüglich aber bedient sie sich auch religiöser Bewegungsgründe, ihn von seiner Rache zurückzuhalten. Sie stellt ihm vor, daß er es als einen Wink Gottes zu betrachten habe, daß sie ihm entgegenkäme, ihn von einem bösen Vorsatze abzuhalten, und daß Gott ihn dafür segnen werde. Auch des schönen moralischen Bewegungsgrundes bedient sie sich, daß David durch seine Mäßigung ein reines und ruhiges Gewissen bewahren werde, und weiß ihn dadurch in ein schönes Licht zu stellen, daß sie ihn erinnert, daß er dereinst Fürst über Israel seyn, und ein unbeflecktes Gewissen dann einen großen Werth für ihn haben werde.

Auf Davids edle Seele machten diese Bewegungsgründe ganz den Eindruck, den sie bey einem tugendhaften Mann nicht verfehlen konnten. „Gelobet sey Jehova, der Gott Israels, der dich mir an diesem Tage entgegen schickte. Gesegnet sey deine vernünftige Rede, und gesegnet du selbst, daß du mich heute abgehalten hast auf Blutvergießen und Selbst-

rache auszugehen.“ Dies waren seine Worte. Wie schön ist doch der religiöse Gesichtspunkt, aus welchem David diesen Vorfall, so wie alle Begebenheiten seines Lebens betrachtete, deren er in seinen Psalmen viele in dieses erhabene Licht stellte. Man sieht daraus, welchen wohlthätigen Eindruck die Religion auf eine Heldenseele äußert; sie stärkt ihren Muth in Gefahren und hält sie von unrechtmäßigen Handlungen ab, zu welchen Leidenschaften sie reizen. Besonders kräftig wirkt sie gegen die Rachsucht, indem sie nicht allein zeigt, daß Gott eine leidenschaftliche Rache überhaupt mißbilligt, sondern auch, daß der Beleidigte sich sichre Genugthuung von ihm, dem gerechtesten Richter, versprechen könne.

Doch auch die Moral behauptet hier ihr Recht. Der Gedanke ist schön, welcher Abigails Erinnerung zum Grunde liegt, daß es David dereinst als König über Israel vorzüglich theuer seyn werde, ein gutes Gewissen zu haben. Ohne ein gutes Gewissen wird uns die höchste Würde zur Last; wir müssen uns selbst verachten und die Ehrenbezeugungen andrer Menschen lassen uns diese traurige Selbstverachtung nur stärker empfinden.

Abigail bedient sich hierbey noch eines Ausdrucks, der bemerkt zu werden verdient. Sie sagt: „Das Leben meines Herrn sey fest in dem Bündel der Lebendigen, das vor Jehova deinem Gott liegt, eingebunden und das Leben deiner Feinde liege in der Schleuder,

und

und Gott schleudre es weg.“ Man darf hieraus nicht schließen, daß man wirklich an einen solchen Bündel oder an eine solche Schleuder geglaubt habe, wie es etwa die Rabbinen auf Veranlassung dieser und ähnlicher Stellen thaten, sondern es ist, wie Hezel richtig bemerkt, eine sinnliche Vorstellung der über das Leben der Menschen wachenden Vorsehung. Das Leben derjenigen Menschen, welche Gott auch in Gefahr erhalten will, hat er gleichsam eingewickelt, so wie Menschen etwas kostbares einwickeln, dessen Verlust sie schmerzen würde. Auf eine Schleuder hingegen werden nichts als schlechte Steine, die man zu nichts weiter braucht, gelegt. Von solchem Werth, sagt Abigail, möge auch das Leben der Feinde Davids in Gottes Augen seyn, er möge es nicht seiner wachenden Vorsehung würdigen, und wie unnütze Steine vorschleudern lassen!

David that bey dieser Gelegenheit ein paar unbedachtsame Schwüre v. 22. u. 34. über welche ihm Michaelis ziemlich den Text liest. In der That zeigt sich auch das Thörigte und Frevelhafte solcher leidenschaftlichen und unnützen Eidschwüre bey dieser Gelegenheit vorzüglich stark. David schwört, es solle niemand in Nabals Hause lebendig bleiben! Er schwört also Böses zu thun, das heißt, er fordert Gott, der alles Böse straft, auf, ihn zu strafen, wenn er nicht etwas Böses thue! Welch ein thörigter Widerspruch liegt in einem solchen Ausbruche! Aber auch welcher Frevel! Er denkt in demselben Augenblicke daran und erinnert Andre mit seinen Worten daran, daß Gott das Böse

bestrafe, und dies thut er, um es sich recht fest vorzunehmen, gleichsam unter Gottes Augen Böses zu thun. Als ob er zu Gott sagte: Ich weiß, daß du das Böse bestrafst, aber eben darum, weil ich das weiß, so thue ich es. So inconsequent können Menschen handeln. Gewiß, wenn Gott persönlicher Beleidigungen von Menschen fähig wäre, so müßte er durch solche Worte beleidigt werden und sie bestrafen. Da er aber weit über solche Beleidigungen erhaben ist, so straft sich der Mensch selbst, indem er sich als einen gedankenlosen Thoren bey solchen Eidschwüren zeigt.

Zugleich versichert David durch einen solchen Eid eine Sache, von der er doch nicht gewiß wußte, ob sie ihm gelingen werde. Er konnte mit Gewalt daran verhindert werden; er konnte auch seinen Vorsatz ändern. Das letzte geschahe wirklich. Er hatte also eigentlich einen falschen Eid geschworen. Es war indessen immer noch gut, daß David Verstand genug hatte, einzusehen, daß Eidschwüre dieser Art nicht verbindlich wären, wenn ihre Erfüllung durch höhere Pflichten gehindert würde. Er urtheilte hierin ganz richtig und sein Beyspiel kann denjenigen zur Beruhigung dienen, welche auf eine ähnliche Weise etwas eidlich versprochen haben, wovon sie nachher einsehen, daß es Unrecht ist. Denn ungeachtet der Eid über alles heilig seyn und von jedermann auch mit seinem größten Schaden erfüllt werden muß, so ist doch niemand verbunden, das zu leisten, was er nicht kann. Was ich aber nicht darf, das kann ich auch nicht, so-

bald

bald die Möglichkeit einer Sache nach moralischen Grundsätzen beurtheilt wird. Wer auf eine solche Art seinen Schwur brechen muß, hat sich auf alle Fälle versündigt, er hat die Heiligkeit des Eides herabgesetzt und Gesinnungen geäußert, welche der Ehrfurcht gegen Gott zuwider laufen, indem er Gott zu Beförderung einer unmoralischen Handlung hat brauchen wollen; aber eigentlich meineidig ist er nicht; auch würde er seinen Fehler durch Haltung eines solchen Eides nur verschlimmern. Um ihn zu verbessern, hat er sich daher gereinigtere Vorstellungen von Gott und seinen Pflichten zu erwerben und streng nach denselben zu handeln.

Diesen Fehler sowohl, als die Gefahr, sich durch eine grausame Rache an Nabal noch mehr zu versündigen, würde David vermieden haben, wenn er bey der ganzen Sache mehr mit Bedacht, und nicht in der ersten Hitze der Leidenschaft gehandelt hätte. Dies lehrt, daß Unbedachtsamkeit eine Quelle von vielem Bösen seyn kann, und daß man sich in der Leidenschaft wo möglich zu nichts, am wenigsten zu etwas, das Andern schaden kann, entschließen müsse.

XVII. Irreligiosität und Aberglaube in Verbindung. Cap. XXVIII.

Unglaube und Aberglaube sind einander nicht so sehr entgegengesetzt, als man auf dem ersten Anblick vermuthen sollte. Sie können vielmehr sehr gut in einer

Person mit einander vereinigt seyn, ja sie müssen es in den meisten Fällen ihrer Natur nach seyn. Denn der Abergläubige, d. i. derjenige, welcher Statt reiner und aufgeklärter Religionslehren (denn vom religiösen Aberglauben, den man oft vorzugsweise so zu nennen pflegt, ist hier hauptsächlich die Rede) willkührlich erdichtete, thörigte und widersprechende Vorstellungen von Gegenständen der Religion annimmt, ist nothwendig in Ansehung besserer Vorstellungen ungläubig. Dies leidet keinen Zweifel. Aber umgekehrt möchte es doch scheinen, als ob der Ungläubige nicht eben abergläubig seyn müsse. Denn es ließe sich auch ein Mensch denken, der gar nichts glaubt. Denken läßt er sich vielleicht, wiewohl ich mir aus der Natur des menschlichen Geistes zu beweisen getraue, daß ein Mensch, der gar nichts glaubt, ein widersprechender Begriff ist, wozu aber hier nicht der Ort ist. Gesetzt aber auch, er ließe sich denken, so dürfte es wohl in der Wirklichkeit nie einen solchen gegeben haben. Denn ein solcher dürfte, wenn er consequent seyn wollte, gar nicht handeln. Denn wir handeln alle auf Glauben. Wir wissen von keiner unsrer Handlungen, deren Zwecke nur in einer sehr wenig entfernten Zukunft liegen, ob sie einen Erfolg haben werden, sondern wir glauben es nur. Wir glauben, daß morgen die Welt noch stehen werde, aber wir wissen es nicht.

Dieser nothwendige Glaube dringt sich uns daher mit unwiderstehlicher Macht auf. Nun ist es uns allerdings möglich, bey demselben stehen zu bleiben und an=

anzunehmen, es werde alles seinen Fortgang haben, wie bisher, die bisherigen Gesetze der Natur werden auch künftig so gelten, wie zuvor, und unsre Handlungen werden den Erfolg haben, welcher sich nach denselben erwarten läßt. Es kann Leute geben, die gern alles lästigen Nachdenkens überhoben seyn möchten, und es wirklich mit ihrer Ueberzeugung hierbey bewenden lassen. Einige unsrer neusten Philosophen haben dieses so gar als den vernünftigsten Weg anpreisen wollen, welchen der Mensch in dieser Lage einzuschlagen hat *). Allein es dürfte wohl nur wenig Menschen möglich seyn, sich hierbey zu beruhigen, und die meisten möchten daher wohl in Gefahr gerathen, zu den abgeschmacktesten Voraussetzungen, kurz zu dem unwürdigsten Aberglauben verleitet zu werden, wenn ihr durch die Beschaffenheit der Umstände veranlaßtes Nachdenken nicht vernünftig geleitet würde, eine Leitung, die sie allein von der Religion zu erwarten haben. Auch ist es doch wohl eines vernünftigen Menschen würdiger, nach höhern Gründen zu forschen, als gleich dem Thiere, das auch bloß nach einer gewissen

*) Fichte und Forberg in den bekannten Aufsätzen im phil. Journal, und ersterer in seiner Appellation an das Publikum über den ihm angeschuldigten Atheismus. Zwar glauben sie moralische Gründe für ihre Behauptung zu haben. Allein wir wissen, daß das, was sie Moralität nennen, nichts als ein Resultat von Trugschlüssen ist, denen sie bey allen ihrem Scharfsinn nicht auszuweichen gewußt haben.

Analogie bisheriger Erfahrungen handelt, bey demjenigen stehen zu bleiben, was in die Sinne fällt. Nun giebt es zu Erklärung desjenigen, was da ist, und zu Begründung unsrer Erwartungen für die Zukunft nichts höheres, sichreres und befriedigenderes, als die Vernunft. Dies kann denn keine bloß menschliche Vernunft seyn, weil diese wegen ihrer bekannten Beschränkung zu den Zwecken, welche hier gegeben sind, nicht hinreichend ist. Wir können uns aber ein Ideal eines höchsten vernünftigen Wesens bilden, welches wir Gott nennen und den wir uns als den Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt denken. Durch den Glauben an Gott werden uns nun alle jene Zweifel so befriedigend gelöst, als sie irgend für Menschen gelöst werden können. Eine vernünftige Religion ist also dem Aberglauben eben so sehr als dem Unglauben entgegengesetzt.

Wer sich also vernünftige Religionsgrundsätze fest eingeprägt hat, wem sie heilig und theuer sind, der wird vor dem Aberglauben weit sichrer seyn als der Ungläubige. Denn diesen schützt nichts gegen den Aberglauben als seine Gleichgültigkeit. Gleichgültigkeit gegen die Religion ist aber eine sehr schwache Schutzwehr gegen den Aberglauben. Dies lehrt uns die Geschichte derjenigen Völker, bey welchen der Staat gleichgültig gegen die Religion ist. Dies war in dem alten Rom der Fall und nie gab es einen größern Sammelplatz des mannichfaltigsten und absurdesten Aberglaubens als Rom war. Jetzt zeigen es die nord-

nordamerikanischen Staaten *) und bald wird es Frankreich und die von ihm von ihrer Religion, so wie von ihren Reichthümern und von ihrer Freyheit befreyten Länder zeigen.

Was von ganzen Völkern gilt, bestätigt die Erfahrung auch bey einzelnen Personen. Schon mancher, der sein ganzes Leben hindurch die Religion verachtete, ist in der Mönchskutte gestorben. — Eben dieses bestätigt auch gegenwärtiges Beyspiel Sauls. Ihm war die Religion ein schweres Joch, weil sie seinen Despotismus einschränkte. Er warf sie von sich und ging in seinem Frevel so weit, daß er ein ganzes Heer unschuldiger Priester ermorden ließ, und hier sehen wir ihn zu den Füßen eines Schreckenbildes, das ihm ein betrügerisches altes Weib vorzauberte. In jenen Zeiten, da ihn noch eine vernünftige Religion leitete, hatte er dergleichen Betrügereyen

*) M. s. die Nachrichten zur Religionsgeschichte aus de la Rochefaucould Liancourts Reise in den Jahren 1795, 1796 und 1797 durch alle an der See belegene Staaten der Nordamerikanischen Republik, ingleichen durch Ober-Canada und das Land der Irokesen. Nebst zuverläßigen Nachrichten von Unter-Canada. Aus der französischen Handschrift übersetzt, 2 Bände, Hamburg 1799, in Herrn D. Stäudlins Beyträgen zur Philosophie und Geschichte der Religion und Sittenlehre überhaupt und der verschiedenen Glaubensarten und Kirchen insbesondere, fünfter Band 1799, von S. 379 flgd.

aus seinen Staaten verbannt. Jetzt, da er keine Religion mehr hat, nimmt er zu einer derselben seine Zuflucht, und wird, wie ers verdiente, belohnt. Die Religion Jehova's erfüllte ihn mit hohem Muth, der Aberglaube mit Schrecken und Verzweiflung.

Es ist wohl in unsern Tagen nicht mehr nöthig zu zeigen, daß die ganze Sache ein Betrug war. Die Erzählung selbst zeigt sie sehr deutlich als einen solchen und zwar als einen Betrug keinesweges von der feinsten Art. Michaelis, Hezel und Hensler haben die Umstände dabey sehr befriedigend auseinandergesetzt. Die einzige Schwierigkeit scheint mir dabey noch die zu sey, wie das alte Weib, wider die Gewohnheit solcher Wahrsagerinnen, Saul eine so unangenehme und niederschlagende Antwort ertheilen konnte, da es doch ihrem Vortheil gemäßer scheint, ihm eine günstige zu geben. Wen es daher nicht befriedigt, daß das Weib bey einiger Klugheit den Erfolg leicht voraus sehen konnte, und daß es dabey durch Rachsucht geleitet wurde, der darf nur bedenken, daß die ganze Nachricht, welche unser Geschichtsschreiber von dieser Begebenheit hatte, doch von niemand anderm, als dem Weibe selbst herrühren konnte. Denn Saul und seine Begleiter werden vor der Schlacht gewiß niemanden etwas davon gesagt haben, und wahrscheinlich blieben die letztern in derselben so wie er.

Diese so oft verspottete Geschichte entwickelt uns also eine wichtige die Religion betreffende Lehre, und zeigt uns den Werth der Religion von einer sehr vortheil-

theilhaften Seite, in so fern sie nämlich den menschlichen Geist vor Ausschweifungen bewahrt, durch welche er sehr herabgewürdigt wird.

Sie ist aber auch noch von der andern Seite lehrreich, in so fern sie Aufschlüsse über manche der in jenem Zeitalter herrschenden Meinungen giebt.

Man sieht nämlich daraus, daß man wirklich schon Vorstellungen von einer Fortdauer der Seele nach dem Tode hatte. Denn nie hätte Saul und das Weib sonst auf den Einfall kommen können, einen Verstorbenen hervorzurufen? Aber diese Vorstellungen, welche in der Mosaischen Religion nicht begründet und von Mose weder behauptet noch bestritten waren, müssen höchst unvollkommen gewesen seyn. Denn was mußte man sich von dem Zustande der Seelen nach dem Tode denken, wenn man glauben konnte, daß die Seele eines solchen Mannes, wie Samuel, dem Winke eines alten Weibes gehorchen müsse?

Man hat übrigens auch hierin Spuren eines Glaubens an Geisterwirkungen finden wollen, indem man annimmt, die, welche die Wahrsagerinn zu Endor für eine Todtenbeschwörerinn hielten, hätten glauben müssen, daß sie durch Hülfe gewisser Geister die Todten hervorrufe. Allein ungeachtet man damals gewiß schon an Geister glaubte, und sich auch in spätern Zeiten die Todtenbeschwörungen immer als durch Geister bewirkt vorstellte, so läßt sich

doch

doch dieser Glaube aus der bloßen Erzählung dieser Geschichte nicht zuverlässig entwickeln.

XVIII. Sauls Tod XXXI, 1—6.

Sauls unglückliches Leben endigte mit einem Selbstmord. So verabscheuungswürdig er auch durch seine Handlungen in spätern Jahren geworden ist, so erregt es doch unser Mitleid, wenn wir bedenken, was er zuvor war und was er als Privatmann hätte seyn können, wenn ihn das Schicksal nicht in eine Sphäre versetzt hätte, der er nicht gewachsen war. Sein Tod ist keine Heldenthat zu nennen, ob er gleich bey einer so gedrückten und entkräfteten Seele, wie Sauls war, noch einen Rest ehemaliger Kraft zeigt. Wenigstens beweißt er, daß die Begriffe von Ehre noch Gewalt über ihn hatten. Er ist deswegen aber nicht zu billigen. Denn für den wahren Tugendhelden würde es selbst in Sauls Lage größer gehandelt gewesen seyn, mit seinem Schicksale bis ans Ende zu kämpfen, und wenigstens die Möglichkeit noch zu erhalten, noch länger seinen Pflichten gehorsam zu seyn, als ihm zu unterliegen. — Aber er muß entschuldigt werden. Saul kannte die Grundsätze nicht, nach welchen es edler ist, sein Leben auch in der verzweifeltsten Lage muthig zu behaupten, als es aus Furcht vor Schmerz und Schande zu verlassen. Und hätte er sie gekannt, so konnte er die Kraft nicht mehr haben, sie zu behaupten.

Josephus macht es ihm zum großen Verdienst, daß er, ungeachtet er seinen Tod nach Samuels Weissagung gewiß voraus wußte, dessen ungeachtet in die Schlacht gieng und hält folgende Lobrede auf ihn.*)

„Hierbey noch einen Gedanken, welcher einem jeden, besonders den Königen, den Fürsten, den Großen der Erde, den Anführern, überhaupt allen, die in Ehrenämtern sind, oder eine große, edle Seele haben, nützlich seyn kann. Vielleicht entflammt er sie so sehr zur Tugend, daß sie keine Beschwerden scheuen, Gefahren und Tod selbst nicht achten, um durch Aufopferung ihres Lebens für das Vaterland einen unsterblichen Ruhm zu erringen. Das that Saul. Er wußte, daß er mit seinen Söhnen in der Schlacht bleiben würde, und wollte doch lieber das Leben verlieren, wählte doch lieber den Tod, ehe er seine Armee verlassen, oder sie den Händen seiner Feinde übergeben hätte, — warf sich und seine Kinder einem gewissen Tode entgegen, und hielt sie für glücklicher, wenn sie ehrenvoll ihr Leben im Streit für das Wohl des Landes verlören, als wenn sie ihr Elend überlebten, ohne ihr Schicksal zu wissen, da ihnen nun unsterblicher Ruhm gewiß wäre. Ich muß daher Saul den

*) Josephus jüdische Alterth. B. VI. K. XIV. §. 4. nach Niemeyers trefflicher, obgleich etwas freyer Uebersetzung in der Charakteristik der Bibel Theil 4. S. 120.

den Ruhm eines sehr gerechten, weisen, großmüthigen Königs beylegen, und wenn jemand vor ihm oder nach ihm so etwas gethan hat, so ist er desselben nicht minder würdig. Denn obgleich die, welche in der Hofnung zu siegen, ins Feld gehen, mit Ruhm erwähnt zu werden verdienen, so scheinen mir doch die weit mehr zu thun, welche, wie Saul, ihrer Ehre ihr Leben so weit nachsetzen, daß sie gewisse und unvermeidliche Gefahren verachten. — Das that Saul! So gab er allen, welche ihr Gedächtniß durch große Thaten verewigen wollen, ein Beyspiel! — Ich könnte noch viel mehr zum Lobe Sauls sagen — aber um nicht zu weitläuftig zu werden, kehre ich zu der Geschichte zurück.“

Gegen diese Lobrede läßt sich manches einwenden. Es ist erstlich nicht so ganz ausgemacht, daß Saul wirklich die Antwort von der Wahrsagerinn erhalten hatte, welche wir in der Geschichte erzählt finden. Das alte Weib, von welcher man allein Nachricht darüber haben konnte, wird hintennach gewiß ausgesagt haben, daß der Geist, welchen sie Saul habe sehen lassen, nichts anders als den wirklichen Erfolg vorausgesagt habe. Gesetzt aber auch, Saul hätte die erzählte Antwort wirklich erhalten und ihr geglaubt, so mußte er zugleich glauben, daß niemand seinem Schicksale entgehen könne, und konnte daher in seinen Maaßregeln nichts ändern, besonders wenn die Schlacht wirklich unvermeidlich war. Noch mehr verliert das Lob Sauls, wenn wir es in Verbindung

mit folgender Lobrede auf die Wahrsagerinn zu Endor lesen, die Josephus unmittelbar vorhergehen läßt:

„Es ist billig die Gefälligkeit dieses Weibes zu rühmen, daß sie, ob ihr gleich der König verboten hatte, ihre Kunst zu üben, von der sie sich zuvor ernährt hatte, und da sie ihn nie zuvor gesehen hatte, ihn weder aus Rachgier, wegen der Verdammung ihrer Kunst, noch als einen Fremden und Unbekannten abwies, sondern Mitleid mit ihm hatte und ihn tröstete, ihn selbst zum Essen nöthigte, da er keinen Appetit dazu hatte, und das einzige, was sie bey ihrer Armuth besaß, freygebig dazu hergab; wobey sie weder Lohn noch Begünstigung für die Zukunft verlangte, indem sie wußte, daß er umkommen würde. Sonst pflegen die Menschen nur gegen diejenigen gefällig zu seyn, die ihnen etwas Gutes erzeigt haben, oder von denen sie etwas erwarten. Es ist also gut, dem Weibe nachzuahmen, und allen Hülfsbedürftigen Gutes zu erzeigen, und zu glauben, daß nichts besser und dem ganzen menschlichen Geschlechte nützlicher sey und von Gott reichern Segen zu erwarten habe, als dieses. So viel von dem Weibe.“

Man sieht hieraus, daß Josephus, als er diese Lobreden schrieb, in jener gutmüthigen Stimmung war, in welcher man Handlungen für sehr lobenswürdig hält, bey welchen leicht ganz andere Bewegungsgründe Statt finden können, als man ihnen unterlegt.

Diese

Diese Lobreden mögen zugleich eine Probe davon seyn, wie man den unbedeutendsten und zweydeutigsten Handlungen biblischer Personen einen Schein moralischer Vortrefflichkeit geben kann. Viele Ascesten pflegen diese Methode überall bey der Bibel anzuwenden. Ich überlasse es meinen Lesern zu beurtheilen, ob ich recht gethan habe, sie zu vermeiden und biblische Personen und Handlungen eben so streng und uneingenommen zu beurtheilen, wie man es bey ganz gleichgültigen Personen zu thun pflegt.

Das

zweyte Buch Samuels.

Dies zweyte Buch enthält am ausführlichsten die Geschichte des merkwürdigsten unter allen Königen, welche die Israeliten gehabt haben, während seiner Regierung. Es ist aber nicht blos politische Geschichte, die immer nur kurz berührt wird, sondern mehr Privat- und Familiengeschichte dieses Königs. Dadurch wird dieses Buch für Religion und Moral wichtiger, als wenn die Geschichte der geführten Kriege, der gelieferten Schlachten und der auswärtigen Verhältnisse der Israeliten unter diesem Könige genauer beschrieben wäre, welches dem politischen Geschichtschreiber des ältern Asiens allerdings wünschenswerth wäre.

David war ein Mann, welcher von seiner moralischen Seite in mehrerer Rücksicht merkwürdig ist. Er hatte die herrlichsten Anlagen zur Moralität, einen über kleinliche Versuchungen erhabenen Geist, verbunden mit feurigem Enthusiasmus, den sowohl sein Helden- als Dichtergeist in ihm entzündete. Bey diesem kam es nur darauf an, daß er für das Gute erwärmt wurde, und David war der größten Handlungen fähig. Im Ganzen genommen ward er auch wirklich durch Religion geleitet. Seinem ausgezeichneten Religionseifer ist daher unstreitig das meiste Gute zuzuschreiben, was wir an ihm entdecken, ob er gleich nicht hinreichend war, ihn von allen Vergehungen zurückzuhalten. Diese Umstände machen Davids Geschichte zu einem merkwürdigen Gegenstande für Religion und Moral.

I. Davids weises und edles Betragen bey der Nachricht von Sauls Tode. Kap. I.

Wenn die Feindesliebe auch nicht, wie man zuweilen geglaubt hat, in den frühern Büchern des A. T. ausdrücklich gelehrt wird, so giebt uns Davids Betragen gegen Saul ein desto schöneres Beyspiel derselben. Schon haben wir gesehen, wie edel er sich bey seinem Leben gegen ihn betrug, da es in seiner Macht stand, sich zugleich an ihm zu rächen, von seinen Verfolgungen sich zu befreyen, und durch seinen Untergang sich den Weg zu der Größe zu bahnen, die er nur durch denselben erreichen konnte. Eben so edel zeigte er sich nach seinem Tode. Die Nachricht davon ward ihm durch einen Ausländer gebracht, der große Freude bey ihm zu erwecken und große Belohnung zu erhalten hoffte. Aber es erfolgte von allem das Gegentheil. David äußerte die größte Betrübniß darüber, und bestrafte den Ueberbringer der Nachricht mit dem Tode, weil er es nach seinem eigenen Bericht gewesen war, welcher Saul, nachdem er zuvor gefährlich verwundet worden war, des Lebens vollends beraubt hatte. Er machte hierauf auf den Fall Sauls und Jonathans ein schönes Trauergedicht, in welchem er Saul blos als Helden beklagte, und ihn als solchen Jonathan völlig gleich stellte. Keine Spur des Hasses gegen Saul entstellt diesen schönen Gesang, nur einzelne Blüthen der Liebe gegen Jonathan schmükken ihn. Er machte ihn zum Volksliede seines Stammes und suchte demselben also achtungsvolle Gesinnungen gegen das Andenken Sauls einzuflößen.

Es ist nicht möglich, daß David nicht Bitterkeit wegen des harten und ungerechten Betragens Sauls gegen ihn empfunden haben, und daß er nicht eine geheime Freude gefühlt haben sollte, als er das so auffallend erfüllt sahe, was er, da er Saul großmüthig verschont hatte, nach 1 Sam. XXIV, 13. zu ihm sagte: „Gott sey Richter zwischen mir und dir, und räche mich an dir! aber meine Hand soll sich nie an dir vergreifen. Es gehe, wie im alten Sprüchwort: der spricht sich selbst das Urtheil, der unrecht handelt.“ — Das Edle seines Betragens lag also darin, daß er jene Empfindungen des Hasses nicht in Thätlichkeiten übergehen ließ, und diese Freude nicht äußerte. Und eben dies ist es, was die Moral unter dem Nahmen Feindesliebe von uns verlangen kann. Sie kann nicht fordern, daß wir unsere Gefühle verläugnen oder vernichten sollen, daß wir Freude über das Glück unsrer Feinde und Trauer über ihr Unglück empfinden sollen, denn das ist unmöglich. Aber sie gebietet, daß wir uns durch dieses Gefühl nicht hinreißen lassen sollen, Pflichten zu verletzen, die wir unsern Feinden, als Menschen überhaupt sowohl als auch nach den besondern Verhältnissen, in welchen sie sich gegen uns befinden, schuldig sind. Dies that David. Er ehrte Saul als König, und ließ ihm als Helden Gerechtigkeit widerfahren, ungeachtet er sein Feind war.

Daß er dabey zugleich klug handelte, setzt seine Handlung nicht herab. Es muß den Edeln allemal freuen, wenn er Klugheit und Tugend auf einem Wege beysammen findet. Ein weniger edler Mann, als

David, würde nicht einmal eingesehen haben, daß es ihm mehr Ehre machte, so zu handeln, als an seinem Feinde sich zu rächen. Er würde vielmehr gefürchtet haben, Schwäche zu zeigen.

David bediente sich dabey auch nicht des kleinlichen Kunstgriffs, den viele gebrauchen, welche ihren Haß gegen ihre Feinde und ihre Schadenfreude bey ihrem Unglück nicht gerne geradezu an den Tag legen wollen, und es doch nicht lassen können, sie zu äußern. Sie verstecken sich hinter ihren Religionseifer, hinter ihren Eifer fürs gemeine Beste und andere dergleichen Empfindungen. Sie preisen die Gerechtigkeit Gottes, welche endlich das Böse bestraft habe, oder sie freuen sich blos des gemeinen Bestens wegen, das durch den Untergang so böser Menschen befördert wird. Sehr leicht hätte David seinen Empfindungen diese Wendung geben, sehr leicht es selbst seinem Vortheil gemäß finden können, sie ihnen zu geben. Aber er that es nicht. Er scheint den Grundsatz befolgt zu haben: Man müsse von Verstorbenen nichts als Gutes reden. Dies ist nun zwar ein sehr zweydeutiger Grundsatz, der, wenn er allgemein befolgt würde, der Geschichte alle Glaubwürdigkeit rauben könnte. Aber denjenigen, welche von andern beleidigt sind, macht es allemal weit mehr Ehre, die guten Seiten ihrer Feinde nach ihrem Tode hervorzuziehen, als die bösen. Ein gründliches Urtheil über dieselben können sie Unpartheiischen überlassen.

Es wäre undankbar von David gewesen, wenn er seine zärtlichern Empfindungen für Jonathan in diesem Liede gar nicht hätte hervorblicken lassen. Er thut

es

es mit einem einzigen sehr lebhaften Zuge: deine Liebe, sagt er von ihm, war mir mehr als Frauenliebe. — Wir haben schon oben gesehen, daß man eben so ungegründet als ungerecht aus diesem Ausdrucke gehässige Folgerungen für Davids und Jonathans Freundschaft gezogen hat. — Er ist unstreitig für eine eben so gut gewählte als kräftige Darstellung seiner freundschaftlichen Empfindungen für ihn zu halten. Bey dieser Stärke der Freundschaft ist die Mäßigung desto mehr zu bewundern, mit welcher David diese beyden Menschen, Saul und Jonathan, die so ungleich gegen ihn gesinnt waren, doch in eine Klasse stellen konnte, wo es darauf ankam, Verdienste an ihnen zu würdigen, die sich wirklich bey beyden fanden.

Man hat David übrigens wegen seines Betragens bey dieser Gelegenheit der Grausamkeit beschuldigt, weil er den Mann, der ihm die Nachricht brachte, daß Saul geblieben wäre, und daß er ihm selbst den Rest gegeben habe, hinrichten ließ. Allein mir scheinen die Gründe, welche Michaelis zu Davids Vertheidigung bey diesem Vorfalle beygebracht hat, völlig befriedigend zu seyn. Wenn der Selbstmord überhaupt ein Verbrechen ist, so muß es auch für unerlaubt gehalten werden, jemanden Hülfe zu leisten, um ihn auszuführen. Unser Kriegsrecht verbietet daher selbst dem auf dem Schlachtfelde sich herum wälzenden, tödlich Verwundeten, dem nicht einmal ein Wundarzt zu Hülfe kommen kann, und der die größte Marter ausstehet, auf seine Bitte ein Ende zu machen. Dies scheint zwar in einigen Fäl-

len, wo es schlechterdings unmöglich ist, das Leben zu retten, beynahe grausam zu seyn. Allein, wenn dieses Gesetz nicht wäre, so würde man andern muthwilligen oder raubsüchtigen Ermordungen der Verwundeten auf dem Schlachtfelde nicht vorbeugen können. Gesetzt aber auch, man dürfte den gemeinen Soldaten auf seine Bitte tödten, so würde es bey dem Könige doch noch weit weniger erlaubt seyn. Seine Person soll vollkommen heilig seyn, und selbst die Erfüllung einer solchen Bitte, die ein König nie anders als in einem Zustande der Verzweiflung und Geisteszerrüttung thun könnte, würde die königliche Würde schänden. Auch würde dadurch das Leben eines Königs gerade in der großen entscheidenden Stunde der Schlacht, wo es am wichtigsten ist, selbst von Seiten seiner Unterthanen unsicher gemacht. Ein Königsmörder aus Bosheit würde dann immer die Entschuldigung haben, es sey auf Bitte des Königs geschehen, der sich in Gefahr befand, von den Feinden gefangen genommen zu werden. Wenn auch wirklich ein andrer Mensch Recht über sein Leben hätte, so gehört das Leben des Königs auf dem Schlachtfelde dem Staate. Den König auf dem Schlachtfelde zu tödten, ist daher nicht Königsmord, sondern Mord des ganzen Staats.

In diesem besondern Falle mußte David noch dazu sowohl um seiner Ehre als um seiner Sicherheit wegen, die vorgebliche That des Amalekiters bestrafen. Hätte er sie ungestraft gelassen, oder gar belohnt, so könnte man den Thäter leicht für einen von David gedungenen Meuchelmörder gehalten haben. Auch

könnte leicht ein Bösewicht das gegebene Beyspiel gegen ihn selbst angewendet haben. Denn der Königsmord wird aufs äußerste von einem Volke verabscheut, das noch kein Beyspiel davon hat; ist aber das erste Beyspiel gegeben, so folgen leicht mehrere nach.

Nach eben denselben Grundsätzen verfuhr David nach Kap. IV. bey einer ähnlichen Gelegenheit. Zwey Bösewichter hatten seinen Nebenbuhler, Sauls Sohn, den König Ischboseth ermordet, und brachten ihm seinen Kopf. Hier zeigte sich Davids Gerechtigkeitsliebe, die durch keine für ihn geäußerte Partheilichkeit bestochen werden konnte, in einem noch reinern Lichte. Er gab den Mördern zur Antwort: „So wahr Jehova lebt, der mein Leben aus so mancher Gefahr errettet hat, ich habe zu Ziklag den greifen und hinrichten lassen, der, in der Meinung ein Freudenbote zu seyn, mir die Nachricht von Sauls Tode brachte, und dem ich eine Belohnung geben sollte. Aber, wenn nun Bösewichter einen Mann, der niemanden etwas zu Leide gethan hat, in seinem Hause und auf seinem Bette ermorden, sollte ich da nicht sein Blut von ihnen fordern, und solche Leute aus dem Lande ausrotten?“ Darauf ließ er die gerechteste Strafe an ihnen vollziehen.

Auch gegen die Bürger von Jabesch in Gilead betrug er sich edel, als er hörte, daß sie Saul begraben hatten. Er schickte eine Gesandschaft an sie ab, und ließ ihnen sagen: „Jehova segne euch für diese That, und für die Zuneigung, die ihr gegen euren Landesherrn, Saul, bewiesen habt, ihn zu begraben. Gott vergelte es euch gnädig und treulich, auch ich

will dankbar dafür seyn, daß ihr dies gethan habt. Fahrt nur fort, so brave und redliche Leute zu seyn, nachdem euer Landesherr, Saul, todt ist. Mich haben die vom Stamme Juda zum Könige über sich gesalbet.“

So viel Ansprüche David auf die Krone zu machen hatte, so drang er sich seinem Volke doch nicht zum Könige auf; er ward von dem Stamme Juda zuerst freywillig zum Könige erwählt. Den Bewohnern Gileads ließ er, wie wir hieraus sehen, blos Nachricht davon geben, ohne Anspruch darauf zu machen, auch ihr König seyn zu wollen, wenn sie ihn nicht aus eigner Bewegung dazu erwählten, wie es in der Folge von ganz Israel geschahe.

So sehr dieses Betragen in der Ordnung ist, und so gesetzwidrig ein entgegengesetztes seyn würde, so wenig ist es doch der Gewohnheit von Menschen gemäß, welche sich in der Lage befinden, in welcher David war. Er hätte alles mit Gewalt erlangen, und dabey selbst seine durch die Salbung Samuels erlangten Rechte zum Throne vorschützen können, aber er wollte die Regierung lieber dem Vertrauen und der Liebe seiner Unterthanen als ihrer Furcht verdanken.

II. Verbrechen aus Ehrsucht III. 26. 27. XX. 8—10.

Ehrbegierde ist eine moralische Triebfeder, welche zu sehr großen und edlen Handlungen leiten kann. Wenn alle Menschen richtige Begriffe von Ehre hätten, wenn sie nur denjenigen achteten und ehrten, der durch

edle

edle Gesinnungen und Handlungen wahre Achtung verdient, so würde die Ehrbegierde die sicherste Leiterinn auf dem Wege der Tugend seyn. Da aber Macht und äußerer Glanz die Hauptgegenstände sind, auf welche sich die Achtung und Ehrfurcht der meisten Menschen bezieht, so kann sie denjenigen, welcher darnach strebt, sehr irre leiten und ihn veranlassen, sich durch alle Mittel blos äußeres Ansehen und Glanz zu verschaffen. So wird der Ehrgeizige durch seine Leidenschaft selbst zu den verächtlichsten und schändlichsten Handlungen verführt werden können, die ihn in den Augen aller Rechtschaffenen weit tiefer herabsetzen, als ihn die Zwecke, welche er dadurch erreicht, in den Augen des großen Haufens erheben können.

Dies war der Fall bey Joab. Er war kein ganz unedler Mann. Er besaß große Tapferkeit und viel Klugheit, und wandte beyde dazu an, seinem Könige mit großer Anhänglichkeit die nützlichsten Dienste zu leisten. Er war auch nicht ganz Barbar, sondern zeigte sich in den Kriegen, welche er führte, oft schonend und gemäßigt. Aber er besaß gerade jene gefährlichste Art des Ehrgeizes, welche an den Höfen so gewöhnlich ist, und sie zu dem Schauplatze der niedrigsten Kabalen und Intriguen (es macht unsrer Sprache Ehre, daß sie für diese Dinge keine passenden Benennungen hat) macht. Er wollte der erste nach dem Könige seyn und bey ihm alles gelten. Er hatte sich hierauf große Ansprüche durch die Verdienste, welche er um David hatte, erworben. Er scheint viel persönliche Anhänglichkeit für ihn gehabt zu haben. Denn, so wenig er einem Andern nach-

stehen wollte, so willig stand er doch dem Könige nach, und trat ihm selbst den Ruhm ab, welchen er sich rechtmäßig erworben hatte. Dies zeigte er besonders bey der Eroberung von Rabba, die er David zu vollziehen überließ, als er diese Festung so weit gebracht hatte, daß sie sich ergeben mußte. Hätte er durch solche Handlungen allein seine Zwecke zu erreichen gesucht, so würde er unter die edelsten Männer gehören, welche je die Person eines Königs umgaben.

Aber er wollte keinen Nebenbuhler leiden, und dieses verleitete ihn zwey Männer von Verdiensten, Abner und Amasa, die ihm bey dem Könige hätten gefährlich werden können, meuchelmörderisch zu ermorden, und seinem Andenken dadurch eine unauslöschliche Schande anzuhängen. Bey keinem Ziele des Ehrgeizes können freylich Nebenbuhler gefährlicher werden, als da, wo es auf die Gunst eines Menschen ankömmt, die nicht allemal dem wahren Verdienste zu Theil wird, und selbst oft Verdienste, die man sich um ihn persönlich erworben hat, mit Undank belohnt. Hier hilft kein edler Wetteifer, den außerdem ein Mann einschlagen würde, der auf eine rechtmäßige Weise die Zwecke seiner Ehrbegierde erreichen wollte. Selbst bey einem Manne, wie David, der wahre Verdienste sehr gut zu schätzen wußte, und sich gegen diejenigen, welche sich um ihn verdient gemacht hatten, sehr dankbar zeigte, mußte Joab verzweifeln, durch Eifer und Treue seine bisher genossenen Vorzüge zu behaupten, und glaubte sie durch Verbrechen sichern zu müssen.

Hieraus

Hieraus sieht man, daß es kein gefährlicheres Ziel des Ehrgeizes giebt, als die Gunst eines einzelnen Menschen. Denn auch der trefflichste Mensch hat seine Schwächen und kann oft durch ganz andere Mittel leichter gewonnen werden, als durch wahre Verdienste. Der einzige Grundsatz, nach welchem uns die Ehrbegierde sicher leiten kann, ist, daß wir nichts thun, als was uns vor uns selbst, ohne alle Rücksicht auf das Urtheil anderer Menschen, Ehre macht. Wollen wir aber nach dem Beyfalle anderer Menschen streben, so sey es nach keinem andern als derjenigen, die wir selbst aufrichtig verehren können.

David selbst empfand sehr tief das Unrecht, was Joab an Abner geübt hatte, aber er war noch zu schwach es nach Verdienst zu bestrafen und mußte die Strafe erst auf seinem Todbette seinem Sohne überlassen. Dergleichen Ereignisse sind eine üble Folge ungesicherter Regierungen, bey welchen weder die Gesetze noch ihre Vollzieher hinlängliche Gewalt über mächtige Verbrecher haben. Dies zeigt, daß eine zu geringe Macht des Oberhaupts im Staate demselben eben so nachtheilig werden könne, wie eine zu große und uneingeschränkte. In den meisten Fällen wird eine solche Schwäche dem Volke noch nachtheiliger seyn, als selbst die Tyranney eines Despoten. Denn der Tyrann ist immer nur einer, der über die Gesetze erhaben ist. Unter einem schwachen Regenten aber erheben sich sehr viele darüber, und erlauben sich ungestraft die größten Ungerechtigkeiten.

III. Davids Anstalten für den öffentlichen Religionscultus. Kap. VI. VII.

David lebt noch immer in seinen Werken, die er für die öffentliche Gottesverehrung verfertigte, in seinen Psalmen. Noch immer dienen diese geistvollen Lieder zur Belebung desselben, ob sie gleich oft auf eine unzweckmäßige und für unser Zeitalter nicht mehr passende Art gebraucht werden. Auch für die öffentliche Gottesverehrung, in seinem Zeitalter, wirkte er viel. Durch eben diese Lieder, welche von seinen Zeiten an dabey gebraucht wurden, gab er dem bloßen Ceremoniendienste, der nichts als Aeußerung des Gehorsams seyn konnte, eine geistvollere Form, wodurch die Gottesverehrung zugleich zum Ausdruck innerer Empfindungen ward. Hierüber werden wir mehr bey den Psalmen selbst sprechen.

Für den äußern Gottesdienst that er weniger als man von seinem Eifer hätte erwarten sollen. Es kann seyn, daß jene Neigung zu einer freyern und geistvollern Verehrung der Gottheit, die er unter seinem Volke gewissermaßen zuerst erschuf, die vorzüglichste Ursache hiervon war. Es werden uns jedoch andre Ursachen davon in diesem Buche angegeben. Er wollte Gott einen Tempel bauen, ward aber durch einen göttlichen Ausspruch, welchen ihm der Prophet Nathan machte, davan verhindert, und er begnügte sich von der Zeit an mit großer Sorgfalt sehr reiche Materialien zum künftigen Tempelbau zu sammeln.

Wie wir schon oben bemerkt haben, war in diesem Zeitalter von dem ganzen gottesdienstlichen Appa-

rate,

rate, welchen Moses eingerichtet hatte, nicht viel mehr als die Lade des Bundes übrig. Denn das Tempelgezelt scheint zwar noch zu Silo vorhanden, aber zu alt gewesen zu seyn, um es transportiren zu können. Es wird auch hier nicht erwähnt. Diese Lade ließ David mehrmals mit großer Feyerlichkeit von einem Orte zum andern bringen.

Er hielt es dabey nicht für unanständig, seinen Religionseifer dem ganzen Volke dabey auf das lebhafteste zu zeigen. Die Art, wie es geschahe, Davids gottesdienstliche Kleidung dabey, sein Tanzen vor der Lade des Bundes, würde nach unsern Sitten freylich eines gesetzten Mannes, eines Königs und Helden, wie David, eben so unwürdig scheinen, als es Michal zu seyn schien. Aber dies kommt daher, weil wir dieses überhaupt nicht für eine schickliche Aeußerung religiöser Empfindungen halten. Bey den Alten hingegen waren religiöse Tänze sehr gewöhnlich. Michals Tadel, die aus einem wenig religiösen Hause war, traf also schon näher Davids Religionseifer selbst, als die Art, mit welchem er denselben äußerte, ob sie sich gleich vorzüglich an die letztere hielt. Daß David durch diesen Tadel keinesweges bewogen ward, seine Gesinnungen zu ändern, beweißt viel für die Stärke seines Religionseifers. Denn er liebte Michal, und nichts ist empfindlicher, als in den Augen geliebter Personen verächtlich zu erscheinen, und ihren Spott ertragen zu müssen.

IV. Davids Betragen gegen den Sohn seines Freundes. Kap. IX. und XIX. 24—30.

Nichts war gerechter und von einem Manne, wie David, sicherer zu erwarten, als daß er sich auch als König seiner Freundschaft mit Jonathan erinnern und das Versprechen, welches er ihm gegeben hatte, heilig erfüllen würde, sich seiner hinterlassenen Familie anzunehmen. Ob es also gleich der Gewohnheit orientalischer Fürsten ganz zuwider ist, etwas für die Familie ihrer Vorgänger, welche noch Ansprüche auf den Thron machen kann, zu thun, so ist es doch gar nicht für etwas außerordentliches, oder für einen Beweis einer ausgezeichnet edeln Denkungsart zu halten, wenn David einen hinterlassenen Sohn Jonathans aufsuchen ließ und für ihn sorgte. Denn er that dadurch weiter nichts, als was die heiligste Pflicht von ihm forderte, und er würde ein Ungeheuer seyn, wenn er es nicht gethan hätte.

Es scheint indessen auf den ersten Anblick, als ob er nicht einmal genug für ihn gethan, als ob er gegen den Sohn seines wärmsten und großmüthigsten Freundes sehr kalt gehandelt, als ob er ihm endlich gar unrecht gethan hätte. Dies findet doch aber bey genauerer Untersuchung auch nicht Statt. David that für Mesiboschet alles, was er für einen seiner Unterthanen thun konnte, den er doch nicht sich gleich setzen oder über sich erheben konnte, alles, was er für seinen eignen Sohn, ja für Jonathan selbst, hätte thun können. Er schenkte ihm mehr als er gehabt haben würde, wenn sein Vater und Großvater leben geblieben wären.

wären. Er überließ ihm die sämmtlichen Güter, welche Saul besessen hatte, von denen er nur einen kleinen Theil durch Erbschaft erhalten haben würde, wenn seine Familie fortgeblüht hätte. Er übergab ihn zur Pflege einem Manne, der sich bisher als einen treuen Diener des Hauses Sauls gezeigt hatte, und behandelte ihn übrigens völlig wie einen Prinzen, indem er ihn an seiner Tafel speisen ließ. Mefiboschet erkannte auch diese Güte mit demüthigen Aeußerungen seines Danks. David hatte ihn also in einen Stand gesetzt, in welchem es nur von seinen persönlichen Eigenschaften abhieng, ihm eine sehr angenehme Existenz zu verschaffen.

Als in der Folge David in Gefahr gerieth, durch seinen eignen Sohn Thron und Leben zu verlieren, und aus seiner Hauptstadt fliehen mußte, wobey ihn nur seine Getreuesten begleiteten, war Jonathans Sohn nicht unter ihnen. Nur der Diener desselben begleitete ihn und brachte ihm Geschenke, die ihm in seiner Lage sehr angenehm seyn mußten. Seinen Herrn aber beschuldigte er, aus verrätherischen Absichten zu Jerusalem geblieben zu seyn. Im ersten Zorne beraubte David den Prinzen aller seiner Güter und schenkte sie dem Diener, den er für treuer hielt. Als er den Aufruhr gedämpft hatte, und in seine Hauptstadt zurückkehrte, wartete ihm Mefiboschet auf, und entschuldigte sich wegen der unterlassenen Begleitung damit, daß ihn sein Diener durch Betrug davon abgehalten, und bey dem Könige verläumdet hätte. David ward durch diese Verantwortung nicht überzeugt, ließ sie aber doch als einige Entschuldigung gelten, und milderte

Mefiboscheths Strafe dahin, daß er ihm nur die Hälfte seiner Güter entzog. Damit war dieser sehr zufrieden und drang nicht auf weitere Untersuchung.

Es ist möglich, daß David sich irrte, und daß Mefiboscheth aus Furchtsamkeit sich nicht nachdrücklicher verantwortete, aber nicht wahrscheinlich. Denn David mußte ohnstreitig die Sache besser übersehen als wir es können. Auch läßt sich gegen Mefiboscheth's Entschuldigung manches einwenden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er bey Davids Gefahr mancherley Hoffnungen fassen, und wenigstens den Ausgang der Sache erst abwarten wollen konnte, als sich mit ihm in eine Gefahr stürzen, die sehr groß zu seyn schien. Unwahrscheinlich aber ist es, daß ein Mann, welcher so ansehnliche Güter hatte, so ganz von seinem Knechte abgehangen haben sollte, daß dieser ihn hätte hindern können, den König zu begleiten, wenn er es ernstlich gewollt hätte. Hätte David ihn selbst für unschuldig gehalten, so war gar keine Ursache vorhanden ihn zu bestrafen und seinen Diener Ziba zu belohnen, der vielmehr strenge Ahndung verdient hätte. Wenn er ihn aber für schuldig hielt, so konnte er ihn aus Großmuth und Liebe für seinen Vater gelinde bestrafen. Auf alle Fälle also mußte ihn David für schuldig halten, und nun erscheint seine Schonung gegen ihn als eine großmüthige Handlung, durch welche er zeigte, wie standhaft seine Freundschaft für Jonathan war, da sie selbst nach seinem Tode durch die Treolosigkeit seines Sohnes nicht wankend gemacht werden konnte.

Es ist eine der schönsten Früchte der Freundschaft, wenn sie auf die Hinterbliebenen des Freundes forterbt, und es sollte heilige Sitte seyn, sie forterben zu lassen. Denn dann beglückt die Freundschaft nicht bloß im Leben, sie beglückt über das Grab hinaus und versüßt wenigstens sehr die Bitterkeit der Todesstunde, wenn sie dem Sterbenden den Trost reicht, daß er den Seinigen treue Freunde hinterlasse, eine Erbschaft, die oft mehr werth ist, als große Reichthümer.

V. Davids Verbrechen. XI. XII.

Es ist traurig, daß wir einen Mann, den wir bisher durchgängig edel, den wir mehrmals groß handeln sahen, jetzt zu einer Reihe von Verbrechen herabsinken sehen, vor welchen die Menschheit zurückschaudert.

Es läßt sich zeigen, daß David bey seinem Ehebruch mit Bathseba, und bey der abscheulichen Ermordung ihres braven Gemals nicht als ein kalter entschlossener Bösewicht handelte, daß ihn mächtige Reize der Sinnlichkeit zu dem ersten und die größten Gefahren, welche seiner Ehre, seinem Reiche, ja seinem Leben drohten, zu dem zweiten verführten, und daß er sie mit schmerzlichem Gefühl bereuete. Dies macht, daß diese Handlungen noch nicht alles Zutrauen zu seinem Charakter vertilgen, und daß wir immer noch glauben können, er werde im Ganzen genommen nicht völlig gewissenlos handeln; aber an sich selbst verlieren diese Handlungen dadurch nichts von ihrer Abscheulichkeit. Der Ehebruch bleibt allemal ein niederträchtiger Raub des theuersten Eigenthums eines Andern,

und war, wie der Prophet Nathan dem gefallenen Könige sehr gut zu zeigen wüßte, besonders in diesem Falle eben so abscheulich, wie es die Handlung eines reichen Heerdenbesitzers seyn würde, der einen Armen seines einzigen geliebten Schäfchens beraubte, da David Weiber im Ueberfluß, und selbst mehr hatte als ihm das Gesetz Mosis erlaubte. Mord bleibt die größte Sünde, welche ein Mensch an dem andern begehen kann, und ein solcher Mord wie dieser, schließt einen ganzen Inbegriff von Abscheulichkeiten in sich. Es war der Mord eines Mannes, dem David das größte Unrecht gethan hatte, dem er die größte Genugthuung schuldig war, der Mord eines Helden, der ihm treue Dienste geleistet hatte, und dessen eigner Diensteifer dazu benutzt ward, ihn ins Verderben zu stürzen. Es war die schändlichste Treulosigkeit eines Fürsten gegen seine Unterthanen, das größte Verbrechen, was ein König an seinem eignen Staate begehen kann, wodurch, wenn es die Folgen hat, welche ganz natürlich daraus herfließen können, alle Bande des Staats, wenigstens alle die, welche ihn an den Regenten knüpfen, aufgelößt werden müssen. Wenn Treulosigkeit eines Unterthanen gegen seinen Fürsten ein verabscheuungswürdiges Verbrechen ist, so ist die Treulosigkeit eines Fürsten gegen seine Unterthanen es weit mehr.

Je größer aber diese Schandthaten Davids sind, desto lehrreicher wird es seyn zu zeigen, wie ein Mann von so guten und großen Anlagen zu denselben herabsinken konnte, und zu untersuchen, was seinem Cha-

rak-

rakter fehlte, wodurch er bey allen Reizen der Sinnlichkeit davor hätte bewahrt werden können.

David besaß ungemeine Talente. Er hatte einen großen Verstand, durch welchen er seinen Gegnern meistens überlegen war, viel Gegenwart des Geistes, eine lebhafte Einbildungskraft, eine scharfe Beurtheilungskraft. Diese Eigenschaften waren mit großem Muth, mit vieler persönlichen Tapferkeit, und mit einer nicht gemeinen Gabe die Herzen Andrer zu gewinnen und sich bey ihnen beliebt zu machen verbunden. Wer Eigenschaften dieser Art in einer so glücklichen Verbindung besitzt, der wird, wenn ihn nicht ganz besondre Umstände zum Bösewicht machen, nie im Ganzen genommen unedel handeln. Denn das Gefühl, daß es besser sey, wäre es auch nur um der Ehre willen, edel als unedel zu handeln, liegt zu tief in der menschlichen Seele, als daß ein Mensch nicht in jedem Falle zuerst darauf denken sollte, wie er seine Zwecke auf eine rechtmäßige Weise erlangen könne, und nur dann, wenn keine rechtmäßigen möglich sind, zu unrechtmäßigen schreiten sollte. Der Mann von vorzüglichen Geistesgaben wird die rechtmäßigen Mittel leichter entdecken als der beschränkte, und sich ihrer eher bedienen als der unrechtmäßigen, wenn sie auch mit größern Schwierigkeiten verbunden seyn sollten. Der schwache Kopf hingegen wird in solchen Fällen die rechtmäßigen Mittel entweder gar nicht entdecken, oder ihre Schwierigkeiten scheuen, und die unrechtmäßigen aber leichtern Mittel vorziehen. Schon als ein Mann von großen Talenten, war also David mehr dazu aufgelegt, edel als unedel zu handeln, und

es lassen sich unstreitig mehrere seiner edelsten Handlungen, besonders seine Mäßigung gegen Saul, wenigstens zum Theil hieraus erklären. Aber man sieht leicht, daß eine solche Tugend, die man wohl eine Tugend des Kopfes nennen könnte, keinen großen Werth hat, und daß sie in jedem Falle scheitern werde, wo auch der helle Verstand keine rechtmäßigen Mittel zu Erreichung seiner Zwecke erblickt, oder sie zu beschwerlich findet.

Schon mehr wird die Tugend des talentvollen Mannes gesichert seyn, wenn er nicht bloß kalten Verstand besitzt, sondern wenn seine Einsicht in dasjenige, was Recht und Unrecht ist, und in die Vorzüge des erstern mit Gefühl verbunden ist. David besaß ein sehr lebhaftes und durch die Uebungen seines Dichtertalents selbst erhöhtes Gefühl. Allein auch das Gefühl ist keine sichere Stütze der Tugend. Denn derjenige Theil desselben, welcher der Tugend zu statten kömmt, das moralische Gefühl bezieht sich blos auf gedachte Gegenstände, und wirkt daher bloß mit der Kraft, welche allgemeine und abstrakte Vorstellungen auf unser Gemüth äußern können. Der Eindruck, welchen diese machen, wird aber jedesmal durch sinnliche und konkrete Vorstellungen überwunden. Das bloße Gefühl ist daher nicht fähig den Reizen der Sinnlichkeit zum Laster zu widerstehen, ja es wird selbst für dasselbe gestimmt werden können.

Feste und richtige Grundsätze werden also allein den Menschen auf dem Wege der Tugend erhalten können. Hieran scheint es David zum Theil gefehlt zu haben. Die mosaischen Gesetze enthalten

keine

keine völlig ausreichende Moral, am wenigsten eine hinlängliche Moral für Könige. David konnte sich daher wohl, ungeachtet er den mosaischen Gesetzen im ganzen genommen große Anhänglichkeit und Unterwürfigkeit bezeigte, einmal über dieselben erhaben glauben. Es werden in dem mosaischen Gesetze und in dem Geiste seiner ganzen Constitution die Pflichten des äußern Gottesdienstes bey weiten als die wichtigsten dargestellt; dies konnte leicht zu dem Trugschlusse leiten, daß die Menschenpflichten minder wichtig wären und die Vergehungen gegen die letztern durch genaue Beobachtung der erstern oder auch durch Opfer und Büssungen wohl wieder gut gemacht werden könnten. Dies zeigt sich besonders in diesem Falle, da David, als er den Ehebruch mit Bathseba begangen hatte, sie die vorgeschriebene Reinigung vom Beyschlaf, selbst mit der Gefahr, daß die Sache dadurch entdeckt werden könnte, sorgfältig beobachten ließ, wobey Michaelis die richtige Bemerkung macht, daß es wunderlich, aber sehr gewöhnlich sey, daß Menschen ein allgemeines und natürliches göttliches Gebot übertreten, aber ein bloßes Ceremonialgesetz beobachten. Wie unrichtig David in Rücksicht der Versöhnung durch Opfer geurtheilt hatte, sah er hinterdrein wohl ein und sagte davon in dem Bußliede, in welchem er seine Reue ausdrückte *):

Du willst nicht Opfer — willig gäb ich sie,
Der Opferdampf versöhnt dich nicht!

*) Psalm 51.

Dein liebstes Opfer ist ein blutend Herz,
Ein blutend, reuend Herz,
Gott du verschmähst es nicht! —

Aber im Sturme der Leidenschaft hatte er wahrscheinlich diese Einsicht nicht! — Am wenigsten ausreichend aber waren die mosaischen Gesetze in Ansehung der allgemeinen Menschenpflichten, der Pflichten gegen Nicht-Israeliten. Urias war ein Hethiter. David konnte also glauben, daß ihm gegen einen solchen eher etwas erlaubt sey, als gegen einen Mann aus seinem Volke! Er hatte es ohnehin mit allen Israeliten gemein, daß er gegen andre Völker, wenn sie seine Feinde waren, die größten Grausamkeiten verübte, ohne sich irgend Vorwürfe darüber zu machen. Wenn also auch die richtigern Grundsätze, durch welche sich David von diesem Verbrechen hätte abhalten lassen sollen, in den mosaischen Gesetzen nicht mangelten, so dachte sie sich doch David nicht in dem richtigen Verhältnisse zu den übrigen und wußte durch Sophistereyen, zu welchen sich das menschliche Herz sehr bereitwillig finden läßt, wenn die Leidenschaften in Aufruhr sind, sein Gewissen zu betäuben.

Es ist aber endlich zur Tugend noch nicht hinreichend, gute Grundsätze zu haben und sie anzuerkennen, man muß auch gewohnt seyn, ihnen zu gehorchen. Hierzu wird viele Uebung, eine sorgfältige moralische Bildung und eine beständige Aufmerksamkeit auf sich selbst erfordert. Manche Lagen, in welchen sich die Menschen befinden können, erschweren die Ausübung guter Grundsätze mehr als andre. Wer z. B. bey

unrech-

unrechtmäßigen Handlungen außer den Vorwürfen seines Gewissens auch noch die Ahndung der Gesetze zu fürchten hat, der wird dieselben leichter unterlassen als derjenige, welcher sich über die Gesetze erhaben zu seyn dünkt, oder doch wenigstens leichte Mittel zu finden glaubt, ihren Strafen zu entgehen. Für einen solchen ist es verdienstlicher, den Versuchungen des Lasters zu widerstehen; er hat aber auch mehr Kraft gegen sie anzuwenden. In diesem Falle befand sich David. Ihn konnte die Aussicht auf Uebel, welche aus Verbrechen für ihn entstehen konnten, weniger abhalten als einen andern. Um so aufmerksamer hätte er darauf seyn müssen, seinen Willen unter der Herrschaft der Tugend durch eigne Kraft zu erhalten. — Eine Hauptregel bey dieser Bemühung, seinen anerkannt guten Grundsätzen beständigen Gehorsam zu leisten, ist, daß man seinen eignen Kräften nicht zu viel zutraue und jede Versuchung so viel als möglich zu vermeiden suche. Auch dies unterließ David. Er ward durch eine starke Versuchung gereizt, der er leicht hätte entgehen können. Aber er war entweder überhaupt ungewohnt, den Versuchungen der Sinnlichkeit zu widerstehen, oder er hütete sich doch in diesem Falle nicht genug davor.

Wir sehen also, daß ein Mann von großen Geistesanlagen und von warmen Gefühl, durch Mangel an richtigen Grundsätzen, und noch mehr durch Mangel an Uebung des Gehorsams gegen sie, bis zu den größten Verbrechen herabsinken konnte, und wir lernen daraus, daß Gaben des Geistes allein nicht tugendhaft machen, daß selbst ein warmes Gefühl keine

sichre Schutz mehr der Tugend ist, sondern daß gute Grundsätze and unerschütterlicher Gehorsam gegen dieselben allein uns vor Versuchungen zu sichern vermögen.

Davids Geschichte mit Bathseba ist dabey eine merkwürdige Bestätigung der bekannten Erfahrung, daß ein Fehler immer mehrere nach sich zieht und daß ein kleine Unvorsichtigkeit zu den größten Verbrechen verleiten kann.

Davids Reue nach diesen Verbrechen hat allerdings viel rührendes, besonders wenn wir den lebhaften und dichterisch erhabnen Ausdruck derselben im ein und funfzigsten Psalm, den er bey dieser Gelegenheit verfertigte, beobachten, und sehen, wie tief es ihn beugte, da das Kind, welches er auf diese unrechtmäßige Weise erzeugt hatte, starb. Nach menschlichen Begriffen dürfte indessen doch der Gerechtigkeit durch die Strafe, welche er litt, bey weitem nicht Genüge geleistet worden seyn, und diese Geschichte könnte in so fern zu einer andern Bestätigung des Satzes dienen, daß Gott in diesem Leben das Böse nicht mit völlig angemessenen Strafen belege. Wenn wir indessen bedenken, daß die göttlichen Strafen keinen andern Zweck haben können, als die Besserung des Sünders, so konnte diesem durch Davids Reue, wenn sie aufrichtig war, vollkommen Genüge geleistet worden seyn und der Prophet Nathan konnte ihm auf sein reuiges Bekenntniß seiner Sünde mit völliger Ueberzeugung die Versicherung geben, daß ihm Gott seine Sünde vergeben habe. Wir finden auch in Davids weiterer

Ge-

Geschichte kein Beyspiel, daß er sich je wieder des Ehebruchs schuldig gemacht habe. Dies war jedoch nicht der Fall in Rücksicht auf die Grausamkeit, welche er bey dieser Gelegenheit gezeigt hatte. Dieser überließ er sich bald darauf wieder, als er das Volk, dessen Bekriegung zu jenem Verbrechen die zufällige Veranlassung gewesen war, bezwungen hatte, auf die abscheulichste Weise. Er war im Kriege überhaupt von jeher ein eben so grausamer Barbar gewesen, als alle die Helden seines Volks, bey denen wir auf eine räthselhafte Weise eine solche Unmenschlichkeit gegen besiegte Feinde doch oft mit unläugbar edeln Eigenschaften in Verbindung gefunden haben. Noch ehe er zur Krone gelangte und als er noch unter dem Schutze des Königs der Philister Streifereyen gegen auswärtige Völker unternahm, erschlug er nach 1 Sam. XXVII, 9. 11. alles, und ließ weder Mann noch Weib am Leben, damit sie nicht aussagten, daß er nicht gegen die Israeliten und ihre Bundsgenossen, sondern gegen andre Völker Streifzüge machte. Als er die Moabiter schlug, ließ er nach 2 Sam. VIII, 2. die Gefangenen auf die Erde legen und nach der Meßschnur zwey Theile zum Tode ausmessen, und dem dritten schenkte er das Leben. Alles dieses übertrifft was wir hier XII, 31. von seinem Verfahren gegen die Ammoniter lesen: Er ließ die Einwohner aller Städte der Ammoniter herausbringen, sie unter Sägen, eiserne Dräschwagen und eiserne Beile legen, und sie im Ziegelofen verbrennen.

Ich vermag es nicht, diese das trägste Gefühl empörenden Abscheulichkeiten zu entschuldigen. Es läßt sich kein Verbrechen denken, dem eine solche Strafe angemessen wäre; und fänden wirklich dergleichen Statt, wie es etwa seyn könnte, wenn sich diese gemißhandelten Menschen gleicher Grausamkeiten schuldig gemacht hätten, so beging nie ein ganzes Volk ein Verbrechen und eine solche Strafe mußte viele Unschuldige, viele nur in einem geringen Grade Schuldige treffen. Ich vermag daher blos, mich mit vieler Anstrengung zu überwinden, an einem Unmenschen, welcher so verfahren konnte, doch noch wirklich gute Eigenschaften anzuerkennen, ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und diesen Widerspruch in Davids und anderer großen Männer Gesinnungen und Handlungen als eine Warnung aufzustellen, daß man nicht von einzelnen Handlungen auf den ganzen Menschen schließen müsse. Denn betrachten wir David in einer solchen Scene, da er Befehl zu Unmenschlichkeiten dieser Art gab, so sollten wir nicht glauben, daß er je einer guten Rührung fähig gewesen wäre. Sehen wir dagegen, wie edel er gegen Saul seinen ärgsten Feind und Verfolger handelt, so sollten wir nicht glauben, daß er je fähig gewesen wäre, einen Feind und noch dazu einen überwundenen Feind anders als großmüthig zu behandeln.

Also an eine Entschuldigung ist hier nicht zu denken; nur an eine Erklärung eines so sonderbaren moralischen Widerspruchs, der uns die menschliche Natur in ihrer höchsten Würde und in ihrer tiefsten Herabwürdigung in einer Person zeigt. Diese finden

wir

wir allein in dem Geiste jenes rohen Zeitalters, aus welchem wir schon ähnliche Grausamkeiten andrer sonst wirklich großen Männer erklärt haben. Jedes Volk betrachtete sich als Individuum, jedes glaubte bloß alle Kräfte anstrengen zu müssen um seine Existenz zu erhalten. Es erwartete nichts von andern Völkern, als was es denselben durch Furcht abzwingen konnte, und war daher auch nicht geneigt ihnen etwas anders als Furcht und Schrecken mitzutheilen. Das allgemeine Beyspiel solcher Grausamkeiten, die gar nicht ungewöhnlich waren, macht daher, daß auch Menschen, die sonst edel waren, nicht davor zurückschauderten, sondern sie als eine gewöhnliche, ja vielleicht als eine natürliche Gewohnheit ansahen, die man gegen überwundne Feinde, die man nicht mit Vortheil zu Sklaven machen konnte, beobachtete.

Die Israeliten mußten insonderheit in dem ihnen von Moses eingeflößten Partikularismus viele Nahrung der Unmenschlichkeit gegen andre Völker finden. Es scheint daher als ob sie sich vorzüglich dadurch ausgezeichnet hätten, denn wir finden nicht in ihrer Geschichte, daß sie jemals so grausam behandelt worden wären, wie sie in den meisten Kriegen ihre Feinde behandelten.

David hätte sich also über den Geist seines Zeitalters und seines Volks erheben müssen um weniger grausam zu seyn. Er erhob sich auch allerdings in vieler Rücksicht darüber; daß er es hierin nicht that, können wir nur beklagen, es aber nicht als eine nothwendige Folge seiner übrigen großen Eigenschaften fordern. Denn daß ein jeder Mensch durch den Geist

seines

seines Zeitalters fortgerissen wird, ist der Regel gemäß, daß sich große Männer über denselben erheben, sind Ausnahmen, die man nicht als nothwendige Erfolge fordern kann. Nur das ist traurig, daß der Geist der Barbarey eines rohen Zeitalters mächtig genug ist, in Männern, welche der edelsten Empfindungen fähig sind, dieselben in einzelnen Fällen ganz zu unterdrücken.

Aus solchen Bemerkungen lernen wir aber den Werth unsrer bessern Zeiten schätzen und zugleich erkennen, daß es kein geringes Werk war, die Menschheit zu der Stufe zu erheben, auf welcher sie jetzt sich befindet. In unsern Zeiten schaudern Menschen von einer sehr geringen moralischen Güte vor Handlungen zurück, die noch bey weiten nicht einen kleinen Theil der Unmenschlichkeit jener Handlungen in sich schließen, die die edelsten Männer jenes Zeitalters ohne Bedenken begingen. So groß ist die Macht besserer Ueberzeugungen! Denn an guten moralischen Anlagen standen die Helden der Vorzeit den edelsten Männern unsers Zeitalters gewiß nicht nach. Nur der Mangel an Ausbildung derselben und an richtigen Begriffen konnte sie Handlungen begehen lassen, die jetzt zwar leider auch nicht ganz ohne ähnliche Beyspiele sind, deren aber doch nur die größten moralischen Ungeheuer fähig sind.

VI. Verbrechen in Davids Familie und seine Schwäche dabey. Kap. XIII. XIV.

Menschen, welche kein reines Gewissen haben ohne doch verhärtete und consequente Bösewichter zu seyn, pflegen gegen die Vergehungen Andrer sehr nachsichtig zu seyn, besonders gegen diejenigen Personen, die sie zunächst angehen und von ihnen geliebt werden. Daher ist es für einen Mann, welcher über die Sitten Andrer wachen und ihre Vergehungen richten soll, auch in dieser Rücksicht höchst nothwendig, ein reines Gewissen zu bewahren. Fürsten, obrigkeitliche Personen und Familienväter haben daher eine doppelt heilige Pflicht auf sich, über ihr Gewissen zu wachen.

Aus Davids Beyspiele sieht man, welche nachtheilige Folgen die Verletzung desselben für das Wohl seiner Familie und seines Volks, ja selbst für die Sicherheit seines Throns hatte. Er war des Ehebruchs und des Mordes schuldig. Unter seinen eignen Kindern fiel Blutschande und Brudermord vor, und er war zu schwch sie gerecht zu bestrafen; dadurch kam es am Ende dahin, daß sich sein Volk empörte und sein eigner Sohn ihn des Throns entsetzte, den er nur mit Mühe wieder erhalten konnte, und wobey seinem Herzen die tiefsten Wunden geschlagen wurden.

Davids erstgebohrner Sohn Amnon beging eine That, bey welcher sein Charakter in dem abscheulichsten Lichte erscheint. Er liebte seine Schwester. Schon dies war unrechtmäßig, da er wohl wissen mußte, daß es den mosaischen Gesetzen zuwider war.

Aber

Aber welch eine Liebe war dieses! Nichts als thierische Begierde, die unmittelbar nach der Sättigung in den heftigsten Haß sich verwandeln konnte. Ein Mensch, der sich seinen Freund nannte, aber im Grunde nichts als ein niederträchtiger Schmeichler war, gab ihm einen Anschlag, wie er die väterliche Liebe des Königs und die schwesterliche Liebe des unschuldigen Mädchens zu Ausführung seiner abscheulichen Absichten mißbrauchen konnte. Er erreichte seinen Zweck durch Gewalt und unmittelbar darnach fügte er zu dem angethanen Unrecht auch noch bittere Beschimpfung.

Die ganze Geschichte ist ein Gewebe der niederträchtigsten und gewissenlosesten Bosheit, die gar keiner Erläuterung bedarf um allgemeinen Abscheu zu erregen. Aber sie ist in so fern merkwürdig, als sich in ihr in wenigen Zügen die Verletzungen aller der geheiligten Bande beysammen finden, welche Menschen unter einander verknüpfen; als gerade diejenigen Empfindungen, welche das Wohlwollen der Menschen untereinander am meisten befördern können, zur Ausführung der schwärzesten Bosheit gemißbraucht werden. Geschlechtsliebe — diese der ganzen Menschheit so wohlthätige Empfindung, wenn sie veredelt und regelmäßig befriedigt wird, ist hier die Triebfeder zum Verderben eines unschuldigen Geschöpfs, einer Schwester des Bösewichts, bey dem sie sich regte. Freundschaft war die Maske, unter welcher ein eigennütziger Schmeichler dem Königssohne einen schändlichen Anschlag ertheilte, den er mit kaltem Blute zu dessen Verderben ausschlagen sahe. Denn als Amnon durch Absalon ermordet war, wußte Jonadab

sei-

seinen königlichen Vater noch damit zu trösten, daß er es allein sey und nicht die sämmtlichen Kinder des Königs XIII. 3. 21. Mitleid, das man Leidenden so gern schenkt, wird benutzt, den König zur Gewährung einer Bitte des verstellten Kranken zu bewegen. Eben dazu mußte auch die väterliche Liebe, welche David gegen ihn fühlte, gebraucht werden, so wie nur Tamars schwesterliche Liebe eine Königstochter bewegen konnte, die Pflege eines Kranken zu übernehmen. Welche Falschheit gehörte dazu alle diese Empfindungen so schändlich zu mißbrauchen! Doch so kalten Bösewichtern, wie Amnon und Jonadab, ist nichts heilig!

David erfuhr dieses alles und ward sehr unwillig. Weiter aber that er nichts. Wenigstens blieb Amnon nach wie vor am Hofe. Das arme gekränkte Mädchen mußte ungerächt im Hause ihres Bruders Absalom ihre Tage verweinen.

Fast könnten wir daher Absalom wegen der Rache entschuldigen, welche er an dem Verbrecher nahm, wenn er sie in der ersten Aufwallung des Unwillens über die Frevelthat und über die Nachlässigkeit des Königs sie zu bestrafen, begangen hätte, besonders wenn wir bedenken, daß er nach israelitischen Begriffen der gebohrne Beschützer seiner Schwester war, und das Beyspiel der Stammväter seines Geschlechts vor sich hatte, die ein ähnliches Verbrechen, welches an ihrer Schwester begangen ward, auf das blutigste gerächt hatten. Aber er vollzog seine Rache ebenfalls auf eine so überlegte Weise, welche einen Grad von Falschheit und kalter Bosheit zeigte, womit nur diejenige zu vergleichen ist, welche der Verbrecher selbst

gezeigt hatte. Er ließ seinen Bruder Amnon zu einem fröhlichen Male einladen, und ihn beym Freudenbecher tödten. Es scheint hieraus zu erhellen, daß Absalom sich dieser Gelegenheit nur bedient habe, um mit einem Scheine des Rechts seinen ältern Bruder aus dem Wege zu schaffen. Denn sonst hätte er wenigstens bey dem Könige vorher darauf dringen sollen, daß dieser seiner Schwester Genugthuung verschafft hätte, ehe er zu einem solchen Mittel schritt. Absalom wäre also des Brudermordes unstreitig auch ohne eine solche Veranlassung fähig gewesen.

David nahm dieses Verbrechen höher auf als jenes, wie er es auch in der That thun mußte. Absalom mußte fliehen und David verfolgte ihn mehrere Jahre lang um ihn zu bestrafen. Endlich ward er aber durch eine listige Veranstaltung Joabs mit ihm versöhnt.

Es scheint als haben ihn die Gesetze der Ehre, weil David der Bluträcher seines Sohnes war, und es einem solchen, nach damaligen Begriffen, Schande machte, einen Mord ungerächt zu lassen, abgehalten, seinem Sohne zu verzeihen, ob er gleich im Herzen dazu geneigt war. So vermochte also der Ehrgeiz in diesem Falle mehr über ihn, als es in jenem die Gerechtigkeit vermocht hatte, welche er seiner beleidigten Tochter schuldig war. Nach unsern Begriffen wird zwar die Ehre eines Vaters, dessen Tochter geschändet wird, mehr gekränkt, als die eines solchen, dessen Sohn ermordet wird. Bey der in jenem Zeitalter herrschenden Geringschätzung des weiblichen Geschlechts, die David durch seine Vielweiberey noch vermehrte,

war

war dieses nicht der Fall. Daher war seine Ehre im ersten Falle weniger im Spiele als im andern, und David war schwach genug, der Bosheit seiner Söhne alles zu verzeihen, wenn seine Ehre nur nicht unmittelbar dadurch angegriffen ward. Ein König sollte aber billig für die Gerechtigkeit so viel und mehr thun, als für seine Ehre, oder vielmehr seine Ehre darin suchen, daß in seinem Wirkungskreise die Gerechtigkeit auf keine Weise verletzt würde.

Es kam also darauf an, den König in ein Verhältniß zu setzen, in welchem er Absalom mit Ehren begnadigen konnte. Dies wußte Joab geschickt zu veranstalten, indem er dem Könige durch ein Weib einen Fall vortragen ließ, welcher ihn bewog, das Recht der Begnadigung gegen einen Andern zu üben, welches ihm denn Gelegenheit gab, ihn dazu zu bewegen, es auf seinen eignen Sohn anzuwenden. Der Fall selbst war so beschaffen, daß ein großer und vielleicht größerer Hang zum Begnadigen, als mit dem Wohl des Staats bestehen kann, dazu zu gehören scheint, um das Begnadigungsrecht bey demselben anzuwenden. »Ich bin eine Wittwe, sagte das Weib, mein Mann ist gestorben, ich hatte zwey Söhne, die geriethen auf dem Felde in Streit, und es war niemand da, der sie aus einander gebracht hätte, da schlug der eine den andern, daß er starb: und nun tritt die ganze Familie gegen mich auf, verlangt, ich soll den, der seinen Bruder todt geschlagen hat, heraus geben, daß er für seinen Bruder, den er ermordet hätte, wieder sterbe, so wollen sie den Erben wegschaffen, und noch den letzten Funken auslöschen, daß

mein Mann weder Namen noch Nachkommen im Lande behalten soll.“ Es ist wahr, das Weib hätte großes Mitleiden verdient, wenn sich die Sache so verhielt; auch mußte besonders bey den Israeliten einige Rücksicht darauf genommen werden, daß durch die Bestrafung des Mörders eine ganze Familie ausgestorben wäre. Allein, Fälle dieser Art kommen zu oft vor. Bey den meisten Verbrechern werden ihre unschuldigen Verwandten durch ihren Tod mit bestraft, und unerzogene Kinder, die auf solche Art ihren Vater und Versorger verlieren, sind unstreitig noch mehr zu bedauern, als es die Wittwe in diesem Falle war. Auch würden die einzigen Söhne der Familien, die ohnehin gewöhnlich etwas verzärtelt und übermüthig sind, sich viel herausnehmen, wenn die Gesetze in Rücksicht auf die Erhaltung ihrer Familie nachsichtiger gegen sie wären, als gegen Andre. Es scheint daher in der That eine übertriebene Milde zu seyn, wenn der König mit so großer Bereitwilligkeit dem Weibe ihren Sohn zu begnadigen verspricht. Vielleicht bewog ihn schon die dunkel gefühlte Aehnlichkeit seiner Lage mit der ihrigen dazu. Es macht ihm indessen wirklich Ehre, daß er bey dieser Neigung zur Ausübung des Begnadigungsrechts die Anwendung davon nicht willkührlich auf seinen Sohn machte, sondern erst durch diesen überraschenden und rührenden Vorfall dazu bewogen werden mußte. Nur dieses kann uns mit seinem sonst so schwachen Verfahren gegen seine Familie etwas aussöhnen.

Diese Begebenheiten in Davids Familie sind übrigens ein neuer Beweis von den Nachtheilen einer Ver-

Verfassung, in welcher der Vater der Familie zugleich ihr oberster Richter ist. Denn strenge gegen die Seinigen zu seyn und sie selbst zu bestrafen, kostet einem Vater weit mehr, als die Strafen zu dulden, welche Richter und Gesetze über seine Kinder verhängen; er wird daher nur gar zu leicht zur Schwäche verleitet und aus dieser entstehen die größten Unordnungen. Davids Familie befand sich ungefähr in eben dem Falle, in welchem sich die patriarchalischen Familien befunden hatten, und es wurden daher in ihr gleiche, ja noch größere Verbrechen als in jenen begangen.

Ueber das Begnadigungsrecht, dessen sich David hier bediente, verdient noch einiges bemerkt zu werden. Es ist in Rücksicht auf das Wohl des Staats eine sehr zweydeutige Befugniß der Regenten desselben, die man wohl nur eigentlich für ein durch die Unvollkommenheit unsrer Gesetze nothwendig gemachtes Uebel halten kann. Wären die Gesetze ganz vollkommen und paßten sie für alle Umstände und individuelle Lagen der Verbrecher, und könnten die Verbrechen jedesmal ganz klar gemacht werden, so würde es am besten seyn, nie ein solches Recht zu üben. Da aber die allgemeinen Gesetze in einzelnen Fällen leicht zu streng scheinen können, und da manche Angeklagte, auf welche der Schein einen großen Verdacht wirft, doch im Grunde unschuldig seyn können, nur daß ihre Unschuld nicht ganz klar erwiesen, sondern höchstens nur wahrscheinlich gemacht werden kann, so ist es gut, wenn sich menschenfreundliche Regenten ein solches Recht vorbehalten und es in seltnen Fällen anwenden.

VII. Absaloms Empörung und Davids Verhalten dabey. Kap. XV—XX.

Männer von vorzüglichen Eigenschaften sind oft grösser im Unglück als im Glück. So war es David. Seine zuvor erwähnten Verbrechen und seine Schwäche waren Begleiter seines Glücks. Sobald er wider in Unglück gerieth, zeigte er wieder Züge von ausserordentlicher Größe.

Dieses Unglück war ihm durch seine vorhergehenden Fehler zum Theil zubereitet worden. Er scheint seiner Kinder und besonders Absaloms Erziehung vernachlässigt, oder ihn wenigstens nur von Seiten seines Kopfes und seiner äußern Eigenschaften, nicht aber von Seiten seines Herzens, gebildet zu haben. Er war nicht aufmerksam genug darauf, niedrige und boshafte Schmeichler von seinen Söhnen entfernt zu halten, wie wir an Amnons Beyspiele gesehen haben. Durch eben solche war auch ohne Zweifel Absalom verderbt worden. Durch seine Nachsicht gegen Amnon hatte er Absalom zugleich erbittert und sich ihm verächtlich gemacht, und vielleicht viel dazu beygetragen, den Entschluß zur Empörung und Entthronung des Vaters in seiner Seele zu erzeugen. Die nachherige Versöhnung mit ihm war daher wenigstens von Absaloms Seite nicht aufrichtig, und gab ihm neue Gelegenheit, seine Plane zur Reife zu bringen. In der Folge war er zu wenig vorsichtig gegen ihn. Er scheint ihn durch eine gewisse kalte Vernachlässigung haben bestrafen zu wollen, aber eben diese Vernachlässigung, vermöge welcher er sich wenig um ihn bekům-

kümmerte, machte, daß ihm die gefährlichen Anstalten entgiengen, welche Absalom gegen ihn machte. Es ist dieses eine Methode, deren sich mehrere Eltern bedienen, ihre Kinder zu bestrafen, die aber im Ganzen genommen nicht sehr zu billigen ist. Sollte ein solcher affektirter Kaltsinn der Eltern gegen ihre Kinder auch nur in wenigen Fällen die übeln Folgen haben können, welche er für David hatte, sollte er auch nur selten den Eltern selbst schädlich werden können; so ist er doch meistentheils den Kindern nachtheilig, macht einen üblen Eindruck auf ihren Charakter und stört das wahre Verhältniß, welches zwischen Eltern und Kindern Statt finden sollte. Die Kinder werden bald den Zwang merken, welchen sich die Eltern dabey anthun müssen, er wird daher keinen Eindruck auf sie machen, und wenn sie boshaft sind, ihnen Mittel in die Hände geben, die Eltern heimlich auf mannigfaltige Weise zu kränken. Wenn er aber in einen wirklichen Mangel an Aufmerksamkeit der Eltern auf die Kinder übergeht, so werden dieselben leicht ihre Pflichten gegen sie vernachlässigen, und es unterlassen die Gelegenheiten zu ergreifen, wodurch sie noch gebessert werden können. Dabey wird er auch leicht gegenseitige Gleichgültigkeit der Kinder gegen die Eltern hervorbringen, welche alles Familienglück stört, und der Bildung der Kinder durch die Eltern äußerst hinderlich ist.

Absalom kann indessen mit diesen Fehlern, welche bey seiner Erziehung und Bildung vorfielen, keinesweges entschuldigt werden. Er zeigt durchgängig einen bösen Charakter. Er war mit völliger Ueber-

legung und Entschlossenheit boshaft, und konnte Jahre lang über seinen abscheulichen Entwürfen brüten. Als sie ihm endlich gelangen, war ihm nichts heilig. Nicht zufrieden, seinem Vater die Herzen des Volks entwandt und ihn entthront zu haben, gab er ihn der öffentlichen Schande, dadurch, daß er seine Beyschläferinnen öffentlich schändete, auf eine Art Preis, die ihn selbst mit der tiefsten Schande bedeckte, und stand ihm selbst nach dem Leben. Zu solchen Verbrechen, die leider nicht einzig in der Geschichte sind, kann Herrschsucht und ein falscher Ehrgeiz verleiten, der die Ehre allein in die äußere Macht und die Merkmale der Unterwürfigkeit Andrer setzt, und gleichgültig gegen die tiefe Verachtung ist, welche ein jeder, der noch einiges Gefühl für Recht und Unrecht in seinem Busen hat, für ein solches Ungeheuer empfinden muß! Und welch eine Verstellungskunst mußte Absalom besitzen, da er bey seiner Fähigkeit zu solchen Verbrechen die Herzen eines Volks zu gewinnen wußte, das unter einem König stand, der als Regent so edel war, wie David! In der That giebt uns dieses einen sehr schlechten Begriff von der Moralität der Israeliten zu jenen Zeiten. Wenn Absalom durch sein populäres Betragen und durch andre Kunstgriffe auch wirklich das Volk getäuscht und für sich eingenommen hatte, so mußte ein wirklich edles Volk doch in demselben Augenblicke von ihm abgewandt werden, in welchem es ihn den ersten Schritt zur Empörung gegen seinen Vater thun sahe, und es mußte mit dem bittersten Hasse und der tiefsten Verachtung gegen ihn erfüllt werden, sobald es ihn Frevelthaten der Art, wie

die

die Schändung der Beyschläferinnen seines Vaters war, ausüben, und dadurch öffentlich erklären sahe, daß er seinem Vater unversöhnlichen Haß geschworen habe, keine Versöhnung jemals mit ihm Statt finden lassen wolle, sondern nur seinen Untergang verlange. Nicht so die Israeliten! Sie hiengen ihm dessen ungeachtet an und halfen ihm seinen edlen Vater bekriegen, dem sie alle den blühenden Wohlstand verdankten, in welchem sie sich befanden und ohne den sie dieses nicht einmal gegen ihn hätten unternehmen können. In der That, sie hätten verdient einen König zu erhalten, wie Absalom geworden seyn würde!

Diesmal siegte aber doch die gerechte Sache. Absalom ward von seinen Räthen irre geleitet, geschlagen und auf der Flucht getödtet. Man hat dieses Schicksal Absaloms öfters als ein Beyspiel zur Warnung vor Ungehorsam der Kinder gegen ihre Eltern dargestellt. So gut gemeinet dieses auch war, so gründete sich die hieraus geschöpfte Warnung doch nur auf unvollkommene und unrichtige Begriffe. Absaloms Unglück war keinesweges eine unmittelbare Folge seines Ungehorsams und seiner Empörung gegen seinen Vater. Wäre er ein besserer Krieger und Heerführer gewesen, so würde er vielleicht in dieser Schlacht glücklicher gewesen seyn und seinen Zweck erreicht und lange über die Israeliten geherrscht haben. Viele so undankbare Söhne, deren die Geschichte erwähnt, waren glücklicher gegen ihre Väter, und viele, welche die gerechtesten Kriege führten, waren eben so unglücklich, wie Absalom. Diese Geschichte würde also nur eigentlich eine Warnung für

Krieger seyn, sich vor den Fehlern zu hüten, durch welche Absalom diese Schlacht verlor, wenn wir diese Fehler kennten. Will man aber Absaloms Schicksal als göttliche Strafe betrachten, so würde dieses nach den schon oft erwähnten unrichtigen Begriffen von der göttlichen Gerechtigkeit geschehen. So viel ist indessen gewiß, daß Absalom weit glücklicher würde gewesen seyn, wenn er seinem Vater gehorsam gewesen wäre. Er wäre, so lange er lebte, sein erster Unterthan, und nach seinem Tode sein Nachfolger gewesen, hätte sein Volk nicht den Greueln eines Bürgerkriegs Preis gegeben, sondern es sehr glücklich machen können, und würde seinen Namen nicht mit ewiger Schande bedeckt, sondern der Nachwelt zum ruhmvollsten Andenken haben hinterlassen können. Wäre ihm aber auch seine Empörung geglückt, so würde ihn doch sein Gewissen mit beständigen Qualen, selbst auf dem Throne, gefoltert haben; nie würde er auf die Achtung und Treue seines Volks haben rechnen können, sondern immer befürchten müssen, daß irgend ein Empörer eben die Mittel fände, ihn zu stürzen, deren er sich gegen seinen Vater bedient hatte.

Nun noch einen Blick auf Davids Betragen bey dem großen Unglück, welches ihm sein eigner Sohn bereitete. Ob er gleich mancherley Fehler begangen hatte, die ihm dasselbe zum Theil zuzogen, so zeigte er sich doch sehr edel, sobald es hereingebrochen war. Er flohe aus seiner Residenz, sobald er von der ausgebrochenen Empörung hörte. Wir können dieses nicht eine feige Flucht nennen. Denn theils kennen wir die Umstände nicht alle, welche ihm das Bleiben in Je-

rusalem

rusalem als die gefährlichste Parthie zeigen mußten, welche er ergreifen konnte, theils erkennen wir wirklich manche Umstände, welche es höchst gefährlich machten. Auch sehen wir aus Davids ganzem Betragen, daß er einen Bürgerkrieg im hohen Grade verabscheute, und diesen entweder zu vermeiden, oder weniger schrecklich zu machen glauben konnte, wenn er sich entfernte und das Volk zur Besinnung kommen ließ.

Bey der großen Treulosigkeit, welche David hierbey von dem größten Theile seines Volks erfahren mußte, war er doch sehr billig in den Forderungen, welche er an die Treue seiner Freunde machte. Er muthete ihnen nicht zu, daß sie sich seinetwegen unnöthig in Gefahr setzen, oder seine Gefahr mit ihm theilen sollten, wenn sie nicht die strengsten Pflichten dazu aufforderten. Ittai von Gat wollte er von seiner Begleitung dispensiren, weil er ein Ausländer war. Eben so schickte er die Priester in die Stadt zurück.

Durch dieses letztre äußerte David die aufgeklärtern Religionsgrundsätze, welche ihm eigen waren. Er schrieb der Lade des Bundes und ihrer unmittelbaren Gegenwart nicht die Zauberkraft zu, welche man ihr sonst zugeeignet hatte. Er nahm sie nicht mit auf seinen Zug, sondern er sagte: „Finde ich Gnade bey Jehova, so wird er mich zurück bringen, daß ich ihn und seine Wohnung wieder sehe; spricht er aber, ich will dich nicht zum Könige haben, so bin ich auch bereit, er thue was ihm gefällt!“

So

So zeigte auch David dabey eine außerordentliche Großmuth gegen einen persönlichen Feind, die mit seiner Grausamkeit gegen überwundene Feinde, von der wir im vorigen Abschnitte gesprochen haben, wieder sehr contrastirt. Er ertrug die Schmähungen geduldig, mit welchen ihn Simei auf seiner Flucht beleidigte, und gab nicht zu, daß ihn einer seiner Helden auf der Stelle bestrafte. Er äußerte dabey seine religiöse Denkungsart und betrachtete dies als Leiden, die ihm Jehova zugeschickt hätte, und hoffte für seine Mäßigung belohnt zu werden. „Laßt ihn fluchen! sagte er, Jehova hat es ihm befohlen! Vielleicht nimmt Jehova Rücksicht auf das Unrecht, welches ich dulde, und schenkt mir für den heutigen Fluch Gutes!“ Hieraus sieht man, daß David ebenfalls nicht an die Zauberkraft des Segens und Fluches glaubte, sondern wußte, daß die Erfüllung desselben von dem Willen Gottes abhänge, und diesem es zutraute, daß er nicht nach den Worten des Segens oder Fluches, sondern nach den Verdiensten des Gegenstandes desselben richten werde. Noch edler handelte David als er nach gedämpfter Empörung siegreich zurückkehrte und eben dieser Simei ihn fußfällig um Gnade bat. Davids Helden drangen wieder darauf, daß er sterben müsse, aber er schenkte ihm das Leben, und bekräftigte es mit einem Schwur.. Schade, daß er diese edle Handlung noch auf seinem Todbette dadurch befleckte, daß er nach 1 Kön. II, 8. 9. seinem Sohne Salomo empfohl ihn zu rächen! Es scheint beynahe, er habe erwartet, daß Jehova Simei, ohne

sein Zuthun, strafen würde, und da dieses nicht geschahe, er doch seine Rache nicht unbefriedigt lassen wollte. Doch hat man ihn nicht ohne Wahrscheinlichkeit damit entschuldigt, daß Simei überhaupt ein unruhiger Kopf war, und er daher seinem Sohne nur empfohl vor ihm auf seiner Hut zu seyn, wie denn wirklich Salomo ihn nicht unmittelbar bestrafte, sondern es erst that, als er sich ungehorsam gegen ihn bezeigt hatte.

Was uns außerdem von seinem Verhalten erzählt wird, wodurch es ihm endlich gelang, den so gefährlichen Aufruhr zu unterdrücken, charakterisirt größtentheils nicht sowohl seinen Edelmuth als seine Klugheit, und beweißt, daß er darin seinem Sohn weit überlegen war, daß er mehr selbst zu handeln verstand, als sich durch seine Rathgeber lenken ließ. Nicht ganz zu billigen ist es, daß er ihn vorzüglich durch Verrätherey zu stürzen suchte und ihm deswegen Chuschai beyzugesellen wußte, der ihn durch seinen Rath irre leitete und seinem Vater seine Rathschläge verrieth. Es ist wahr, Absalom hatte selbst die größte Verrätherey an ihm verübt. Aber Mittel, welche an sich unerlaubt sind, werden mir dadurch nicht erlaubt, daß ein andrer sie gegen mich anwendet, und der Rechtschaffne wird sich nicht zum Verräther herabwürdigen, weil ein andrer es gegen ihn geworden ist.

Eine merkwürdige psychologische Erscheinung ist der tiefe Schmerz, welchen David äußerte, als Absalom umgekommen war. Er gieng so weit, daß er wünschte, an seiner Stelle gestorben zu seyn,

und

und alle Klugheit vergaß, welche er gegen das Volk, das für ihn den Sieg errungen hatte, zu beobachten hatte. Ich glaube nicht, daß diese Aeußerung einen festen und bleibenden Zug in Davids Charakter bezeichnet. Dann würde sie ein Zeichen eines zwar guten und versöhnlichen, aber sehr schwachen Herzens seyn. Sie scheint mir vielmehr eine Wirkung des Augenblicks zu seyn, bey welcher alle die besondern Umstände zusammentreffen mußten, um sie hervorzubringen, welche sich hier ereigneten. Die Hauptursache, warum David den Tod seines Sohnes so tief empfand, war, weil er dadurch plötzlich von alle den Sorgen und Gefahren befreyt wurde, in welchen er bisher geschwebt hatte. In solchen Augenblicken aber ergreift das menschliche Herz jede neue Empfindung, die sich ihm darbietet, mit der größten Heftigkeit. Mit alle seinen Sorgen vergaß jetzt David auf einmal auch die Veranlassungen derselben, und überließ sich blos dem Schmerze, einen Sohn verlohren zu haben. Unter andern Umständen würde er gewiß um Absalom weniger getrauert haben. Es scheint sogar, als ob er ihn selbst würde haben mit dem Tode strafen lassen, wenn er damals seiner habhaft geworden wäre, als er gegen ihn ausgieng, um Amnons Tod zu rächen.

Eine solche Empfindung, wie diese, kann zwar ein Beweis von Anlagen des Herzens seyn, die für die Moralität vortheilhaft werden können, auch kann sie sehr rührend seyn. Aber nicht alles Rührende ist moralisch verdienstlich, und manches, was unter gewissen Umständen die Moralität befördern kann, kann ihr unter andern nachtheilig werden. So ward Da-

vid hier durch seine väterliche Liebe zur Ungerechtigkeit verleitet. Absalom verdiente den Tod zehnfach und David verlangte schon vor der Schlacht ihn zu schonen, und beklagte nach derselben seinen Tod, wie nur der Tod eines Unschuldigen beklagt zu werden verdiente. Gegen sein treues Heer, welches ihm den Sieg verschafft hatte, war er ungerecht und undankbar, so daß ihm Joab mit Recht den Vorwurf machen konnte: „Du beschämst heute alle deine treuen Diener, die dein, deiner Söhne, Töchter, Gemahlinnen und Beyschläferinnen Leben heute gerettet haben, denn du liebst deine Feinde und hassest deine Freunde, und giebst jetzt zu erkennen, daß dir an deinen Generalen und Soldaten nichts gelegen ist; denn das sehe ich wohl, wenn Absalom nur noch lebte, und wir wären alle geblieben, so wäre es dir recht.“ Wie sehr wird diese Schwäche durch Mark-Aurels Erklärung beschämt, die er einmal an den römischen Senat that, daß an seinem und der Seinigen Leben und Glück nichts gelegen sey, wenn das Wahl des Staats die Aufopferung desselben fordre!

Nach seinem Siege äußerte David wieder die edeln und wahrhaft königlichen Grundsätze, welche er beym Antritt seiner Regierung gezeigt hatte, daß er sein Reich nicht der Gewalt, welche er in den Händen hatte, sondern dem Willen seines Volks verdanken wollte. Er blieb über den Jordan so lang, bis ihn der Stamm Juda zurück rufte. Auch von den übrigen Israelitischen Stämmen wartete er die Zurückberufung ab, ehe er die Regierung über sie wieder annahm. Dies war eben so klug als edel. Durch die

Eifer-

Eifersucht, welche von jeher zwischen dem Stamme Juda und den übrigen Stämmen herrschte, fiel freylich eine Spaltung vor, welche gefährlich hätte werden und David von neuem um sein Reich bringen können; diese Empörung ward aber durch Joab bald gedämpft.

Von andern Begebenheiten, welche bey dieser Gelegenheit vorfielen, von Davids Verhalten gegen Mefiboschet und Simei, und von Joabs Meuchelmord, den er an Amasa begieng, haben wir schon zuvor gesprochen.

Nun verdient noch Barsillai bemerkt zu werden, welcher den König während seines Unglücks sehr edelmüthig unterstützt hatte, und jetzt eben so großmüthig den Dank ausschlug, welchen er ihm dafür leisten wollte. Dies beweißt eben so viel für Barsillais edle Denkungsart, als dafür, daß David wirklich in jeder Rücksicht ein guter König muß gewesen seyn, indem ihm nicht blos das gemeine Volk, welches durch glänzende Eigenschaften mit Popularität verbunden leicht gewonnen werden kann, anhieng, sondern auch so reiche Leute, wie Barsillai war, günstig gegen ihn gesinnt waren. Eigennützige Despoten pflegen sonst oft die Herzen dererjenigen zu gewinnen, die nichts zu verlieren haben, um sich ihrer Menge und Ueberlegenheit gegen die zu bedienen, durch deren Beraubung sie sich bereichern können.

VIII. Eine

VIII. Eine zweydeutige und verdächtige Anekdote aus Davids Geschichte XXI. 1—14.

Wenn die Begebenheit, welche in diesem Abschnitte erzählt wird, ächt ist, so verräth sie vielen Aberglauben, unwürdige Begriffe von Gott, Ungerechtigkeit und Grausamkeit; auch kann sie leicht als Treulosigkeit und Bosheit von David ausgelegt werden. Das macht es allerdings wünschenswerth, daß sie mit Grunde für unächt erklärt werden könnte, und also nicht mit Recht in der Bibel stünde. Dies soll uns indessen nicht abhalten, den Werth derselben unpartheyisch zu beurtheilen.

Es entstand eine große Hungersnoth im Lande, welche drey Jahre währte. Es ist bekannt, daß man in jenem Zeitalter von dergleichen natürlichen Ereignissen sehr gern übernatürliche Ursachen aufsuchte. So sahe man auch diese Hungersnoth für eine göttliche Strafe an, und wünschte das Verbrechen zu wissen, durch welches das ganze Volk sie verdient hätte. David ließ Gott darum durch die Priester fragen, und erhielt zur Antwort: „Das Volk leide diese Strafe wegen Sauls und wegen des Bluthauses, weil er die Gibeoniten getödtet hat.“ — Es bedarf kaum bemerkt zu werden, wie unrichtig und unwürdig die Begriffe von Gott sind, welche diese Antwort des Priesters voraussetzt. Unrichtig — denn Gott straft in diesem Leben die Sünden bloß durch ihre natürlichen Folgen. Unwürdig, denn welche ungerechte Strafe wäre es gewesen, ein ganzes Volk wegen des Verbrechens eines

einzigen, oder einiger Wenigen leiden zu lassen, und welche unzweckmäßige Strafe, die erst viele Jahre nach dem Verbrechen verhängt wird. David soll dessen ungeachtet das Unrichtige der Antwort nicht erkannt, sondern die Gibeoniten haben vor sich kommen lassen, um sie zu fragen, was für eine Genugthuung sie dafür verlangten, daß Saul sie gegen das Versprechen, welches ihnen einst von den Israeliten unter Josua gegeben ward, zu vertilgen gesucht und gezwungen habe, aus dem Lande zu fliehen? Sie verlangten auf eine solchen Barbaren freylich nicht unwürdige Weise, sieben von Sauls Nachkommen, um sie vor Jehova, zu Gibea Sauls, des Auserwählten Gottes, aufzuhängen. Dies ihr sonderbarer Ausdruck! Es kommen Erzählungen von mancherley Mordthaten aus mißverstandener Religiosität, ja von Opfern ganzer Völker, die man unter dem Vorwande der Religion vertilgte, in der Israelitischen Geschichte vor; aber der Ausdruck: »vor Jehova aufhängen« ist einzig.

Davids Bereitwilligkeit, den Gibeoniten ihr grausames Verlangen zuzugestehen, ist in der That sehr verdächtig, und hat seinen Feinden vielen Stoff gegeben ihn zu lästern. Es scheint nemlich, als sey dies Verlangen seinen Wünschen ganz angemessen gewesen, und als habe er sich durch Erfüllung desselben mehrere gefährliche Feinde aus dem Hause Sauls aus dem Wege schaffen wollen; man hat daher die Vermuthung geäußert, daß die ganze Sache von ihm veranstaltet worden wäre. Auf alle Fälle lief sie wenigstens gegen das feierliche Versprechen, welches

er

er Saul in jener schönen Stunde, da er eine der edelsten Handlungen seines Lebens verrichtete, gegeben und ihm geschworen hatte, daß wenn er einmal König würde, er Sauls Nachkommenschaft nicht ausrotten wollte 1 Sam. XXIV. 22.

Man hat ihn zwar damit zu vertheidigen gesucht, daß jene Nachkommen Sauls es eigentlich gewesen wären, die sich der Unterdrückung der Gibeoniten schuldig gemacht, und also nur gerechte Strafe gelitten hätten. Eben dadurch suchte man den Einwurf gegen diese Geschichte zu entkräften, welcher daher genommen ist, daß so wohl nach natürlichen Gesetzen der Gerechtigkeit als nach den mosaischen 5. B. Mos. 24, 16. der Sohn nicht für die Schuld des Vaters leiden soll. Allein dieses ist eine bloße Vermuthung, die gar nichts für sich hat. Und gesetzt auch, sie hätten es gethan, so wäre es unter der Autorität des vorigen Königs geschehen, und es kam seinem Nachfolger nicht zu, sie dafür zu strafen. Daß sie keine gefährlichen Kronprätendenten waren, weil das Reich nicht durch unmittelbare Erbschaft an sie gefallen wäre, beweißt ebenfalls nichts. Sie konnten deswegen für David immer noch gefährlichere Feinde werden, als es Scheba der Sohn Bichri wurde, der gar kein Erbrecht zur Empörung hatte und von dem David gleichwohl sagte, er werde ihm gefährlicher als Absalom.

Als die Unglücklichen vor Jehova aufgehangen worden waren, sollen sie die ganze Zeit der Erndte über ganz wider die Gewohnheit der Israeliten, die die Todten gleich am ersten Tage begraben, unbegraben

gelegen haben. Auch dies gehört zu den innern Widersprüchen der Erzählung.

So wie es oft Barbareyen thun, so soll auch diese zu einer sehr rührenden Scene Veranlassung gegeben haben. Die Mutter zweyer derer Gemordeten bewachte die todten Leichname die ganze Zeit über als sie unbegraben auf den Felsen lagen, und hielt die Vögel bey Tage und die wilden Thiere des Nachts ab, auf die Körper zu fallen. In der That ein rührendes Bild, gleich dem einer Niobe, die über ihren getödteten Kindern weint, und wovon Ewald *) sehr gut sagt: „Eine schöne, von der innigsten Liebe eingegebene That! Die Leichname geliebter Menschen zu verwahren, sie so viel als möglich unversehrt zu erhalten, und Alles von ihnen zu entfernen, was sie entstellen oder verstümmeln könnte, ist — nicht Geist des Morgenlands, des Alterthums, sondern Natur der Liebe. Ist ja der Leichnam noch der einzige sichtbare Rest des Geliebten, den wir haben! Wenn indeß diese Liebe so stark ist, daß sie Schande, Gemächlichkeit, natürliches Schaudern bey Nacht, und alles überwindet, und so anhaltend überwindet; dann mischt sich in die Liebe ein Heroismus, der sie veredelt, und dem der fühlende Mensch seine Achtung nicht versagen kann.“ Nach den vorhergegangnen Ereignissen aber kann ich es David nicht zum Verdienst machen, wie es Ewald thut, „daß er die Mutterliebe

*) David von J. L. Ewald Bd. II. S. 176.

liebe der Rizpa ehrte, wie er alles Schöne und Edle ehrte," indem er die Hingerichteten endlich begraben ließ, und »ihre mütterlichen Wünsche und Hofnungen noch übertraf," indem er auch die Gebeine Sauls und Jonathans von Gibea holen und mit jenen in Sauls Familienbegräbniß bringen ließ. Dies wäre wohl die geringste Genugthuung gewesen, die er ihr schuldig war.

Des Ganzen vollkommen würdig ist der Beschluß der Geschichte: Jehova soll Wohlgefallen daran gefunden, und das Gebet erhöret haben, so daß das Land wieder fruchtbar ward. Welch ein Jehova, der von seinem Volke und von seinem Könige solche Handlungen verlangen und sie billigen und belohnen konnte! Man sieht, daß, wenn an der ganzen Geschichte etwas Wahres ist, man aus dem zufälligen Zusammentreffen des Aufhörens der Hungersnoth, auf die Befriedigung der Strafgerechtigkeit Gottes und auf sein Wohlgefallen nach sehr unrichtigen Begriffen schloß!

Es ist indessen sehr zweifelhaft, ob diese Erzählung für ächt zu halten ist. Die Gründe für dieselbe sind, weil sie in allen Handschriften steht, ohne daß ein Merkmal der Verfälschung an ihr ist, weil alle alte Uebersetzungen sie haben und auch Josephus sie erzählt. Weniger bedeutend ist der Grund, daß der fünf und sechzigste Psalm und 2 Sam. IV. 3. sie zu bestätigen scheinen. Denn jener Psalm beweißt blos, daß einmal eine große Hungersnoth zu Davids Zeit in Palästina gewesen ist, und diese Stelle, daß die Einwohner einer von den Städten der Gibeoniten

entflohen waren und den Benjaminiten Platz gemacht hatten. Dies spräche für zwey Umstände dieser Erzählung. Es ist auch wohl nicht zu zweifeln, daß ihr etwas Wahres zum Grunde liegt und es scheinen ihr nur manche Unrichtigkeiten beygemischt zu seyn.

Gegen die Aechtheit der Erzählung sind, die auffallend schlechtere Schreibart, in welcher sie vorgetragen ist, und manche innere Widersprüche derselben. Der Widerspruch gegen Davids sonstige Handlungsweise, die gegen Saul und seine Familie sehr edel war, so wie gegen seine aufgeklärten Religionsbegriffe, scheint mir der unwichtigste zu seyn. Denn wir haben schon grössere Widersprüche in diesem räthselhaften Charakter gefunden. Wenn man indessen die übrigen Widersprüche gegen israelitische Gesetze und Gewohnheiten, die wir dabey bemerkt haben, damit zusammen hält, so erhalten diese schon mehr Gewicht.

Die Bücher Samuels sind überhaupt sehr unkritische Sammlungen von Begebenheiten aus dem Zeitalter Samuels und Davids, und es finden sich mehrere Stellen in denselben, die noch verdächtiger sind als diese, besonders 1 Sam. XVII, 12 — 31, 55 — 58. XVIII, 1 — 6, 17 — 19. Auch scheint der ganze folgende Theil dieses Buchs von dieser Stelle an sich von dem vorhergehenden sehr zu unterscheiden, indem er weit weniger pragmatisch und fast eine bloße Sammlung von Anekdoten, Liedern und Verzeichnissen ist, die unter sich nicht zusammenhängen.

IX. Ein religiöses Lied Davids zum Segen über seine Familie XXIII, 1—7.

Das vorhergehende Lied Davids bey seinen Siegen Kap. XXII. übergehen wir hier, weil wir es Psalm XVIII. wieder finden werden.

Das gegenwärtige wird, nach der wörtlichen Uebersetzung der Ueberschrift, seine letzten Worte genannt. Dies ist unstreitig nicht buchstäblich zu verstehen, weil niemand seine letzten Worte dichterisch auszudrücken pflegt. Auch ist es wahrscheinlich nicht von David auf seinem Sterbebette verfertigt, sondern nur überhaupt eines von den spätern Liedern Davids, als seine eigne Zukunft ihm entschwunden war, und er seinen Blick nur auf die Zukunft seiner Familie richten konnte. Wir finden darin dieselbe Denkungs- und Empfindungsart wieder, welche Abraham äußerte, da er im vollen Ueberflusse der Segnungen Gottes war, und für sich nichts mehr zu wünschen übrig hatte. Da wünschte er sich Nachkommen und diesen eben das Glück, welches er genossen hatte. So auch David. Er wünscht am Ende seines Lebens nichts mehr, als daß seine Familie nach ihm eben das Glück genießen möchte, was ihm zu Theil worden war, daß sie auf dem israelitischen Throne beständig herrschen möge. Dies drückt er in einem Gedichte aus, welches also ohngefähr die Stelle des Segens vertritt, welcher von Jakob und Moses aufbewahrt worden ist. Er scheint jedoch nach aufgeklärtern Begriffen die Wirkung des Segens über seine Familie nicht von den bloßen Worten desselben zu erwarten, sondern er führt als den

Grund seiner Erwartungen die Verheißungen Jehovens an, unter welchen man gewöhnlich diejenigen zu verstehen pflegt, welche durch Nathan K. VII, 16 ihm gemacht wurden. Von diesen ist er völlig überzeugt, und theilt sie daher als göttliche Wahrheiten mit. Deswegen spricht er v. 2.:

„Jehovens Geist spricht durch mich
„Und sein Wort ist in meinem Munde.“

Da sich dieses nur auf dasjenige bezieht, was David in diesem Liede von dem blühenden Wohlstande seiner Familie sagt, den er der Verheißung Gottes nach erwartete, und also eigentlich blos auf jene Verheißung geht, so kann man diese Stelle nicht, wie Michaelis will, für einen Beweis der göttlichen Eingebung der Psalme halten.

Er rühmt hierauf v. 3. die Verheißung Gottes, den er, um seine Wahrhaftigkeit anzudeuten, den Fels Israels nennt, und noch zu seinem Lobe die Prädikate beyfügt:

„Der gerechte Beherrscher der Menschen
„der mit furchtbarer Majestät herrscht.“

So verstehe ich die letztern Worte, die Luther wörtlich übersetzt: Der Herrscher in der Furcht Gottes. So scheinen sie zweydeutig zu seyn, oder gar keinen Sinn zu haben. Denn was sollte das heißen: Gott herrscht in der Furcht Gottes? Es ist aber die Furcht darunter zu verstehen, welche die Menschen vor Gott empfinden, also die furchtbare Majestät Gottes, von der sehr richtig gesagt wird, daß Gott durch sie die Menschen beherrsche.

Die folgenden Verse 4. 5. übersetze ich nach Hezel so:

„Wie das Morgenlicht, beym Sonnenaufgang
an einem heitern Morgen —
Wie bey Sonnenglanz und Regen
junges Gras auf der Erde. —
Wird so nicht mein Haus seyn?
Denn einen ewigen Bund machte er mit mir
förmlich und wahrhaft.
Alles gedeiht mir zum Heil und nach Wunsch!
Sollt' er's so nicht gedeihen lassen?"

So wie Jakob den Segen, welchen er jedem von seinen Söhnen gab, in einem Bilde darstellte, so legt auch David demjenigen, welchen er über sein ganzes Haus ausspricht, die lieblichen Bilder des Morgenlichts und des jungen Grases unter. Auch flicht er die Idee eines Bundes ein, welchen Jehova mit ihm und seinem Hause gemacht haben sollte, welche von Abraham her eine Lieblingsidee der Hebräer war. M. s. Theil 1. S. 137 flgd.

Den Schatten auf diesem Gemälde macht die dichterische Beschreibung der Boshaften, unter welchen hier wohl vorzüglich die Feinde seines Hauses zu verstehen sind. Er weissagt ihnen, daß sie nie grünen würden, und vergleicht sie mit Dornen, ein passendes Gegenstück zu dem Bilde des jungen Grases, unter welchem er sein Haus dargestellt hatte!

X. Zählung des Volks K. XXIV.

Dies ist wieder eine Anekdote von der Art, welche ich gern für apokryphisch halten möchte. Allein es fehlt ganz an äußern Gründen dazu, und die innern

sind nicht hinreichend. Zwar enthält die Geschichte große Schwierigkeiten. Auch weicht sie ganz in Ansehung der Schreibart und des Vortrags der Begebenheit von den Uebrigen ab. Sie scheint daher von dem Sammler der Bücher Samuels aus einer Quelle geschöpft zu seyn, welche die Begebenheiten ganz nach Volksmeinungen darstellte und sie aus dem Gesichtspunkte betrachtete, aus welchem der große Haufe die Begebenheiten anzusehen pflegt. Hieraus läßt sich erklären, wie so viel Wunderbares in dieselbe hinein gekommen ist.

Doch, es gehört nicht in unsern Plan, das Wunderbare in der biblischen Geschichte zu erklären, da es, wie wir schon Thl. 1. S. 222 gezeigt haben, für uns gar kein praktisches Interesse hat. Wir haben daher nur hier zu zeigen, wie man die Zählung des Volks für ein so großes Verbrechen halten konnte. Denn daß man sie dafür hielt, beweißt, daß man die darauf erfolgte Pest für eine Strafe derselben ansah.

Da die Erzählung durchgängig aus Volksmeinungen zusammengesetzt ist, so konnte die Zählung des Volks David nicht leichter zu einem großen Verbrechen gemacht werden, als wenn sie dem Volke sehr drückend war, oder werden konnte. An sich konnte eine solche Zählung von den Israeliten so wenig als überhaupt für Unrecht gehalten werden. Denn Moses hatte das Volk selbst zweymal gezählt. Aber David konnte mit dieser Zählung Absichten verbinden, welche der Freyheit des Volks gefährlich werden konnten. Er konnte es nemlich entweder deswegen thun, um das ganze Volk zu Kriegsdiensten zu verpflichten und dann

auf auswärtige Eroberungen auszugehn, oder um ihm neue Abgaben aufzulegen, oder aus beyden Absichten zugleich. Am wahrscheinlichsten scheint es jedoch die erste gewesen zu seyn. Denn das Volk ward hier auf militärische Art gezählt, welches sonst durch die Priester zu geschehen pflegte. Auch trug David seinem obersten Feldherrn die Zählung auf, und Joab mußte ausdrücklich bemerken, wie viel streitbare Männer darunter wären.

Zum Kriege gezwungen zu werden, war dem Volke von jeher sehr drückend gewesen. Als Samuel dem Volke alle die Bedrückungen vorstellte, welche sich die Könige gegen dasselbe erlauben würden, rechnete er darunter, daß er die Söhne des Landes zu seinen Offizieren machen würde 1 Sam. VIII, 12. Wie viel drückender mußte es seyn, wenn er sie mit Gewalt zum gemeinen Kriegsdienste zwang! Saul hatte dieses gethan. 1 Sam. XIV, 24, heißt es: „An dem Tage wurden die Israeliten mit Gewalt zum Kriegsdienste angehalten,“ und V. 52: „Wenn Saul unter den Israeliten einen tapfern und handfesten Mann gewahr ward, so nahm er ihn unter die Soldaten, die er bey sich hatte.“ Dies willkührliche Verfahren in Rücksicht auf die Kriegsdienste, welche Saul von dem Volke forderte, scheint Samuel vorzüglich veranlaßt zu haben, die Macht des Königs einzuschränken. Denn wahrscheinlich lief es ganz gegen die Bedingungen der Capitulation, welche Samuel zwischen dem Volke und dem Könige gemacht hatte, 1 Sam. X. 25, und welche unstreitig am meisten gegen diejenigen Bedrückungen gerichtet waren, welche Samuel, nach

1 Sam. VIII, 11 — 17. am meisten von dem Könige fürchtete. Da unter diesen vorzüglich das gezwungene Enrolliren zu Kriegsdiensten war, so ist zu vermuthen, daß dieses und die darauf abzweckende Zählung des Volks dem Könige werde verboten gewesen seyn. Da David nach 2 Sam. V, 3. ebenfalls eine Capitulation beschworen hatte, so wird man in derselben einen für die Freyheit des Volks so wichtigen Gegenstand nicht vergessen haben.

David verletzte also seine Capitulation, als er das Volk zählen ließ, und that damit den ersten Schritt, Tyrann zu werden. Hieraus läßt es sich erklären, wie der sonst so wenig gewissenhafte, aber sehr staatskluge Joab, dies selbst für ein großes Vergehen ansehen, und dem Könige so nachdrückliche Gegenvorstellungen thun konnte.

Dabey konnte das Volk dieser Zählung noch andre gehässige Quellen zuschreiben. Z. B. Mangel an Vertrauen auf Gott, oder Hochmuth. Diesem letztern kann man sie jedoch nicht allein zugeschrieben haben, weil der Fehler sonst gegen die Strafe gar zu unverhältnißmäßig gewesen wäre.

Die

Die

Bücher der Könige.

Das erste Buch.

Im genauesten Zusammenhange mit den Büchern Samuels stehen die Bücher der Könige. Sie heben den Faden der Israelitischen Geschichte gerade da auf, wo jene ihn fallen ließen. Sie haben viel Aehnliches in ihrer Schreibart und dem Geiste ihrer Darstellung. Auch ist es höchst wahrscheinlich, daß dem zweyten Buche Samuels und einem großen Theile des ersten der Könige eine gemeinschaftliche Urschrift, ein kurzes Leben Davids und Salomo's, zu Grunde liegt, welches in beyden auf gleiche Weise bearbeitet und mit Einschaltungen, die aus einerley Geiste entsprungen sind, bereichert ist. Sie werden daher mit mehrerm Rechte von den Verfassern der griechischen und lateinischen Uebersetzungen des A. T. für ein Ganzes angesehen und unter dem Namen der vier Bücher der Könige zusammen gefaßt, als sie der jetzt eingeführten Gewohnheit nach getrennt werden. Da wir indessen dieser in allen Stücken nachgeben, durch welche die religiösen und moralischen Begriffe der Bibel nicht verdunkelt oder verfälscht werden, so wollen wir auch hier keine Ausnahme davon machen.

Sie enthalten die Geschichte einer langen Periode von den letzten Regierungsjahren Davids an bis auf das sieben und dreyßigste Jahr nach dem Untergange des Reiches Juda. Sie erzählen zuerst die

Ge-

Geschichte Salomo's, dann die Trennung der beyden Reiche Israel und Juda, und nach derselben beschäftigen sie sich mehr mit den Königen, welche das Reich Israel, als mit denen, welche Juda beherrschten, bis zu der frühern Zerstörung des israelitischen Reichs, da denn dem Geschichtsschreiber nichts übrig blieb, als auch noch das Reich Juda zum Grabe zu begleiten.

Bey der großen Menge von Umständen, welche sich in diese kurzen Bücher zusammendrängten, konnten freylich nur wenige mit einer solchen Ausführlichkeit erzählt werden, daß in denselben die eigenthümliche Handlungsweise der Menschen, und ihre moralischen und religiösen Gesinnungen so hätten dargestellt werden können, daß darin viel fruchtbarer Stoff für unsern Zweck zu suchen wäre. Indessen werden wir jede Blume pflücken, welche in den Kranz gehört, den wir der Religion und Moral auf hebräischen Gefilden sammeln. Auch wird uns der Gang des Ganzen, welchen wir hier in der Kürze übersehen, zu manchen Bemerkungen auf den Einfluß und die Schicksale der Religion und Moral unter ganzen Völkern, und also über ihr Verhältniß zur Politik, Gelegenheit geben.

I. Salomos blutiger Regierungsantritt.

Kap. I. II.

Mit einem vorzüglichen Verstande und mit vielumfassenden Kenntnissen ist nicht allemal Herzensgüte in gehörigem Verhältniß. Salomos hoch gerühmte Weisheit soll uns daher nicht abhalten über seine

Hand-

Handlungen ein unpartheyisches Urtheil zu fällen. Es war ohnehin eine Weisheit, die in jenem dunkeln Zeitalter nur glänzte wie ein Stern in finstrer Nacht, den der aufgehende Mond schon verdunkelt und die Morgenröthe verschwinden macht.

Salomo ward von seinem Vater, der in seinem Alter sehr schwach war und sich von seinen Weibern lenken ließ, unter welchen Bathseba, die ihm eine so schwere Sünde gekostet hatte, bis an seinen Tod die liebste blieb, weil er der Sohn derselben war, einem ältern Bruder vorgezogen, der der Krone in der That nicht unwürdig gewesen zu seyn scheint, denn es heißt von ihn v. 5. »Nie war der König in seinem Leben auf ihn zornig gewesen, und hatte ihm nie etwas verwiesen: dabey war er sehr schön von Person, und folgte der Geburt nach auf Absalom.“ Auch zeigte er eine ausserordentliche Mäßigung, sobald er überzeugt war, daß David ihm die Krone nicht bestimmt habe, und unterwarf sich sogleich seinem jüngern und glücklichern Bruder als seinem Könige. Bey dem guten Vernehmen, in welchem er mit seinem Vater stand, ist es ihm wohl nicht zu verdenken, daß er sich Hoffnung zur Krone gemacht und auch als Kronprinz betragen hatte, besonders da dieses nicht ohne Zulassung seines Vaters geschehen konnte und er der Erstgeborne war.

Er begieng indessen einen Fehler, von dem sich jedoch nicht ganz ausmachen läßt, ob er ein bloßer Fehler gegen die Klugheit gewesen sey, oder wirklich strafbare Absichten zum Grunde gelegen haben. Er gab seinen Freunden am Hofe ein großes Gastmahl

außerhalb Jerusalem, und seine Feinde ließ er weg. Dies war unstreitig ganz gegen die Sitte der Höfe, an welchen man es eher gegen seine Freunde als gegen seine Feinde an äußern Gefälligkeiten ermangeln läßt. Klüger machte es Absalom, der die Vornehmsten des Hofes und der Stadt ohne Unterschied zu dem Mahle einlud, womit er den Anfang seiner Empörung machte, und dadurch auch diejenigen, welche zweydeutig oder feindlich gegen ihn gesinnt waren, seine Parthey zu ergreifen zwang.

Adonias Feinde nutzten dieses gegen ihn und wußten es dem Könige so vorzustellen, als ob ihm sein Sohn nach der Krone stünde. David hatte seiner geliebten Bathseba in einer schwachen Stunde geschworen, daß ihr Sohn nach ihm regieren sollte und sie wußte ihn jetzt zu rechter Zeit und so daran zu erinnern, daß er zugleich gegen den nähern Thronerben aufgebracht ward und für das Leben seines geliebten Weibes und ihres Sohns fürchtete. Er gab daher Befehl, daß Salomo sogleich noch bey seinem Leben zum Könige gesalbet werden sollte.

Diese Vorstellungsart von Salomo's Thronbesteigung und Adonias Verwerfung, wenn sie auch nicht die gewöhnlichste seyn sollte, tritt der Geschichte in keiner Rücksicht zu nah, die uns blos erzählt, was Nathan und Bathseba zu David über Adonias Gastmahl gesagt haben, ohne zu bemerken ob es richtig gewesen sey oder nicht. Adonia scheint auch in der That einen zu schwachen und furchtsamen Charakter gehabt zu haben, als daß ihm eine wirklich strafbare Absicht zuzutrauen sey. Sollte er sie indessen wirklich ge-

habt

habt haben, so rechtfertigt dieselbe zwar seine Ausschließung vom Throne, wegen welcher David ohnehin nicht getadelt werden kann, da das Recht der Erstgeburt nicht die Thronfolge bey den Israeliten bestimmte, sondern das israelitische Reich eigentlich ein Wahlreich war, wobey das Volk in diesem Falle die Wahl dem Könige überlassen hatte; aber Salomos nachheriges Verfahren gegen Adonia wird dadurch keinesweges gerechtfertigt, da er sich ihm sogleich unterwarf und um sein Leben bitten ließ. Vor jetzt schenkte er es ihm mit großer Kälte und nicht ohne Drohungen. Aber kaum war er zur Regierung gekommen, so ließ er ihn unter einem Vorwande hinrichten, den selbst Salomo's Mutter nicht strafbar gefunden hatte.

Adonia wünschte ein schönes Mädchen zur Frau zu haben, welche seinem Vater in seinem Alter zur Pflege gedient und seine Beyschläferin geheißen hatte, ohne daß es ihm seine Kraftlosigkeit erlaubte sich physisch mit ihr zu verbinden. Mit vieler Furchtsamkeit und Bescheidenheit trug er die Bitte der Mutter des Königs vor, die ihm auch versprach sich beym Könige für ihn zu verwenden und es wirklich that. Salomo erklärte diese Bitte aber für so verwegen, daß sie den Tod verdiente und ließ ihn wirklich deswegen hinrichten.

Ohne Kenntniß der Sitten des Orients sehen wir gar nicht ein, was nur irgend strafbares in dieser Bitte lag, und wie nur Salomo einen leichten Vorwand seines Brudermordes davon hernehmen konnte. Man hat daher aus denselben angeführt, daß es ein Recht des Thronfolgers gewesen sey, die Beyschläferinnen seines Vorgängers zu besitzen, und daß man also umgekehrt

denjenigen, welcher in diesem Besitz war, als ein Recht zum Throne habend, habe betrachten können. Mithin konnte es scheinen, als ob derjenige, welcher eine Beyschläferin des vorigen Königs verlangte, auf ein Recht Anspruche machte, welches allein den König zukam. Allein das scheint doch nicht ohne Ausnahme gewesen zu seyn. Denn nach 2 Sam. II, 7 — 10. war Amasa im Besitz einer Beyschläferin Sauls, und diente gleichwohl seinem Sohne Ischboset, und erklärte es für eine nichtswürdige Kleinigkeit, als dieser ihm Vorwürfe darüber machte. Eine solche wäre es unstreitig auch gewesen, wenn Adonia Abisag zum Weibe bekommen hätte, und dafür mußte es auch Bathseba ansehen, weil sie sonst nicht gewagt haben würde beym Könige für ihn zu bitten. Es scheint also, als habe Salomo blos einen Vorwand gesucht, um ihn zu tödten, und diese Handlung desselben kann ich für nichts anders, als für eine, asiatischen Despoten freylich sehr gewöhnliche, aber nichts desto weniger abscheuliche Handlung, für einen Brudermord erklären. Was würde David, der ein so schwacher und zärtlicher Vater war, daß er Amnons Blutschande ungestraft ließ, und über den Tod des abscheulichen Absalom den bittersten Schmerz empfand, gesagt haben, wenn er den Tod Adonias, der ihn nie, oder doch nur einmal in seinem Leben beleidigt hatte, erfahren hätte!

Wir möchten indessen beynahe urtheilen, daß David es verdient hätte eine solche Erfahrung zu machen, wenn wir die letzten Befehle lesen, welche er Salomo gab.

Sehr

Sehr gut ist zwar seine Ermahnung an ihn, das mosaische Gesetz treulich zu befolgen. Er sagt ihm, wenn er dieses thun würde, so würde er in Allem, was er vornähme, weise handeln und Gott werde seine Familie auf dem Throne erhalten. II, 3, 4. Es ist eine unter uns allgemein eingeführte Regierungsmaxime, daß ein jeder Fürst nach den bestehenden Gesetzen seines Landes regieret. Nur schlechtdenkende Fürsten machen Ausnahmen davon in einzelnen Fällen, und unterdrücken mit Gewalt das Ansehen der Gesetze. Im Ganzen genommen wird es gar nicht Statt finden, daß ein Fürst ohne alle Gesetze regieren wollte oder die Gesetze seines Landes gerade zu verwürfe. Aber im Orient, und besonders in jenem Zeitalter, war es umgekehrt. Da war es eine Ausnahme, wenn ein Fürst nach den Gesetzen des Landes regierte. Denn die meisten verfuhren nach bloßer Willkühr, nahmen auf die Gesetze gar keine Rücksicht, sobald sie ihnen den geringsten Zwang anzuthun schienen, und bedienten sich ihrer blos, wenn sie mit ihren Absichten übereinstimmten und das Volk desto stärker zu drükken dienten. Es war also ein Zeichen großer Mäßigung und Weisheit, wenn ein Monarch nach den Gesetzen regierte. Dies ist daher unstreitig ein Beweis eines großen Vorzuges unsers Zeitalters vor jenem, in welchem ein gerechtes und vernünftiges Verfahren des Regenten, was unter uns der Regel gemäß ist, eine Ausnahme war, die nur Fürsten machten, die ihrer Weisheit und Güte wegen für die größten und besten gehalten wurden. Bey den Israeliten war es indessen nicht blos Güte und Weisheit der Regenten,

es war auch Klugheit, wenn sie das Ansehen der mosaischen Gesetze zu erhalten suchten. Denn auf die Religion Jehova's gründete sich vorzüglich ihr eignes Ansehen, weil sie als seine Gesalbten betrachtet und durch diese Salbung geheiligt wurden. Daher urtheilte David sehr richtig, wenn er Salomo einschärfte, daß durch die Beobachtung der mosaischen Gesetze seiner Familie der Thron werde gesichert werden.

So weise und gut nun diese Ermahnungen sind, so sehr werden sie durch die folgenden, welche David hinzugefügt haben soll, verunstaltet. Er empfahl seinem Sohn, noch an zwey Männern eine Rache zu vollziehen, die er während seines Lebens nicht habe befriedigen können. Der erste war Joab. Dieser hatte freylich durch zwey abscheuliche Handlungen, welche sein Andenken schänden, längst harte Strafe verdient. Er hatte zwey tapfere Männer meuchelmörderisch ermordet. Allein David war während seines Lebens zu schwach gewesen es zu ahnden, und hatte es sich gefallen lassen, daß Joab durch große Verdienste, welche er sich um ihn und um das Volk erwarb, jene Schandflecken zu vertilgen suchte. Wenn er ihn daher jemals schonen konnte, so wäre eine solche Schonung am ersten auf seinem Sterbebette von ihm zu erwarten gewesen, und es würde seinem Charakter mehr Ehre machen, wenn er ihm jetzt vergeben hätte, als daß er ihn der Rache seines ohnehin gegen ihn aufgebrachten Sohnes übergab. Allein David scheint auf seinem Sterbebette wenig geneigt gewesen zu seyn, seinen Feinden zu vergeben. Das zeigt noch ein andrer Be-

fehl,

fehl, welchen er wegen Simei gab, der ihn auf seiner Flucht vor Absalom gelästert, und dem er nach seiner Wiedereinsetzung auf das großmüthigste verziehen hatte. „Du wirst wissen, was du zu thun hast, sagte er von jedem von diesen Männern zu Salomo und wirst seinen grauen Kopf nicht ohne Blut unter die Erde kommen lassen.“

Dieß waren die letzten Worte eines Mannes, der sich oft so groß und oft so klein zeigte. Sein Charakter blieb bis ans Ende nicht ohne Widersprüche. Schade, daß sich gerade noch am Ende die schlechtere Seite desselben zeigen mußte! Nur wenig wird dieser Schatten durch die Dankbarkeit gemildert, welche er seinem Sohn gegen Barsillai empfahl.

Salomo befolgte die blutigen Befehle seines Vaters sorgfältig. Er ließ Joab selbst an der heiligen Stätte tödten, bey der er eine Freystatt gesucht hatte. Mit Simei, der ihn nicht persönlich beleidigt hatte, verfuhr er glimpflicher. Er gab ihm blos einen strengen Befehl, sich nicht aus Jerusalem zu entfernen, und nahm den ersten Ungehorsam gegen denselben zum Vorwande, ihn tödten zu lassen. Dadurch und durch die Ermordung seines Bruders Adonia, befestigte sich Salomo freylich auf dem Thron, aber nicht auf die Weise, wie es sein Vater in seinen bessern Zeiten gethan hatte, durch Liebe und Zutrauen seiner Unterthanen.

Ob er Davids weise und patriotische Befehle die Gesetze Mosis sorgfältig zu beobachten eben so treu erfüllt habe, werden wir weiter sehen.

II. Salomos Weisheit. Kap. III. V. 9—14.

So wenig wie man nach einzelnen Handlungen Davids den ganzen Mann beurtheilen darf, so wenig darf man es bey Salomo thun. Der außerordentliche Ruhm seiner Weisheit scheint demjenigen sehr zu widersprechen, was sein Regierungsantritt von ihm zu versprechen scheint, nach welchem sich nichts anders, als ein feiger und blutgieriger Tyrann in ihm erwarten läßt. Freylich ist dasjenige, was der große Haufe Weisheit nennt, ein durchdringender Verstand und eine große Masse von Kenntnissen, nicht allemal mit einem guten Willen verbunden, und die größten Köpfe sind oft die größten Bösewichter gewesen. Auch scheint seine Regierung, für so weise man sie auch hielt, nicht eben sehr milde gewesen zu seyn, sonst würden seine Unterthanen nach seinem Tode nicht von ihm gesagt haben: er habe ihnen ein schweres Joch aufgelegt II. 4, und sein eigner Sohn würde nicht von ihm gesagt haben: er habe sie mit Peitschen gegeisselt v. 11. Aus einigen Zügen sieht man indessen doch, daß es ihm nicht an gutem Willen fehlte. Er war religiös und wünschte sein Volk mit Weisheit regieren zu können. Dies zeigt der merkwürdige Traum, welchen er bald nach dem Antritte seiner Regierung hatte. Ihn träumte, Jehova erschiene ihm und überließe es ihm, sich etwas zu erbitten. Salomo dankte Gott für die Gnade, die er ihm und seinem Vater erzeigt hatte, und erbat sich Weisheit, um mit gutem Erfolg Richter seines Volks zu seyn, und gerecht richten zu können. Jehova lobte ihn hierauf, daß er sich

nicht langes Leben, nicht Reichthum, nicht Sieg, sondern Weisheit erwählt hatte, und versprach ihm diese nicht nur, sondern auch Reichthum, Ehre und langes Leben in reichem Maaße zu schenken.

Für so wichtig jenes frühe Zeitalter einen Traum, besonders einen so merkwürdigen Traum hielt, wie dieser ist, eben so unbedeutend scheint er uns zu seyn, nachdem eine gesunde Philosophie uns von aller Traumdeuterey befreyt hat. Indessen erkennt doch auch diese, daß man aus Träumen nicht ohne viele Wahrscheinlichkeit auf den Seelenzustand des Träumenden schliessen kann. Wir werden also wohl diesen Traum nicht mehr als die Quelle der Weisheit Salomons betrachten. Aber für einen Beweis, daß er Weisheit aufrichtig schätzte, daß er sein Volk gut zu regieren wünschte, und es wußte, daß dazu Verstand erfordert wird, müssen wir ihn halten. Wir lernen also aus diesem Traume gar nicht was Jehova für Salomo that, sondern was Salomo von ihm dachte. Wir lernen überhaupt den Gemüthszustand Salomos aus demselben kennen. Wer Weisheit zu schätzen weiß, der ist schon auf einem guten Wege, um weise zu werden. Wer sich Weisheit erbittet, um sein Volk gut regieren zu können, der muß den guten Willen haben es zu thun, und wer sich an Gott wendet, um dieses zu erlangen, der muß mit religiösen Gesinnungen erfüllt seyn. Wir lernen also Salomo durch diesen Traum von einer sehr vortheilhaften Seite kennen, die mit der, welche er bisher gezeigt hat, sehr contrastirt.

Ob übrigens wirklich bey Salomo eingetroffen sey, was ihm von Jehovens Versprechungen träumte, ob er der weiseste aller Könige vor und nach ihm, der reichste und geehrteste aller Könige seiner Zeit gewesen sey und ob er diese Vortheile ein langes Leben hindurch genossen, oder sich ihrer in der Folge unwürdig gemacht habe, bedarf jetzt keiner weitern Untersuchung, da gar nichts darauf ankömmt, ob der Traum wirklich in Erfüllung gegangen sey oder nicht. Daß Salomo sich so etwas träumen lassen konnte, beweißt indessen vielen Stolz, oder wenn man will, viel Selbstgefühl.

Von Salomos Weisheit selbst hat man sich jedoch keine so großen Vorstellungen zu machen, als gewöhnlich geschieht. Sie besteht größtentheils in der Einbildung, welche seine Zeitgenossen, die durch seinen Glanz geblendet wurden, von ihm hatten, und die in der Folge immer vergrößert ward, je weiter das Gerücht sie ausbreitete und von einem Zeitalter zum andern überlieferte. Herr Consistorialrath Niemeyer hat daher die Frage nach derselben so gestellt: was eigentlich in ihm war, das ihm die hohe Meinung andrer erwarb? Hier finden sich nun freylich mancherley Data, welche zeigen, daß er kein gemeiner Kopf war, daß er selbst dachte, urtheilte und dichtete. Da aber die Schriften, welche seinen Nahmen führen, theils erweislich nicht von ihm, theils nur zweifelhafte Produkte seines Geistes sind, so können wir vermittelst derselben das Maas seiner Geisteskraft nicht hinlänglich bestimmen. Hierüber werden wir, bey Untersuchung dieser für uns sehr intressanten

Schrif-

Schriften, ausführlicher sprechen. Wenn wir indessen jetzt auch zugeben, daß sie wirklich von ihm sind, so scheinen sie doch bey weiten nicht die Talente an ihm zu beweisen, welche sein Vater hatte. Er hatte vielleicht mehr Kenntnisse, weil er eine sorgfältigere Erziehung genossen hatte, und von Jugend auf in einem Zirkel gewesen war, in welchem er sich solche erwerben konnte. Aber wenn er auch, wie Herder sagt, in seinem hohen Liede vom König Schäfer ward, so wäre er wohl kaum wie sein Vater, vom Schäfer König geworden. Den großen Ruhm seiner Weisheit, den nicht allein die Bibel verbreitet hat, sondern der durch die Tradition der morgenländischen Völker, von denen ihn viele zu einem sehr mächtigen Zauberer machen, noch weit größer, als durch die Bibel vorgestellt wird, verdankt er also wohl mehr äußern Umständen, als innern Eigenschaften. Die Macht seines Reichs war durch seinen Vater sehr erweitert und fest begründet worden, so daß es in seiner Nachbarschaft, außer dem Könige von Egypten, keinen gab, der mit ihm sich messen konnte; er selbst war von Jugend auf dazu erzogen worden, sich mit Glanz zu zeigen; er besaß einen guten praktischen Verstand, der durch einige wohlgelungene Unternehmungen und einige gute richterliche Entscheidungen als der größte Scharfsinn erschien; er errichtete Gebäude, welche alles übertrafen, was man seit Jahrhunderten in seinem Lande gesehen hatte; er gieng Verbindungen mit den größten Fürsten und Weisen seiner Zeit ein; er benutzte endlich die den Israeliten so günstige Gelegenheit zur Schiffarth zuerst und beynahe allein unter den Israelitischen

tischen Königen. Alles dieses mußte einen ungemeinen Glanz um ihn verbreiten, und er durfte nun nur die Talente und Kenntnisse, welche er wirklich besaß, einigermaaßen geltend machen, um seinen Zeitgenossen als ein Wunder von Weisheit zu erscheinen. Nach seinem Tode ward dieser Ruf noch vermehrt, da er einmal fest gewurzelt war. Denn man vergaß jetzt die wirklichen Umstände, welche den Ruf von Salomo's Weisheit begründeten, und setzte eingebildete an ihre Stelle, die um so viel wichtiger erschienen, je gigantischer die Einbildungskraft ihre Darstellungen malt, als die Wirklichkeit. Man dachte jedesmal an Salomo, wenn man an einen großen Weisen dachte, und so gewöhnte man sich Salomo völlig so zu denken, wie man sich durch Einbildungskraft einen großen Weisen vorzustellen im Stande war. Eben so ging es mit den sieben Weisen Griechenlands, von denen jedoch die meisten noch lange nicht so viel leisteten und leisten konnten, wie Salomo.

Das Urtheil über die beyden Huren, welches den Ruhm seiner Weisheit als Richter begründete, zeigt allerdings von einer Menschenkenntniß, wie sie jedoch eben nicht ungewöhnlich ist, zugleich aber von einer Kunst sie praktisch zu benutzen, die nicht sehr gewöhnlich ist. Wir wollen indessen froh seyn, daß in unserm Zeitalter nicht leicht ein solches Urtheil Statt finden könnte, weil niemand einem Könige glauben würde, daß es ihm Ernst sey, wenn er einen solchen Befehl gäbe, wie ein Salomo gab, um die wahre Mutter des Kindes zu erkennen. Welche Sitten müssen es

ge-

gewesen seyn, bey denen man dieses einem Könige wirklich zutrauen konnte!

III. Salomo's Tempelbau und Einweihung. Kap. VI—VIII.

Die gottesdienstlichen Anstalten jenes frühen Alterthums trugen ganz den Charakter ihres Zeitalters an sich. Salomos Tempel war ein mit ungeheuern Kosten aufgeführtes Gebäude, welches alles in sich vereinigte, was von den Produkten der Bau- und Bildnerkunst in jenen Zeiten für prachtvoll und glänzend gehalten wurde, und doch wird er an Größe von den meisten unsrer Dorfkirchen übertroffen. Dessen ungeachtet fehlte es jenen Zeiten nicht an der Fähigkeit, Werke hervorzubringen, welche noch jetzt Bewunderung verdienen. Jener seiner äußern Form nach so unansehnliche Tempel war auf einem Berge aufgeführt, auf welchem man um seinetwillen einen ebenen Plaz von fünfhundert Ellen ins Gevierte hatte bereiten und zu dem Ende den Tempelberg von einigen Seiten mit einer von Quadersteinen erbauten 400 Ellen hohen Mauer einfassen müssen. Gegen dieses Werk, welches beynahe dreytausend Jahr der Zeit getrotzt hat, und das der von der Pracht des Tempels geblendete Erzähler nicht einmal der Erwähnung würdig findet, verschwindet, als Werk der Baukunst betrachtet, der ganze Tempel in Nichts. Man sieht hieraus, daß es jenem Zeitalter nicht so wohl an Fähigkeit etwas Erhabnes hervorzubringen, als vielmehr am Gefühl des Erhabnen fehlte, und daß es

nicht

nicht sowohl Mangel an Kunst, als an Geschmack war, welcher verursachte, daß ein Werk, welches nach den ungeheuern Kosten, welche Salomo darauf verwendete, ein Gegenstand der Bewunderung für die Kenner aller Zeiten hätte werden können, es nur für den großen Haufen seiner und der nachfolgenden Zeiten ward.

Der Tempel Salomo's verhält sich zu den der Gottesverehrung gewidmeten neuern Werken der Baukunst ungefähr eben so, wie sich die Religionsbegriffe des salomonischen Zeitalters zu den reinen Religionsbegriffen des Christenthums verhalten; das für sein Zeitalter wirklich schöne und erhabne Einweihungsgebet Salomos giebt uns Gelegenheit über dieses Verhältniß lehrreiche Betrachtungen anzustellen.

Der Bau eines Tempels war eine für das ganze israelitische Volk sehr wichtige Unternehmung. Religion stand mit der ganzen Staatsverfassung und selbst mit allen Privatverhältnissen der Israeliten in so genauer Verbindung, daß ein Werk, welches dieselbe so nahe angieng, jedem Israeliten höchst wichtig seyn mußte. Auf die israelitische Religion aber hatte der Bau eines Tempels großen Einfluß. Es gab für dieselbe nur einen einzigen Hauptsitz, nur einen Ort, der ihrem Cultus vor allen andern geweiht war, und an welchem die vornehmsten gottesdienstlichen Handlungen vorgenommen werden durften. Bisher war dieser Ort noch nicht unabänderlich bestimmt gewesen. Moses hatte dem Volke einen wandernden Tempel eingerichtet, wie ihn die Umstände desselben forderten. Beynahe sechshundert Jahre lang hatten die Israeliten

das

das Land besessen, nach welchem sie vierzig Jahre lang zogen, und noch immer war nichts mehr für die öffentliche Gottesverehrung gethan worden, als Moses dafür gethan hatte. Das Tempelgezelt war mehrmals von einem Orte zum andern gewandert, und endlich war die Bundeslade ganz von demselben getrennt worden, und beynahe der einzige Gegenstand des öffentlichen Cultus geblieben. Durch diese Vernachlässigung war die mosaische Religion oft in großen Verfall gekommen, und hatte oft in Gefahr gestanden, den Religionsbegriffen und Gebräuchen andrer Völker weichen zu müssen. Unter Samuel und den Königen, welche unter dem Schutze der Religion ihr Ansehen behaupteten, kam sie wieder empor, und jetzt fieng man an das Bedürfniß zu fühlen, ihr einen festen und bleibenden Sitz und einen größern äußern Glanz zu verschaffen. Aber der sonst so unternehmende David fand manche Bedenklichkeiten dabey, welche ihm besonders die öftern Unruhen und Kriege verursachten, die während seiner Regierung vorfielen. Erst Salomo konnte bey einer völlig befestigten und gesicherten Regierung das Werk ausführen, und man sieht aus seinen Worten, daß er es fühlte, welch ein wichtiges Unternehmen dieses sey, indem er es der besondern Leitung der Vorsehung zuschrieb, daß er im Stande war, es auszuführen.

Dies lehrt uns, daß Menschenwerke nur eine schwache Stütze der Religion sind, und es wird noch durch die folgende Geschichte der israelitischen Religion bestätigt, die mit jedesmaliger Zerstörung des Tempels fast alles verlor, was ihr Ansehen

sehen und Würde gab, und von der, nach der gänzlichen Auflösung der religiösen und politischen Verhältnisse des Volks, für welche sie eigentlich bestimmt war, nichts übrig geblieben ist, als ein Gewebe unvollkommner Begriffe und widersprechender Meinungen, welche diejenigen, die noch fest an ihnen hängen, unglücklich und unbrauchbar für die Menschheit machen. Ungleich fester und besser gründete daher Jesus seine Religion in dem Geiste und Herzen der Menschen. Sie kann aller Tempel und Gebräuche entbehren, denn die ganze Natur ist ihr Tempel und alle gute Handlungen sind ihre Ceremonien. Sie heiligt die ihr geweihten Tempel zu Wohnungen der Ehrfurcht gegen Gott und der Menschenliebe, aber sie wird durch keinen, auch nicht durch diejenigen Tempel, welche den salomonischen an Pracht weit übertreffen, an irgend einen Ort gebunden, sondern beseeligt ihre aufrichtigen Verehrer mit eben den Vortheilen in der geringsten Dorfkirche, wie in der Peterskirche zu Rom.

Salomo's Einweihungsgebet des Tempels, welches er vor dem ganzen versammelten Volke sprach, hatte den Zweck, Gott einzuladen, den Tempel für seine Wohnung anzusehen. Eine Wohnung Gottes, war zwar in dem damaligen Zeitalter ein sehr gewöhnlicher Begriff, weil alle andere Tempel für die Wohnungen der Götter angesehen wurden, welchen sie geweiht waren. Aber bey dieser Gelegenheit zeigte doch die mosaische Religion sehr glänzend ihre Vorzüge vor den Religionen andrer Völ-

Völker. Salomo hatte Jehova eine Wohnung erbaut, so prächtig als sein Vater und er sich die Idee davon nur hatten entwerfen können. Dessen ungeachtet macht er sich selbst gegen die Vorstellung, daß Gott eine Wohnung erhalten soll, den treffenden Einwurf:

„Sollte Gott wohl wirklich auf der Erde wohnen? Der Himmel, und aller Himmel Himmel umfassen dich nicht, wie viel weniger denn dieser Tempel, den ich gebauet habe.“

Man sieht hieraus, wie erhaben sich Salomo die Unermeßlichkeit Gottes dachte. Wir können uns daher immer noch seiner Vorstellungsart bedienen, um die Unendlichkeit Gottes in Ausdrücke zu kleiden, die dem Kreise unsrer Ideen angemessen sind, und man kann diese Stelle in der Religionslehre unter diejenigen biblischen Stellen setzen, welche uns Stoff zur Darstellung der göttlichen Eigenschaften geben.

Um aber doch seinem Tempel eine Bestimmung zu geben, die dem Volke, dem er die Vorstellung, daß Gott irgend einen Tempel bewohnen könne, eben benommen hatte, wichtig genug wäre, bestimmte er denselben zu dem Orte, an welchem Gott vorzüglich Gebet erhören wollte und bat ihn sehr feierlich, ihn dazu zu erwählen. Die Gegenstände des Gebets, welche er dabey anführte, um welche Gott von seinem Volke gebeten werden könnte, sind größtentheils äußere Wohlthaten und zwar vorzüglich Errettung aus mancherley Nöthen, die hier sämmtlich als Strafen der Gott-

heit angesehen werden und bey welchen also vorausgesetzt wird, daß Gott dem Volke auf seine Bitten seine Sünden vergebe, und es dann von den Strafen befreye, mit denen er es um ihrer willen belegt hat.

Bey dem großen Partikularismus, welchen dieses voraussetzt und nach welchem er also seinem Volke allein den Ort zuschrieb, welcher der Schauplatz der göttlichen Wohtlhaten werden sollte, war es eben so natürlich als menschlich, daß er auch den übrigen Menschen wenigstens die Möglichkeit übrig ließ, bey Gott Erhörung ihres Gebets zu finden, wenn sie nämlich, bewogen durch den großen Ruhm des Tempels, zu demselben kämen, um ihr Gebet in ihm zu verrichten.

Eine eben so natürliche Folge der Bestimmung eines ausschließenden Orts für die Erhörung des Gebets war, daß für diejenigen, welche nicht zu demselben kommen konnten, eine Möglichkeit übrig bleiben mußte, wie sie sich Erhörung ihres Gebets verschaffen könnten. Dies sollte nämlich dann, wenn es ihnen durch Gefangenschaft unmöglich gemacht würde zum Tempel zu kommen, dadurch geschehen können, wenn sie ihr Gesicht beym Gebet nach der Gegend des Tempels richteten. Hieraus ist eine alte Gewohnheit entstanden, wenn sie nicht etwa schon vor Salomo Statt fand, die bey vielen morgenländischen Völkern Eingang gefunden hat. Die Araber hatten schon lange vor Muhammed einen berühmten Tempel, die Kaaba zu Mekka, welchen nach ihrer Behauptung Abraham, wo nicht gar Adam erbaut haben soll. Gegen diesen pflegten sie ihr Gesicht beym Gebet zu richten.

ten. Als Muhammed seine neue Religion auszubreiten anfieng, und die Mekkaner sich anfänglich als seine Feinde zeigten und ihn zur Flucht nach Medina nöthigten, veränderte er die Kebla, d. h. die Richtung des Gesichts beym Gebet, und schrieb seinen Anhängern, wahrscheinlich durch diese Stelle veranlaßt, vor, sich beym Gebet gegen Jerusalem zu richten. Als er aber in der Folge mit den Mekkanern ausgesöhnt ward, und die Kaaba zum Heiligthum seiner eigenen Religion machte, stellte er die alte Richtung wieder her. Er hielt indessen die ganze Sache nicht für so wichtig, als sie von seinen Nachfolgern gemacht ward *).

Hiernächst verband Salomo mit seinem Tempel noch einen Umstand, von welchem Michaelis sagt, daß wir ihn bürgerlich darüber beneiden möchten. V. 31. 32. macht er den Tempel zu dem Orte, in welchem die geleisteten Eide besonders feierlich und verbindlich seyn sollten. Dies folgte ebenfalls daraus, daß der Tempel der Ort seyn sollte, an welchem Gott vorzüglich das Gebet erhören wollte. Salomo sahe also den Eid für ein Gebet an, durch welches Gott selbst zum Rächer der Unwahrheit aufgefordert wird. Dies Ge-

*) M. s. Pocok specimen historiae Arabum. Oxon. 1650. p. 10. d'Ohssons Allgem. Schilderung des Othmann. Reichs, übersetzt von Beck. Thl I. S. 282 flgd. und meine Abhandlung über die Moral des Korans in Stäudlins Beyträgen, ꝛc. Bd. V. S. 273.

Gebet mußte vorzüglichen Eindruck auf denjenigen machen, welcher es sprach, wenn es an dem Orte verrichtet wurde, der ganz besonders zur Erhörung des Gebets bestimmt war. Der Tempel wäre also ein Mittel gewesen, die Eide besonders feierlich zu machen, und dadurch falsche Eide zu verhüten.

Die Vorstellungsarten, welche Salomos Einweihungsgebet voraussetzt, haben zwar in der That für ihr Zeitalter schon viel Würde und Erhabenheit. Ein einziger Gott, dessen Unermeßlichkeit alle Himmel nicht umfassen, erwählt sich ein Volk unter den Menschen zu seinem Lieblingsvolke, und in dem Lande dieses Volks einen Ort, an welchem er vorzüglich die Gebete desselben erhören will. Er regiert dies Volk durch Strafen, die er ihm zufügt, wenn es sich versündigt hat. Von diesen Strafen will er es befreyen, wenn es in diesem Tempel zu ihm ruft, wo er die Gebete desselben erhören will. Um den Ruhm seines Tempels zu vermehren, sollen jedoch auch die Gebete der Ausländer, die sie daselbst thun, erhört werden, und um seinen entfernten Verehrern nicht alle Hoffnung der Erhörung ihres Gebets zu benehmen, sollen sie dieselbe unter der Bedingung erlangen, wenn sie ihr Gesicht nach der Gegend des Tempels richten.

Diese Ideen sind unstreitig weit erhabner und vernünftiger als die Begriffe des Polytheismus, nach welchen es vielerley Götter von sehr verschiednen und beschränkten Eigenschaften giebt, die zum Theil durch ihre Natur an gewisse Orte gebunden sind, wo sie allein wohnen und wirken und deren Gunst man nicht sowohl durch Gebete als durch Geschenke erlangen kann.

kann. Auch ist die Ceremonie der Richtung des Gesichts beym Gebet nach einem gewissen Orte unstreitig weit anständiger und einfacher, als viele andre, mit welchen andre Völker dasselbe verrichteten, und wodurch sie auf ihre Götter gleichsam mit magischer Kraft zu wirken glaubten.

Aber doch weit erhabner und der Gottheit würdiger sind die Religionsbegriffe, welche Jesus gelehrt hat. „Es ist Zeit, sagt er, daß man Gott nicht mehr an einem bestimmten Orte anbete, sondern seine wahren Anbeter sollen ihn im Geist und durch richtige Begriffe verehren. Solche Anbeter will Gott haben, denn er ist ein geistiges Wesen.“ Joh. IV, 21, 23. Auch vom Gebete selbst brachte Jesus seinen Schülern edlere und geistigere Begriffe bey. Er versprach ihnen nur dann Erhörung, wenn sie um Befriedigung geistiger Bedürfnisse bitten würden. Dagegen erwähnt Salomo größtentheils äußere Güter. Auch lehrte Jesus die Uebel dieses Lebens nicht für Strafen der Sünden ansehen, wie es Salomo that, sondern zeigte, daß sich Gott die Vergeltung für ein anderes Leben vorbehalten habe.

Bey aller vermeinten oder wirklichen Pracht des salomonischen Tempels, ist also die Religion, welche in dem schlechtesten christlichen Bethause verkündigt wird, wenn das Christenthum darin rein und lauter gelehrt wird, weit über Salomo's Religion erhaben, und wir können von den Religionsbegriffen dieses so

hoch gepriesenen Weisen nur noch wenig in die Lehrgebäude unsrer Religion aufnehmen.

Bleibend aber und für alle Zeiten musterhaft ist das Beyspiel einer religiösen Gesinnung, welches Salomo bey dieser Gelegenheit gab. Es muß eine sehr erhabene und rührende Scene gewesen seyn, als dieser mächtige Monarch ungeheure Schätze auf den Bau eines Nationaltempels verwendet hatte, und jetzt an der Spitze seines Volks sich vor dem Herrn der Welt niederwarf, und im Nahmen seines ganzen Volks seinen Schutz und Segen erflehte!

IV. Salomo's Untreue gegen seine Religion. XI.

Ein neuer Widerspruch in der Geschichte dieses Mannes, welcher beweißt, daß es ihm bey alle seinen Talenten und Kenntnissen an festen Grundsätzen mangelte und daß er von der Religion, für die er so viel that, keine feste unerschütterliche Ueberzeugung hatte. In seinem Alter ließ er sich dazu bewegen, ihr untreu zu werden und die Dienste und Gebräuche andrer Religionen nicht nur in seinem Lande zu dulden, sondern auch selbst zu cultiviren.

Man hat dieses aus einem Indifferentismus herleiten wollen, welcher aus seinen philosophischen Grundsätzen entsprungen seyn soll. Wenn das wahr ist, so müssen diese Grundsätze sehr unvollkommen gewesen seyn, denn wahre Philosophie führt zwar zu einer weisen Duldung von Religionsbegriffen aller Art, aber nicht zum Indifferentismus, am wenigsten aber dahin, daß man sich, wenn man selbst im Be-

sitz einer vernünftigen Religion ist, zu sinnlosen, ja unmoralischen Religionsgebräuchen herabläßt. So waren aber die Religionen der Völker, so weit wir sie kennen, beschaffen, von welchen hier gesagt wird, daß Salomo sich ihnen überlassen habe. Die Hauptursache dieser veränderten Gesinnung war also unstreitig, neben Salomo's Kälte und Leichtsinn, diejenige, welche hier angeführt wird, daß er es aus Gefälligkeit gegen seine ausländischen Gemahlinnen that. Man sieht hieraus den Nachtheil der Vielweiberey überhaupt und zugleich, daß Moses gegründete Ursache hatte, den Israeliten die Ehen mit Ausländerinnen, und besonders mit Cananiterinnen, zu verbieten. Denn wenn sie dem Eifer für die Landesreligion bey einem Manne, wie Salomo, gefährlich werden konnten, was sollten sie nicht bey schwächern Menschen aus dem großen Haufen wirken?

An sich wäre es nicht zu tadeln gewesen, wenn Salomo diese Religionen in seinem Lande und selbst bey seinen Weibern geduldet hätte. Denn die Ehe mit den Ausländerinnen überhaupt, besonders mit der ägyptischen Königstochter, war nicht geradezu gesetzwidrig, weil Moses eigentlich nur die Ehen mit den Cananiterinnen verboten hatte. Es wäre aber ungerechter Zwang gewesen, wenn er dieser ihre Religion hätte verbieten wollen. Daß aber Salomo selbst sich dem Dienste dieser Religion überließ, beweißt, daß ein Mensch äußerlich sehr eifrig für die Religion und doch innerlich nicht fest von ihr überzeugt seyn kann. Denn selten hat wohl ein Mensch für seine Religion mehr gethan, als Salomo für die seinige. Er wollte ihr

ein ewiges Denkmal stiften, einen unveränderlichen Sitz geben und er war der erste, der sie erschütterte. Vor seinem ganzen Volke bekannte er sie feyerlich, und eben so verläugnete er sie vor demselben. Daß dieses Volk die Uebel, welche er in seinem Alter zu erfahren anfieng, da sein Reich auf mancherley Weise erschüttert und zerrüttet ward, für eine Strafe dieser Untreue ansahe, war sehr natürlich, und den damaligen Begriffen ganz angemessen.

V. Verfall der Religion unter Salomo's Nachfolgern. Kap. XII. — XIV.

Bisher hatte die Religion eine wichtige politische Rolle unter den Israeliten gespielt. Sie setzte Könige ein und setzte sie ab. Sie gab ihnen Autorität über das Volk und beschränkte sie, wenn sie zu willkührlich ward. Aber jetzt mußte sie einmal wieder der Politik weichen. Als sich die beyden Reiche getrennt hatten, fand es der Beherrscher der zehn Stämme nicht mehr zuträglich, daß seine Unterthanen jährlich nach Jerusalem wallfahrteten und durch ihre Religion noch länger in der engen Verbindung mit den übrigen israelitischen Stämmen blieben, in welcher sie bisher gestanden hatten. Er hob also einen Theil des mosaischen Gesetzes auf, indem er dem Volke verbot, an den hohen Festen nach Jerusalem zu wallfahrten, die Zeiten dieser Feste veränderte und zwey heilige Oerter anlegte, an welchen er Gott unter dem Bilde eines jungen Stieres zu opfern gebot. Er hob hierdurch die mosaische Religion nicht ganz auf, denn ihre

Haupt-

Hauptbegriffe konnten immer dieselben bleiben, aber er vergieng sich gegen einige der wichtigsten Gesetze.

Erstlich gegen dasjenige, welches den Bilderdienst verbot. Denn ob es gleich nicht eigentliche Abgötterey war, welche er einführte, indem er die Verehrung Jehovens immer beybehielt, so hatte doch Moses streng verboten, selbst Jehova unter irgend einem Bilde zu verehren. M. s. 2 B. Mos. XX, 4.

Er vergieng sich ferner gegen das Verbot, an irgend einem andern, als dem allgemeinen Verehrungsorte Jehova's zu opfern. Dies Gebot war freylich schon seit langer Zeit nicht mehr genau beobachtet worden, weil das Tempelgezelt veraltert und nicht mehr an einem Orte mit der Bundeslade war. Aber jetzt konnte es wieder genau beobachtet werden, seitdem Salomo den Tempel erbaut hatte.

Die willkührlichen Verlegungen der Feste, die Entfernung des Stammes Levi vom Priesterthume und die Einsetzung Andrer aus dem Volke zu Priestern, waren ebenfalls Abweichungen von den mosaischen Gesetzen, die sich kein ächter und eifriger Israelit erlauben durfte.

Wie gering indessen der Eifer des Volks für seine Religion war, sieht man daraus, daß es sich ohne Widerrede diese willkührlichen Verordnungen gefallen ließ, die freylich mit seinen eingewurzelten Neigungen zum Theil übereinstimmten.

Was im israelitischen Reiche eine Wirkung der Politik war, das war in dem jüdischen eine Folge des Mangels derselben und der Nachlässigkeit. Denn hier wäre zu erwarten gewesen, daß die Regierung

desto strenger über die mosaische Religion wachen würde, jemehr man in dem getrennten Reiche von derselben abgewichen war. Aber nein, Rehabeam gab zu, daß Götzenaltäre gebaut, Bildsäulen verfertigt und Haine angelegt wurden, und jedermann sich willkührlich einem selbst gewählten Gottesdienst überließ. Dies hatte zur nächsten Folge ein tiefes Sittenverderben; so waren sogar zur Unzucht feile Knaben im Lande. Auch folgte die natürliche Strafe bald nach. Das geschwächte und zerrüttete Volk ward von einem auswärtigen Könige besiegt und mußte ihm seine besten Schätze zur Beute überlassen.

VI. Bemerkungen über die weitere Geschichte der Religion und der Sitten und über die jüdischen Meinungen von der Strafgerechtigkeit Gottes. Kap. XIII—XX.

Die weitere Geschichte der Israeliten in beyden Reichen interessirt uns nicht so wohl in ihrem Zusammenhange, als in einzelnen Zügen, bey welchen einige wenig fruchtbare Bemerkungen zu machen sind.

Die Religion hatte in beyden Reichen ein verschiedenes Schicksal, wie sie es den Umständen nach nicht anders haben konnte. Jene Abweichung von den mosaischen Gesetzen blieb eine natürliche politische Maxime der Könige der zehn Stämme. Sie ward aber nichts desto weniger ihrem Reiche und ihren Familien verderblicher, als es ihnen vielleicht geworden wäre, wenn sie das Volk wirklich die Gesetze Mosis auf gleiche Weise, wie die übrigen Stämme, hätten beobach-

ten

ten lassen. Das große Sittenverderben, welches diese Irreligiosität und das böse Beyspiel, welches die Könige gaben, verursachte, kehrte sich gegen sie selbst. Ihr Volk ward dadurch nicht allein geschwächt und seinen Feinden Preis gegeben, sondern es entstanden auch öftre innere Empörungen und eine königliche Familie nach der andern ward gestürzt und bis auf den geringsten von der Erde vertilgt. Bey diesem Mangel an Religion und Sittenverderben war also kein König auf seinem Throne sicher.

Die Könige zu Jerusalem kehrten dagegen bald wieder zu ihrer Religion zurück, sey es nun, daß sie es aus Ueberzeugung oder aus Politik thaten. Nur noch Abijam, Rehabeams Sohn, folgte allen Sünden seines Vaters nach, in denen er ihm vorgegangen war, und glaubte nicht, wie sein Vater David, an Jehova, als den einzigen Gott, aber um seines Vaters Davids willen erhielt ihm Jehova, Davids Gott, ein scheinend Licht zu Jerusalem, befestigte seinen Sohn nach ihm im Reiche und erhielt Jerusalem, weil David recht vor den Augen Gottes gethan hatte, und in seinem Leben, die Sache Uria des Hethiters ausgenommen, von seinen Geboten nicht abgewichen war.

Diese Stelle, Kap. XV, 3. 4., ist merkwürdig, weil sie sehr deutlich die bey den Juden herrschende Meinung enthält, daß Gott den Kindern und Nachkommen um der Verdienste ihrer Vorfahren willen Wohlthaten erzeige. Diese Meinung, so wie auch die, daß oft die Verbrechen der Väter an ihren Nachkommen

men gestraft worden, hat vielen Einfluß auf die Darstellung der Geschichte der beyden Königreiche. Die meisten Könige, welche gegen die Gebote Gottes handeln, werden damit gestraft, daß ihnen gedroht wird, das Königreich solle nicht bey ihrer Familie bleiben, sondern sie sollte ausgerottet werden und die Strafe wird meistentheils nicht an ihnen selbst, sondern an ihren Nachkommen vollzogen. Dies war das Schicksal der Familie Jerobeams und Baescha. Bey beyden wurden die Sünden des Vaters an den Söhnen gestraft, die freylich auch nicht schuldlos waren, aber sich doch nicht in dem Grade vergehen konnten, wie ihre Väter, welche weit länger regierten. So ward auch Ahab der Untergang seiner Familie gedrohet, XXI, 17—24; die Drohung aber doch auf Ahabs Buße nach V. 29 dahin gemildert, daß das Unglück nicht in seinen, sondern in seines Sohns, Tagen über sein Haus kommen sollte.

Man muß es freygestehen, daß in dem Verfahren, nach welchem Strafen über Völker, Könige und einzelne Menschen nach diesen Geschichtsbüchern verhängt werden, sich gar keine vernünftigen consequenten und billigen Grundsätze entdekken lassen. Schon in Davids Geschichte ist dieses der Fall. Sein Verbrechen an Uria wird mit dem Tode eines Kindes, der Frucht dieses Verbrechens, bestraft. Für seine Zählung des Volks hingegen, die eigentlich deswegen Unrecht war, weil das Volk dadurch litt, wird das Volk mit einer Pest gestraft. Noch unter Davids Regierung trifft das Volk

eine

eine dreyjährige Hungersnoth, wegen einer Sünde, die Saul zu der Väter Zeiten an den Gibeoniten begangen hatte, bis diese Sünde durch sieben Menschen aus der Familie Sauls, deren Schuld sehr zweifelhaft ist, oder deren Handlungen doch wenigstens durch Saul autorisirt waren, gebüßt wird. — Das Glück, welches David durch seine treue Anhänglichkeit an Jehova verdient hatte, genießt meistentheils Salomo. Salomo's Sünden hingegen muß sein Sohn durch Verlust des größten Theiles seines Reichs büßen. So geht es fort durch die ganze israelitische Geschichte. Ueberall wo Unglücksfälle als Strafen von Sünden betrachtet werden, läßt sich kein vernünftiges Verhältniß zwischen Verbrechen und Strafe entdecken, und die Strafe trifft nicht den rechten Mann.

Man hat diese auffallenden Unregelmäßigkeiten damit entschuldigen wollen, daß für uns Menschen das Verfahren der göttlichen Strafgerechtigkeit unbegreiflich sey. Allein, wenn wir auch daran nicht denken, daß in unsern moralischen Begriffen von Gott keine Unbegreiflichkeit Statt finden darf, und daß wir nichts für göttlich halten können, wovon wir nicht fest überzeugt sind, daß es gerecht und moralisch gut sey, so hat ja Jesus diese Schwierigkeiten dadurch aufgelößt, daß er gezeigt hat, Gott habe sich Belohnung und Strafe für ein anderes Leben vorbehalten. Er thut dieses mit der lebhaftesten Darstellung in der lehrreichen Erzählung von einem reichen Manne und Lazarus dem Armen, Luc. XVI, 19; die beyde in diesem Leben ohne ihr Verdienst glücklich und unglücklich

sind,

sind, aber ihr Schicksal nach dem Tode auf eine schreckliche Weise wechseln.

Da wir nun als Christen verpflichtet sind, der Lehre Jesu zu folgen, und es widersinnig ist, anzunehmen, daß Gott in frühern Zeiten ein andres Verfahren in Rücksicht auf seine Vergeltung des Guten und Bösen beobachtet habe, als in spätern, so können wir nicht umhin, alles dasjenige, was in den Büchern des A. T. von Belohnungen und Strafen in diesem Leben gesagt wird, für eine bloße Zeit- und Volksmeinung zu erklären, die sich auf die unvollkommenen Begriffe gründete, welche man von Gott und seiner Regierung hatte, und zum Theile aus der Unwissenheit in Ansehung des Zustandes nach dem Tode herkam. Die Menschen wollten nun einmal gern die Schicksale, welche sie an Andern beobachteten, mit ihren Verdiensten in Uebereinstimmung bringen. Dies gab aber einen sehr unsichern Maaßstab zwischen Verdienst und Schuld, und sehr widersprechende Verbindungen zwischen That und Vergeltung. Manches kleine Verdienst mußte sehr groß gemacht werden, um die Belohnung desselben passend zu finden; so z. B. die Verdienste Abrahams und der Erzväter. Eben so mußte manche kleine Schuld sehr vergrößert werden, um ein darauf erfolgtes Unglück, das man als Strafe desselben ansah, gerecht zu finden. Oft fand sich nicht einmal eine oder doch nur eine zu kleine Schuld an dem Unglücklichen. Da mußte denn die Schuld bey seinen Vorfahren aufgesucht werden. Traf die Strafe das ganze Volk, so gab es nur wenig Fälle, wo man ein Verbrechen entdecken konnte, wodurch

sich

sich das ganze Volk versündigt hatte. Hieraus entstand die so widersinnige Meinung, daß ein Mensch eine Schuld auf das ganze Volk bringen, und ihm eine Strafe zuziehen könne, von der es nicht eher befreyt würde, bis der Schuldige entdeckt und gestraft wäre.

Man sieht hieraus, daß aus dieser Vorstellungsart sehr unrichtige moralische Begriffe entstanden, und daß mithin die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und dem Leben nach dem Tode, die Jesus zuerst mit göttlicher Autorität verkündigte, sehr großen Einfluß auf die Richtigkeit unsrer moralischen Begriffe hat.

Hieraus folgt nun aber auch, daß die Erzählungen von den Propheten, welche in diesen Büchern eine sehr wichtige Rolle spielen, nicht anders als nach jenen Volksbegriffen dargestellt sind, und daß wir sie nach denselben zu beurtheilen haben. Denn ihr Hauptgeschäft war, die göttlichen Strafen zu verkündigen und zum Theil sie zu vollziehen. Dies konnte nun nicht anders als nach jenen unrichtigen Vorstellungen geschehen, und ihr Verfahren ist daher nach denselben zu beurtheilen. Die Wunder, welche ihnen zugeschrieben werden, sind ebenfalls nach Zeitbegriffen und nach den bekannten Arten, wie Wundererzählungen entstehen, zu beurtheilen. Für uns gehören sie aus mehrmals angeführten Gründen nicht, und wir können sie daher mit Stillschweigen übergehen. So können wir auch ihre Charaktere und Absichten nicht gründlich beurtheilen, weil alles dasjenige, was aus übernatürlichen Triebfedern hergeleitet wird, außerhalb des

Ge-

Gebietes der Moral liegt, welche sich blos auf die bekannte Natur des Menschen gründen kann.

VII. Nabots Weinberg. Kap. XXI.

Unter den Erzählungen von Begebenheiten unter den Regierungen der Israelitischen Könige verdient diese besondere Aufmerksamkeit, weil sie eine der ausführlichsten und speciellesten ist und zugleich ein Beyspiel einer großen Versuchung zur Ungerechtigkeit und eine eben so große Ungerechtigkeit enthält.

Man erzählt viele Beyspiele, daß Fürsten oder Große das Haus oder Grundstück eines armen Nachbars zu besitzen gewünscht haben, um ihre Palläste oder Gärten damit zu erweitern oder zu verschönern, und daß ihnen oft dieser Besitz aus Eigensinn oder andern Gründen verweigert wurde. Die Versuchung für den Mächtigen ist groß, in einem solchen Falle Gewalt zu brauchen. Er sieht vielleicht einen Lieblingsplan dadurch zerstört, das Einzige, woran er noch Vergnügen zu finden hofft, vereitelt, große Kosten vergeblich gemacht, und dieses Alles durch einen Umstand, den er mit geringem Aufwande aus dem Wege zu räumen hofft. Er glaubt es vielleicht dem guten Geschmack und der Beförderung der Künste, oder auch dem Vergnügen des Volks schuldig zu seyn, seinen Plan nicht stören zu lassen. Von Seiten des Armen hält er es für bloßen Eigensinn, oder auch für die boshafte Absicht, ihn dazu zu bewegen, seine Besitzung für einen sehr hohen Preis zu kaufen, daß er es ihm verweigert, ihm dieselbe zu überlassen.

Es sind auch in der That in den meisten Fällen dieser Art bey den Armen solche Bewegungsgründe vorhanden. Wenigstens trägt doch wohl ein gewisser Stolz, einem Mächtigen in irgend einem Punkte widerstehen zu können, und der Neid wegen seiner Vorzüge, der es den Armen angenehm macht, ihn, der sonst so sehr über ihn erhoben ist, doch in einem Stücke kränken zu können, viel zu solchen Weigerungen bey. Es ist daher für den Armen nur selten rühmlich, die verlangte Gefälligkeit in solchen Fällen hartnäckig zu versagen. Oft würde es selbst rühmlicher seyn, sie mit einiger Aufopferung zu gewähren, weil er dadurch eine gute und nützliche Anwendung des Reichthums befördern und zur Verbesserung des Geschmacks und des öffentlichen Vergnügens beytragen kann.

Die Bewegungsgründe von Seiten des Armen mögen indessen seyn, welche sie wollen, so bleibt es immer höchst Unrecht, das mit Gewalt durchzusetzen zu suchen, wozu man kein Recht hat, und was Andre, von denen es abhängt, uns nicht mit freyem Willen zugestehen. Es ist daher die Pflicht der Mächtigen, dem Recht hier ihre liebsten Pläne aufzuopfern. Auch kann es leicht seyn, daß einem Armen eine Wohnung, in der er gezogen und gebohren ist, oder ein Acker, den er von Jugend auf mit seinen Händen bearbeitet hat, und der ihn und seine Vorfahren lange Jahre genährt hat, um keinen Preis feil ist, daß seine ganze Glückseligkeit daran hängt und er sich in seiner armseligen Wohnung, auf seinem kleinen Gebiete besser befindet, als in einem ungleich bessern, an welches ihn nicht die Gewohnheit und so manche angenehme Erinnerungen

aus seinen frühern Jahren knüpfen. In einem solchen Falle würde selbst die Forderung unbillig seyn. Denn dann würde der Reiche verlangen, daß der Arme seine ganze kleine Glückseligkeit einem seiner Einfälle, den er leicht durch einen andern vertreiben oder ersetzen kann, opfern soll.

Nabot scheint nicht ohne Ursache die Ueberlassung des Weinberges dem Könige verweigert zu haben. Denn nach 3 B. Mos. XXV, 23, 24—28 durfte kein Israelit sein Erbgut verkaufen, sondern höchstens nur Armuths wegen die Nutzung davon bis zum Jubeljahre, wo es allezeit wieder an den Eigenthümer zurückfallen mußte. Ahab aber verlangte Nabots Weinberg zum wirklichen unverkäuflichen Eigenthum, weil er ihn nicht einmal in seinem Zustande lassen, sondern in einen Garten verwandeln wollte. Indessen könnte wohl die Vertauschung mit einem bessern Weinberge hier eine Ausnahme erlaubt haben.

Die erwähnten Fälle sind von den Mächtigen oft sehr verschieden entschieden worden. Viele machten es sich zur Ehre, ihren Willen dem Rechte oder der Pflicht aufzuopfern. Andre suchten durch offenbare Gewalt, noch andre durch einen ungerechten Prozeß ihren Willen durchzusetzen. So ungerecht, wie hier, ist aber wohl ein solcher Fall selten entschieden worden. Auf Veranstaltung der Königin mußte Nabot durch falsche Zeugen der Gotteslästerung und des Majestätsverbrechens angeklagt und zum Tode verdammt werden. Diese schreyende Ungerechtigkeit bedarf keiner Beleuchtung, um den größten Abscheu zu erregen. Sie zeigt uns das tiefste Verderben der Israelitischen Nation

tion von einer andern Seite, da sich selbst die Richter der Stadt, welche Nabot bewohnte, durch sklavische Gefälligkeit gegen die gewissenlose Königin bewegen ließen, die Sache auszuführen.

Ahab selbst hat man sich deswegen nicht als einen ganz verdorbenen Bösewicht vorzustellen; es wird alles seiner gottlosen Gemahlinn zugeschrieben und sie scheint es ohne sein Wissen ausgeführt zu haben. Aber sehr schwach und unwürdig König zu seyn war er unstreitig, da er dem bösen Weibe eine solche Macht ließ und die That, als sie ausgeführt war, nicht ahndete, sondern selbst den Genuß seiner erreichten Absicht sich gefallen ließ. Er hatte sich auch schon zuvor durch Jesabel zu der grausamen Ermordung von einer großen Anzahl Propheten verleiten und zum Dienste der Götter andrer Völker verführen lassen. Daher heißt es Kap. XVI, 30. von ihm: daß er mehr Gott mißfälliges gethan habe als alle seine Vorfahren. Denn er blieb nicht allein bey dem Bilderdienste Jerobeams, sondern er erbaute auch dem Sidonischen Baal zu Samarien einen Tempel. Ursprünglich scheint er ein gutes Herz gehabt zu haben. Dies sieht man daraus, weil er, nach Kap. XX. 1 — 10., als Benhadad, der König von Syrien, ihn in Samarien belagerte, demselben zwar sein Silber und Gold, ja selbst seine Gemahlinnen und Kinder zu überlassen bewilligte, als er aber auch die Güter seiner Unterthanen verlangte, ihm seine Forderung abschlug. Als er in der Folge denselben König in eben diese Verlegenheit versetzt und ihn in Asika eingeschlossen hatte, übergab sich dieser ihm im Vertrauen auf seine

Gutherzigkeit und ward großmüthiger von ihm behandelt, als er es verdiente. Auch bey dieser Geschichte zeigt es Ahabs gute Denkungsart, daß er, ungeachtet ihm Nabots abschlägliche Antwort großen Verdruß machte, nicht von selbst auf den Einfall kam, ihn zur Abtretung des Weinberges zu zwingen. Daß er aber das Verfahren seiner Gemahlinn nicht nur nicht ahndete, sondern selbst den ihm dadurch zufallenden Vortheil benutzte, beweißt, daß Schwäche und Mangel an festen Grundsätzen selbst einen Mann von guten natürlichen Anlagen zum Mitschuldigen der abscheulichsten Bosheit machen können. Eine solche Schwäche ist um so gefährlicher, je höher der Posten ist, in welchem der Mann steht.

Wenn in allen Beyspielen die Strafe der Vergehungen so treffend und angemessen wäre, wie bey Ahab und seiner Familie, so dürfte sich eher ein System der Gerechtigkeitspflege darauf erbauen lassen, als es sich um der angeführten Gründe willen thun läßt.

Das

Das

zweyte Buch der Könige.

Das zweyte Buch der Könige ist von dem ersten durch keine wichtige Epoche getrennt. Vielmehr hängt es mit demselben genau zusammen, indem es den Erfolg mancher Begebenheiten enthält, welche in dem ersten vorbereitet wurden, und manche Personen darin ihre Rollen weiter spielen, die schon in dem ersten aufgetreten sind.

Auch dieses Buch ist durchgängig aus einem religiösen Gesichtspunkte geschrieben, daher es mit Recht einen Platz in einer Reihe von Religionsbüchern behauptet. Allein, wenn es irgendwo sichtbar wird, daß es nöthig ist, die Religionsbücher des A. T. mit strenger Beurtheilung und mit beständiger Rücksicht auf die vollkommenern Grundsätze der Religion zu benutzen, so ist es bey diesem Buche der Fall. Wollte man es geradezu annehmen, so würde es nicht allein eine Quelle des gröbsten Aberglaubens werden, sondern auch selbst manche höchst unmoralische Behauptungen, z. B., daß die Religion Empörung, Königsmord und unmenschliche Grausamkeit veranlasse, enthalten. Wenn man aber bedenkt, daß die Grundsätze und Gesichtspunkte des Geschichtschreibers nicht nothwendig die unsrigen seyn müssen, da uns Jesus aufgeklärtere und würdigere gelehrt hat, so werden

wir es von andern Seiten betrachten lernen, und manche Belehrungen daraus über das Verhältniß der Religion zu den Menschen schöpfen, durch die traurige Gestalt, in welcher in demselben eine an sich vernünftige und einer großen Veredlung fähige Religion erscheint; den Werth richtigerer und aufgeklärterer Religionsbegriffe desto höher schätzen lernen, und selbst aus den Lastern der Menschen, deren Geschichte es beschreibt, Nutzen ziehen können.

Es zeigt sich in dem ganzen Buche, daß der Geschichtschreiber durchgängig die Absicht hatte, zu zeigen, wie die Israeliten, ungeachtet sie das Volk Gottes waren, dessen ungeachtet im Ganzen genommen so unglücklich seyn, und wie ihre Verfassung auf eine so unglückliche Art zerstört werden konnte? Die traurigen Begebenheiten, welche dem Volke widerfuhren, sucht er auf alle Weise als den Absichten Gottes gemäß darzustellen, um die Wahrheit zu retten, daß die Israeliten, ungeachtet aller scheinbaren Widersprüche, die in ihrer Geschichte liegen, dennoch immerfort von Jehova geleitet worden sind.

Wir befinden uns als Menschen überhaupt in einem ähnlichen Falle, als der war, in welchem sich jener Geschichtschreiber befand. Es ist uns vermöge unsrer Vernunft eben so nothwendig gemacht zu glauben, daß alle unsre Schicksale unter der Leitung einer weisen und gütigen Vorsehung stehen, ungeachtet sie oft diesem Glauben zu widersprechen scheinen, als es den Israeliten war zu glauben, daß Jehova nach den ihren Vätern gegebenen Verheißungen sich beständig seines Volks annehme, und daß alle Schick-

sale

sale desselben von ihm herkommen. Dieser Glaube gründet sich aber keinesweges auf Erfahrung, sondern auf vernünftige Begriffe, welche wir uns von Gott und unsrer Bestimmung zu machen haben. Wollen wir ihn daher durch Erfahrung bestätigt sehen, so gerathen wir leicht auf Irrwege. Entweder werden wir an diesem so wichtigen Glauben selbst irre werden, wenn unsere Schicksale ihm zu widersprechen scheinen sollten, oder wir werden bey diesen Schicksalen Absichten Gottes voraussetzen, welche er entweder gar nicht dabey haben konnte, oder von dem es sich doch nicht erweisen läßt, daß er sie hatte. Dadurch werden wir leicht auf falsche Begriffe von Gott kommen können. Auf diesem Irrwege finden wir unsern Geschichtschreiber. Bey allen Begebenheiten der Israeliten sucht er zu zeigen, daß sie den Absichten Gottes gemäß gewesen wären, und bemüht sich zu dem Ende, diese Absichten selbst zu errathen. Diejenige, welche hier im allgemeinsten ihre Anwendung findet, war, die Israeliten wegen ihrer Vergehungen zu strafen, und unter diesen Vergehungen vorzüglich wegen ihres Abfalls von der Religion ihrer Väter, welche für die vornehmste angesehen wird. Schon öfter haben wir gezeigt, wie falsch diese Begriffe sind. Wir können uns daher das Verfahren dieses Geschichtschreibers zur Warnung dienen lassen, unsere Vorstellungen von Gott und seiner Regierung nicht auf Erfahrung, sondern auf Glauben zu gründen.

Diese Begriffe hatte aber nicht der Geschichtschreiber allein, sondern auch die Israeliten, und ihre Könige und Propheten hatten sie. Es waren Volksbegriffe seiner und der vorhergehenden Zeiten. Daher erscheint die Religion in diesen Büchern wieder in einem so blutigen Gewande, daß Menschlichkeit und Tugend in Versuchung geräth, sie zu verabscheuen. Es darf daher nicht verschwiegen werden, daß die Religionsbegriffe, welche so blutige Auftritte erzeugen und billigen konnten, als wir in diesen Büchern finden, falsch waren, damit die wahre Religion von den Vorwürfen gerettet werde, welche man ihr deshalb machen könnte.

Begriffe dieser Art hatten die Propheten, welche in diesem Buche eine so wichtige Rolle spielen, daß man es vielleicht mit eben dem Rechte ein Buch oder eine Geschichte der Propheten nennen könnte, mit welchem man es ein Buch der Könige nennt. In ihre Hände war besonders in dem israelitischen Reiche die Religion aus den Händen der Priester übergegangen. Doch hatten sie auch in dem Reiche Juda, von Samuels Zeiten her, wichtigen Einfluß. Viele unter ihnen mögen sehr rechtschaffene Männer gewesen seyn, die aus reinem Eifer für die Religion Jehovens handelten und aus warmen Patriotismus wünschten, daß keine andre, als diese Religion, unter ihrem Volke eingeführt werden möge. Aber sie hatten doch unstreitig alle einen Anstrich von Schwärmerey, und viele unter ihnen waren nahe daran Fanatiker zu werden.

Aus den vielen wunderbaren Erzählungen, welche wir in diesem Buche von ihnen finden, lassen sich

keine

keine hinlängliche und zuverlässige Data zur moralischen Beurtheilung des Charakters von einzelnen unter ihnen schöpfen. Diejenigen, von welchen uns noch Schriften übrig sind, werden wir Gelegenheit haben, nach denselben etwas genauer zu beurtheilen. Die Wunder, welche von ihnen erzählt werden, haben bey weitem nicht die edle Tendenz, welche bey den Wundern sich findet, die uns die Lebensbeschreiber Jesu von dem göttlichen Stifter unsrer Religion erzählen, die insgesammt die wohlthätigsten Zwecke hatten. K. I. wird erzählt, Elias habe einst durch ein Commando von funfzig Mann von seiner Wohnung auf einem Berge zum Könige von Israel geholt werden sollen. Diese funfzig Mann ließ er nebst ihrem Anführer vom Blitz erschlagen. Andre funfzig hatten ein gleiches Schicksal, und ein dritter eben so starker Haufe konnte nur durch demüthiges Bitten Verschonung erlangen. — Was würde Jesus, der nur wohlthätige Wunder verrichtete, dazu gesagt haben? Man lese Luk. IX, 51—56:

„Jesus hatte sich vorgenommen nach Jerusalem zu reisen, und schickte Boten voraus, in einen Samaritanischen Flecken, ihm Aufnahme zu bereiten. Man nahm ihn aber nicht auf, weil er nach Jerusalem wollte. Da sprachen seine Jünger, Jakobus und Johannes, zu ihm: Herr sollen wir Feuer vom Himmel fallen lassen, um sie zu verderben, wie es Elias machte? Jesus wandte sich unwillig zu ihnen um und sagte: Kennt ihr denn noch nicht den Geist eurer Bestimmung? Der Menschensohn ist nicht gekommen

Men-

Menschenleben zu zerstören, sondern zu retten. — Und sie giengen nach einem andern Flecken.“

Eben so wenig Ehre macht seinem Schüler, Elisa, die Erzählung von der Rache, welche er an einer Anzahl ven kleinen Knaben zu Bethel nahm, die seines Kahlkopfs spotteten, K. II, 23. 24.: „Er wandte sich um, sah und verfluchte sie im Namen Jehovens; zwey Bären kamen aus dem Walde heraus, und zerrissen zwey und vierzig von ihnen.“ Doch, wir wollen aus der angeführten Anekdote von Jesu zugleich lernen, daß man, wenn man befürchten muß, anstößig zu werden, sein Urtheil suspendiren, und doch nach seiner Ueberzeugung handeln kann.

Dies über den Geist des Ganzen, der in diesem Buche herrscht. Nur wenig einzelne Stellen werden uns Stoff zu Bemerkungen geben.

I. Aberglaube und Indifferentismus. Kap. V, 17—19.

Ueber diese beyden, sich auf Religion beziehenden, aber in den meisten Punkten einander entgegengesetzten Gesinnungen, bietet uns die Anekdote von Naemans Heilung vom Aussatze Stoff zu Bemerkungen dar. Naeman, ein Bedienter vom Hofe des Königs von Syrien, wird durch Elisa vom Aussatze geheilt, und durch eben diese Heilung zur Religion Jehovens bekehrt. Er verspricht dem Propheten keinem andern Gott, als Jehova, zu opfern. Aber er macht sich gleichwohl eine Bedenklichkeit daraus, daß er als Bedienter des Königs von Syrien mit demselben werde

in

in einen Götzentempel gehen, und daselbst niederfallen müssen, und bittet den Propheten zu bewirken, daß ihm Jehova dieses vergeben möge. Aehnliche Bedenklichkeiteiten haben sehr oft die Bekenner anderer Religionen gezeigt, und zum Theil noch weit größere Kleinigkeiten für schwere Sünden gegen ihre Religion angesehen, und sich oft den größten Unannehmlichkeiten unterworfen, um sie zu vermeiden. Paulus hatte viel mit Menschen von einer so schwachen Gewissenhaftigkeit zu thun, und er behandelte sie mit der größten Schonung und empfohl es auch andern Christen auf das dringendste, sie eben so zu behandeln.

So ein großer Eifrer auch sonst Elisa für den Dienst Jehovens war, so zeigte er doch bey dieser Gelegenheit, daß er wußte, es käme dabey vorzüglich auf das Herz an. Er ließ sich die sonderbare Art gefallen, wie Naemann diese Bedenklichkeit für sich selbst zu heben wußte, und ließ ihn im Frieden ziehen. Naemann meinte nemlich, wenn er aus dem Lande Israel so viel Erde, als zwey Maulesel tragen können, mitnähme, so würde er es vermittelst derselben vermeiden können, sich an Jehova zu versündigen, wenn er in Rimmons Tempel nieder fiele. Vielleicht wollte er sie an die Stelle hinstreuen lassen, wo er sich niederwarf, um auf Erde aus Jehovens Eigenthumslande zu knieen.

Wenn Leute von schwachem Gewissen, deren Bedenklichkeiten man nicht durch vorsichtige und vernünftige Vorstellungen heben kann, sie sich selbst zu heben wissen, sollten die Mittel dazu auch auf eben so schwachen Gründen beruhen, wie die Bedenklichkeiten

selbst,

selbst, so ist es am besten, sie dabey zu lassen. So macht es hier Elisa.

Ein Beweis, wie weit eine solche Bedenklichkeit geht und wie gewöhnlich sie ist, ist es, daß man selbst noch in neuern Zeiten gefürchtet hat, diese Stelle könne dem Indifferentismus einen Vorwand leihen. Wenn Naeman sich über das Mitmachen einer Ceremonie in einem Götzentempel beruhigen durfte, so mußte er ja darum gegen die Religion Jehovens nicht gleichgültig seyn.

II. Blutiger Religionseifer. Kap. IX.

Es ist allemal ein Zeichen der tiefsten Herabwürdigung und des größten Mißverstandes der Religion, wenn Blut für dieselbe fließt. Wer in seinem Eifer für Religion so weit gehen kann, daß er Menschenblut um ihrer willen vergießt, der beweißt, daß er höchst unwürdige und falsche Vorstellungen von ihr habe, und daß sie, so sehr er auch für sie eingenommen zu seyn scheinen mag, doch noch nicht die geringste von denjenigen Wirkungen auf ihn geäußert habe, die sie äußern muß, wenn sie ächt und wahr ist.

Es ist also ein Zeichen von einem tiefen Verderben der Religion in jenem Zeitalter, dessen Geschichte uns dieses Buch beschreibt, daß die Diener verschiedener Religionen sich einander aufs blutigste verfolgen. Jesabel, Elisa und Jehu verdienen in dieser Rücksicht völlig neben einander gestellt zu werden. Jesabel wollte ihre vaterländische Religion, sie war eine sidonische Prinzessin, unter den Israeliten einführen

führen und wußte unter ihrem schwachen Gemahl, Sohn und Enkel die Macht zu erhalten, die Verehrer Jehovens auf das blutigste zu verfolgen. Sie ließ Hunderte von ihnen hinrichten. Sobald aber die Parthey, welche für Jehova war, die Oberhand behielt, machte sie es nicht besser. Jehu ließ das ganze königliche Haus, welches die Verehrung Baals begünstigt hatte und an dessen Stelle er sich auf den Thron setzte, und mit ihm Tausende von den Priestern und Dienern Baals ermorden. Es that dieses auf Veranlassung Elisas, der ihn zum Könige über Israel salben und zugleich den Auftrag geben ließ, das Haus Ahabs zu vertilgen. Es war Rache, die ihn hierzu antrieb, und zu dieser Rache mußte ihm die Religion die Hand bieten. Bey Jehu war es vorzüglich Ehrgeiz und Herrschsucht, wofür ihm die Religion zum Vorwande dienen mußte. Denn als er aus scheinbarem Eifer für dieselbe die schrecklichste Rache an Ahabs Hause und seinen Anhängern geübt, als er sich durch einen doppelten Königsmord auf den Thron gesetzt, und durch das Blut von Tausenden auf demselben befestigt hatte, da erkaltete auf einmal sein Religionseifer. Er verschaffte der Verehrung Jehovens in seinem Reiche die Oberhand, weil sie ihm zum Vorwande diente, König zu werden. Aber die rechte Art derselben einzuführen und den gesetzwidrigen Bilderdienst zu Dan und Bethel abzuschaffen, dazu wollte er sich nicht verstehen, weil ihm dieses hätte nachtheilig werden können. So wird sich jedesmal ein falscher und aus unreinen Quellen fließender Religionseifer zeigen.

Man glaube daher doch ja nicht der Religion einen Dienst zu leisten, wenn man Gewaltthätigkeiten, die unter dem Scheine des Eifers für dieselbe vorgenommen werden, entschuldigt. Wahre Religion kann nie durch Gewaltthätigkeiten verbreitet werden. Keine Gewalt kann sie irgend jemanden so wenig rauben als einflößen. Sie läßt sich nur durch vernünftige Ueberzeugung Menschen mittheilen, die einen guten Willen haben. Ueberzeugung wird aber nie durch Gewaltthätigkeiten bewirkt, sondern vielmehr eine Erbitterung, die der Ueberzeugung allemal höchst hinderlich ist.

III. Beyspiel einer rechtmäßigen Revolution. Kap. XI. XII.

Jehus Empörung gegen einen König, der keiner der schlechtesten war und nur durch zu große Nachsicht gegen seine Mutter fehlte, war ohne Zweifel höchst unrechtmäßig und kann auf keine Weise durch den Vorwand der Religion, welcher dabey gebraucht ward, gerechtfertigt werden. Wie alles Unrechtmäßige war sie höchst gewaltsam und blutig.

Kurze Zeit nach derselben ereignete sich in dem benachbarten Reiche Juda eine Staatsveränderung, die sich von jener sehr zu ihrem Vortheile unterscheidet. Athaiia, ein weibliches Ungeheuer aus dem Hause Ahabs, hatte den Tod ihres Sohnes Achasia, den Jehu zugleich mit dem Könige von Israel ermordet hatte, dazu benutzt, sich selbst der Herrschaft anzumaaßen und um sie zu sichern, alles was vom königlichen

lichen Geblüte war, umgebracht, also wahrscheinlich auch ihre eignen Kinder und Enkel. Ein schreckliches Beyspiel, wozu Eigennutz und Herrschsucht der höchste Grad des Eigennutzes die Menschen verleiten kann! Die Geschichte zeigt viele Beyspiele auf, da er zum Elternmord verführt hat. Moralisch betrachtet, ist dieser unstreitig das schwärzeste Verbrechen und noch verabscheuungswürdiger als Kindermord, aber Kindermord ist unnatürlicher. Er erfordert, besonders wenn er an erwachsenen Kindern begangen wird, mehr Ueberwindung natürlicher Gefühle. Dessen ungeachtet konnte es selbst unter dem weiblichen Geschlechte, bey welchem diese Gefühle am stärksten wirken, Ungeheuer geben, die durch Herrschsucht dazu verleitet wurden!

Der Hohepriester Jojada, welcher selbst eine Prinzessin zur Gemahlin hatte, rettete ein einziges von den königlichen Kindern, welches nun der einzige übrig gebliebene rechtmäßige Thronerbe war. Athalia besaß den Thron unrechtmäßiger Weise, sie hatte sich den Weg dazu durch das größte Verbrechen gebahnt. Die Juden hätten sie nie als Königin dulden sollen und verdienten dadurch, daß sie es thaten, daß sie es geblieben wäre. Aber ihr rechtschaffener Hohepriester wußte sie von diesem schimpflichen Joche ohne alles Blutvergießen zu retten. Er zog den jungen König aus seiner Verborgenheit hervor, und stellte ihn dem Volke vor, unter welchem er die Vornehmsten schon zuvor zu gewinnen gewußt hatte.

Durch diese weisen Veranstaltungen wußte er es zu bewirken, daß bey der Regierungsveränderung niemand als die mörderische Räuberin des Throns umkam, die den Tod zehnfach verdient hatte.

Mit diesem Eifer für eine rechtmäßige Thronfolge wußte Jojada den Eifer für die Religion zu verbinden. Er stellte die Religion Jehovens ganz wieder in das Verhältniß, in welchem sie zum Volke und zur Staatsverfassung stehen mußte. Er machte ein Bündniß zwischen Jehova, dem Könige und dem Volke, dadurch sie sich verpflichteten, Jehova allein als ihren Gott zu verehren, und gründete darauf die Capitulation, welche er zwischen dem Volke und dem Könige schloß. Sein Eifer gegen die Verehrer anderer Götter war gemäßigt. Nur einer von den Priestern Baals ward getödtet.

So zeichnete sich also die durch Priester bewirkte Staatsveränderung im Reiche Juda sehr vortheilhaft vor derjenigen auf, welche durch Propheten im Reiche Israel veranlaßt wurde. Man hat daher den Priestern oft Unrecht gethan, wenn man sie zu sehr gegen die Propheten herabgesetzt hat.

IV. Seltene Beobachtung eines gerechten und menschlischen Gesetzes. K. XIV, 5—7.

Es ist unstreitig ein den ersten Grundsätzen der Gerechtigkeit gemäßes Gesetz, welches Moses nach 5 B. Mos. XXIV, 16. gab:

»Vä-

„Väter sollen nicht für ihre Kinder und Kinder nicht für ihre Väter, sondern jeder für sein eignes Verbrechen sterben.“

Man sollte glauben, dies verstünde sich unter vernünftigen Menschen von selbst, und es wäre gar nicht nöthig, daß ein Gesetz darüber gegeben würde. Wie wenig überflüssig jedoch solch ein Gesetz war, sieht man daraus, daß es, auch da es Moses wirklich gegeben hatte, so selten beobachtet ward, daß der Geschichtschreiber der Könige Juda es für wichtig genug hält, zu erzählen, daß der König Amazia die Mörder seines Vaters hinrichten ließ und dabey in Rücksicht auf dieses Gesetz der Väter schonte.

Man sieht daraus, daß die abscheuliche Sitte im Orient allgemein war, mit jedem Verbrecher auch seine ganze Familie zu bestrafen. Der Grund davon war, weil alle Strafen nicht die Absicht hatten, der Gerechtigkeit Genugthuung zu verschaffen, sondern den Beleidigten zu rächen, und den Richter, welcher dabey meistentheils zugleich Kläger war, vor aller Rache zu sichern. Rache kennt keine Grenzen, sobald sie zur Leidenschaft geworden ist, und man glaubte seinem Beleidiger durch nichts mehr wehe thun zu können, als wenn man ihn mit dem Bewußtseyn aus der Welt gehen ließ, nicht allein sich, sondern auch die Seinigen durch sein Verbrechen unglücklich gemacht zu haben. War der Verbrecher ein recht verhärteter Bö-

sewicht, so fühlte er die Rache weniger, als wenn er menschenfreundlicher und liebevoller Empfindungen gegen die Seinigen fähig war, und je stärker diese Empfindungen bey ihm waren, desto härter ward er durch diese abscheuliche Gerechtigkeitspflege gestraft. Wie verabscheuungswürdig ist doch die Rachsucht, da sie sich selbst der edelsten Empfindungen bedient, um ihre Schlachtopfer an einer recht empfindlichen Seite anzugreifen, und wie thöricht ist sie, da sie bessere Menschen weit härter straft, als verruchte Bösewichter!

Der Rachsüchtige muß aber auch gegenseitige Rache fürchten. Dies war ein zweyter Grund, warum man die Strafen der Verbrechen so weit ausdehnte, weil man sonst die Rache der überbleibenden Verwandten des Verbrechers fürchten mußte, die dem Geiste des Zeitalters gemäß wieder nicht in Betracht zogen, daß an ihrem Verwandten als einem Verbrecher nichts als Gerechtigkeit geübt worden wäre, sondern nur auf die Beleidigung sahen, welche, wie sie glaubten, ihrer Familie durch seinen Tod zugefügt worden wäre.

Man sieht hieraus, welche nachtheilige Folgen die Blutrache für die ganze Criminaljustiz hatte, und wie sehr heilsam es ist, die Bestrafung eines Verbrechens in keinem Falle dem Beleidigten oder seinen Freunden und Verwandten, sondern allemal unpartheyischen Richtern zu überlassen.

V. Men-

V. Menschenopfer. Kap. XVI. 3.

Den äußersten Gipfel erreicht der Fanatismus unstreitig da, wo Menschenopfer gebracht werden. Wir finden hier ein Beyspiel davon. Ein König von Juda brachte es nach der Sitte der Cananitischen Völker. Es war noch dazu sein eigner Sohn, den er opferte. Denn die Stelle kann zwar so erklärt werden, er habe ihn nur zwischen zwey Feuern durchgehen lassen, um ihn den Götzen zu weihen. Aber die Nachrichten, welche wir von den phönizischen Gebräuchen bey den Menschenopfern haben, stimmen doch damit mehr überein, daß diese unglücklichen Opfer des Fanatismus wirklich einem Götzenbilde in die Arme gelegt wurden, die es herunterließ, und die darauf gelegten Kinder in eine Hölung voll Feuer warf. Welch eine schreckliche Ausartung der Religion, die selbst so starke Triebfedern zur Menschlichkeit, als die Liebe der Eltern zu ihren Kindern ist, überwindet!

Wenn uns die Bibel die Religion auch in so einer fürchterlichen Gestalt zeigt, wie sie dieses noch von mehrern Seiten thut, so können wir daraus lernen, daß wir die Religion als einen Gegenstand zu betrachten haben, welcher, wenn er aus richtigen Quellen fließt, die Menschheit auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erheben, dessen Ausartung sie aber auch ins tiefste Verderben stürzen kann. Da sie zugleich zeigt, wie kräftig und unwiderstehlich die Triebe sind, welche den Menschen zur Religion führen, so

lernen wir daraus, daß das Wohl der Menschheit im hohen Grade von der Verbreitung richtiger Religionsbegriffe abhängt.

VI. Allgemeine Beschreibung des traurigen Zustandes der Religion im Reiche Israel und seine Folgen. K. XVII.

Der Verfasser dieses Buchs leitet den Untergang des Reichs Israel von dem Verderben der Religion in demselben daraus her, daß er ihn als eine Strafe Jehovens wegen der Untreue gegen die Religion betrachtet. Was von dieser Vorstellungsart zu halten sey, haben wir schon oben gesehen. So wenig wir indessen von positiven Strafen Gottes in diesem Leben, weder an einzelnen Menschen noch an ganzen Völkern, erkennen können, so gewiß ist es, daß Gott die Menschen die natürlichen Folgen ihrer Verirrungen empfinden läßt. Der zerrüttete Zustand der Religion im israelitischen Reiche kann also allerdings zum Untergange desselben sehr viel beygetragen haben, ja vielleicht die Quelle desselben gewesen seyn. Denn er verursachte viel bürgerliche Kriege und gab mehrern Usurpatoren einen Vorwand die Regierung an sich zu reißen, und die zuvor herrschenden königlichen Geschlechter zu vertilgen. Dabey brachte er eine völlige Trennung von dem Reiche Juda zu Stande, mit dem die übrigen Israeliten außerdem, ungeachtet sie einen besondern König hatten, doch in gutem Vernehmen

und

und in Verbindung gegen ihre Feinde hätten bleiben können.

Der Geschichtschreiber faßt hier alles das zusammen, was er über den verderbten Zustand der Religion in jenem Zeitalter sagen konnte. Die Hauptsache war, daß sie von der Religion Jehovens, die ihnen durch die Befreyung ihrer Voreltern aus Egypten so wichtig gemacht, und mit so überzeugenden Beweisen bestätigt worden war, abwichen v. 7. Sie setzten an ihre Stelle die Religionsmeinungen andrer Völker, die ihre Väter im Vertrauen und Eifer für ihre Religion ausgetrieben hatten; sie verbanden damit die von den israelitischen Königen erfundene politische Religion, nach welcher Jehova unter dem Bilde eines Stieres an verschiedenen Orten verehrt wurde, v. 8. Außerdem erkünstelten sie noch andere Religionslehren, die mit der Religion Jehovens im Widerspruche standen. Auch in Absicht auf die Verehrung Gottes wichen sie ganz von den Vorschriften dieser Religion ab. Sie verehrten Jehova nicht an dem Orte, wo er sein Heiligthum hatte, und nach Mosis Gesetzen allein verehrt werden sollte. Sie errichteten bey jeder Stadt Altäre, Bildsäulen und Haine, wozu sie jeden durch die Natur ausgezeichneten Ort, jeden Hügel, jeden schattigen Baum bequem fanden. Dies dürfte uns nach unsern Begriffen ein schönes Bild einer ausgebreiteten Religiosität zu seyn scheinen, da wir die ganze Natur als den Tempel Gottes betrachten, und uns nirgends mehr gestimmt fühlen,

den Herrn anzubeten, als auf Hügeln, die uns eine schöne Aussicht auf seine Werke darbieten, und unter dem Schatten angenehmer Haine. Aber bey den Israeliten war dieses anders. Bey ihnen war eine solche Gottesverehrung gesetzwidrig und nicht ohne Ursache von Moses verboten worden. Denn sie hatten nicht das Abstraktionsvermögen, die Natur von der Gottheit zu unterscheiden, sie betrachteten daher die Natur nicht wie wir, als den Tempel der Gottheit, sondern als die Gottheit selbst, ja sie waren nicht einmal im Stande, diese Idee mit der ganzen Natur zu verbinden, sondern sie machten einzelne Theile derselben zu Göttern. Daraus entstand nun alle der verderbliche Aberglaube, und die abscheulichen Ceremonien, durch welche sich die Israeliten, welche Verehrer Jehovens hätten seyn sollen, zu den Götzendienern herabwürdigten. Sie beteten die Gestirne an und dienten dem Baal oder phönizischen Herkules, dessen Dienst mit den abscheulichsten Ceremonien und besonders mit Menschenopfern verbunden war. Daher verbrannten sie ihm ihre Söhne und Töchter. Auch trieben sie allerley Gattungen von Wahrsagerey, v. 17. Das Letztere führte sie immer tiefer in Aberglauben hinein, und von allen vernünftigen Gedanken an Gott und seine Regierung ab.

Diese Beschreibung zeigt, daß der Religionszustand, dem sich die Israeliten überließen, wirklich äußerst verderbt war, und daß die Religion, zu welcher Moses das Volk angehalten hatte, und die eigentlich

gentlich von seinen Urvätern her seine Familienreligion war, große Vorzüge vor jener hatte. Wenn aber weiter gesagt wird, daß Jehova hierüber sehr zornig geworden sey, und die Israeliten aus Zorn von seinem Angesicht weggeschafft habe, so ist dieses den unvollkommnen Begriffen gemäß gesprochen, welche auch die mosaische oder abrahamische Religion noch hatte.

Noch sonderbarer war der Zustand der Religion bey den Colonisten, welche der König von Assyrien an die Stelle der weggeführten Israeliten setzen ließ. Sie verbanden die Verehrung Jehovens mit dem Dienste anderer Götter, so daß sie ihn für einen furchtbaren Landesgott hielten, aber von seiner Eifersucht, die keine andern Götter neben sich duldete, nichts wußten. Sie wurden durch die Noth zu dem Dienste Jehovens veranlaßt. Zu Anfange verehrten sie Jehova nicht, da sie aber von wilden Thieren beunruhigt wurden, so glaubten sie, diese schickte Jehova, der Gott des Landes, aus Rache für seine Vernachlässigung unter sie. Auch der König von Assyrien glaubte es, und schickte deswegen einen von den Priestern, die aus dem Lande weggeführt worden waren, um sie zu lehren, wie sie Jehova verehren sollten. Dieser Unterricht muß aber sehr schlecht gewesen seyn, und sich blos auf einige Ceremonien bezogen haben. Denn die Colonisten kehrten sich nicht an den Hauptgrundsatz der Religion Jehovens, an seine Einheit, sondern verehrten neben ihm ihre bisherigen Götter. Bey diesen

Völkern ward also Jehova ganz in die Reihe anderer Götzen gesetzt.

Diese Erzählung zeigt übrigens, daß Furcht eine sehr natürliche Quelle der Religion seyn kann, und es gewiß in mehrern Fällen gewesen ist. Für die erste und ursprüngliche Quelle derselben, für welche sie viele mit Lukretius haben halten wollen, kann ich sie aber doch nicht ansehen. Denn man mußte sich doch wohl einen furchtbaren Gegenstand erst vorstellen und ausdenken, ehe man sich fürchten konnte? Auf die erste Vorstellung von Gott oder überhaupt von höhern Wesen, müssen daher die Menschen auf einem andern Weg, als durch Furcht, gekommen seyn.

VII. Vertrauen auf Gott, eine Quelle des Muths und der Rettung. Kap. XVIII — XX.

Die Religionsbegriffe, welche die Israeliten annahmen, sobald sie sich von ihrer väterlichen Religion entfernten, konnten ihnen weder Muth noch Vertrauen einflößen. Denn sie überließen sich dann dem Schutze solcher Götter, welche auch von andern Völkern und selbst von ihren Feinden verehrt wurden, und denen sie noch jetzt nur eine sehr eingeschränkte Macht zutrauen konnten. Ganz anders war es bey der Religion Jehovens. Jehova ward von seinen Verehrern für den höchsten und einzigen Gott gehalten. Sobald sie seiner Gnade ver-

versichert waren, konnten sie daher das größte Vertrauen auf ihn setzen und alles von ihm erwarten, besonders, wenn sie an den Bund dachten, den er mit ihren Vätern gemacht hatte und nach welchem sie sein Lieblingsvolk waren. Hätten also die Israeliten fest an ihrer väterlichen Religion gehalten, so würden sie durch dieselbe Muth zu ihrer Rettung erhalten haben, da hingegen der Mangel dieses Muthes gewiß die Hauptquelle ihres Verderbens war.

Wie vortheilhaft das Vertrauen auf Jehova seinen Verehrern war, zeigt sich in der Geschichte des Hiskias. Er war ein so frommer König, daß er selbst noch David vorgezogen wird, und es XVIII, 5. von ihm heißt: „Auch Jehova, dem Gott Israels, vertraute er; seines gleichen ist unter den Königen Juda vor und nach ihm nicht gewesen, er hieng Jehova an, wich nicht von ihm und beobachtete seine durch Mose gegebene Gebote. Jehova war auch mit ihm und ließ ihm alles gelingen.“ Im Vertrauen auf Jehova fiel er von den Assyrern ab, denen er bisher Tribut hatte geben müssen. Bald darauf ward er mit einem fürchterlichen Kriegsheer von dem Assyrischen Könige, Sanherib, überzogen. Er suchte seinen Zorn durch eine Geldbuße abzuwenden, die er sich von ihm auflegen ließ. Aber Sanherib brach den darüber gemachten Vertrag und schickte dessen ungeachtet ein großes Heer gegen Jerusalem, um es zu erobern. Vertrauen auf Jehova war das einzige, was Hiskia abhielt, die Stadt zu

über-

übergeben. Dieses Vertrauens spotteten die feindlichen Heerführer. Sie gründeten ihren Spott vorzüglich auf die Behauptung, daß Jehova kein anderer Gott sey, als die Götter anderer Völker, welche Sanherib besiegt hätte. Hätte Hiskia dieselbe Meinung von Jehova gehabt, welche andere Völker von ihren Göttern hatten, so würde er diesen Gründen nichts haben entgegensetzen können, sein ganzes Vertrauen wäre dahin gewesen, und er würde sich dem Sanherib, dem selbst nicht die Götter widerstehen konnten, haben überlassen müssen.

Aber Hiskia war völlig überzeugt, daß Jehova ihm helfen könne, wenn er wolle, und daß er es wolle, darüber empfieng er von dem Propheten Jesaias die trostvollsten Versicherungen. Dies hatte die Wirkung, daß er so lange Muth und Standhaftigkeit behielt, bis eine Pest im assyrischen Lager ausbrach, und den König zum Rückzuge nöthigte, der auch nicht dazu kam, einen neuen Feldzug zu thun, sondern von seinen eignen Söhnen im Tempel seines Götzen ermordet wurde.

Eine noch merkwürdigere Wirkung äußerte Hiskias Vertrauen auf Gott bey einer andern Gelegenheit. Er war einst so gefährlich krank, daß selbst der Prophet Jesaias an seinem Aufkommen zweifelte, und ihn ermahnte, seine Angelegenheiten vor seinem Ende in Ordnung zu bringen. Aber Hiskias betete eifrig zu Gott um seine Genesung

und

und hoffte erhört zu werden, weil er ihm immer eifrig gedient hatte. Als der Prophet von ihm gieng, kam ihm der Gedanke, daß Vertrauen und gewisse Hoffnung der Genesung bey einem Kranken oft mehr wirken, als alle Arzeneyen. Dies sahe er für einen göttlichen Wink an, und gieng zurück, um dem Könige den Trost zu bringen, daß sein Gebet erhört sey. Zu mehrerer Befestigung seines Vertrauens veranstaltete er dabey eine wunderbare Erscheinung an einem Sonnenzeiger. Dann verordnete er die nöthigen Arzneymittel anzuwenden, und der Kranke genaß.

Wenn man sich diese merkwürdige Begebenheit so vorstellt, so fällt freylich alles objektiv Wunderbare bey derselben hinweg. Sie erscheint aber als ein subjektives Wunder, welches das Vertrauen auf Gott bey dem frommen König wirkte, und wird dadurch lehrreicher als alle objektive Wunder, aus denen wir keine Belehrungen schöpfen können. Denn sie empfiehlt Vertrauen auf Gott als ein Mittel, auch in den traurigsten Lagen Muth zur Besiegung des Uebels zu behalten. Eine solche Wirkung können auch wir bey uns von dem Vertrauen auf Gott hoffen, nie aber erwarten, daß auch auf unser eifrigstes Gebet der Schatten am Sonnenzeiger einige Grade zurück gehen, oder unser Leben auf eine übernatürliche Weise verlängert werden dürfte.

VIII. Wiederfindung des Gesetzbuches Mosis unter Josia und seine Reformation. K. XXII. XXIII.

Die Erzählung, daß unter Josia das Original der Gesetze Mosis im Tempel wieder gefunden worden sey und auf den König einen so tiefen Eindruck machte, daß er sogleich aus Furcht, die Drohungen, welche sich in demselben, besonders im fünften Buche Mosis befinden, möchten ihn und sein Volk treffen, eine Religionsverbesserung mit dem größten Eifer veranstaltete, ist in mehrerer Rücksicht und besonders deswegen merkwürdig, weil man daraus allerley Schlüsse auf die Schicksale der Bücher des A. T. und auf ihre Aufbewahrung und dann auf ihre Aechtheit oder Unächtheit hat machen wollen. Allein es läßt sich schon deswegen nicht viel daraus folgern, weil man nicht weiß, wie lange das Buch unbekannt und verborgen gewesen ist, bis es wieder zum Vorschein kam. Zweyhundert Jahr zuvor muß es noch völlig bekannt gewesen seyn, weil nach XIV, 6. Amazia um eines nicht sehr ausgezeichneten mosaischen Gesetzes willen, die Kinder der Mörder seines Vaters verschonte, als er seinen Tod rächte. Und sollte der so fromme Hiskias es nicht gekannt haben? Worauf hätte er denn seinen so festen und wirksamen Glauben gründen wollen? Michaelis Meinung hat daher viel Wahrscheinlichkeit, daß es nur unter der fünf und funfzigjährigen Regierung Manasses, der gegen die Religion

ligion Jehovens widrig gesinnt war, in Vergessenheit gerathen sey. Auch braucht man nicht anzunehmen, daß alle Abschriften davon bis auf diese einzige wären vertilgt gewesen. Nur Josias, der unter seinem irreligiösen Vater und Großvater doch wohl nicht eine religiöse Erziehung genossen hatte, hatte es nicht gelesen. Durch den Umstand, daß gerade das Original Mosis davon aufgefunden wurde, ward er darauf aufmerksam gemacht, und jetzt machte es den großen Eindruck auf ihn, der ihn veranlaßte, die Religion Jehovens mit aller seiner Macht wieder herzustellen. So dürfte man also wohl daraus, daß das Gesetzbuch eine Zeitlang verlohren gewesen ist, nicht auf die Unächtheit der mosaischen Bücher schließen können. Vielmehr scheint es eine sehr auffallende Bestätigung ihrer Aechtheit zu seyn, daß zehnthalbhundert Jahre nach Mose und kaum dreyßig Jahre vor dem babylonischen Exil eine Handschrift aufgefunden ward, die der König und das ganze Volk für das Original Mosis erkannten, und in dem Glauben an diese Aechtheit die wichtigsten Unternehmungen ausführten. Daß es bey dem bald darauf erfolgten Umsturz des jüdischen Reichs wieder verlohren gegangen seyn sollte, ist um so weniger wahrscheinlich, da man jetzt gewiß viele Abschriften davon nahm, da der Umsturz des Reichs nicht sehr gewaltsam, sondern mit Schonung der Unterthanen, die man zu Colonisten bestimmte, geschah, und die Israeliten durch ihr

Unglück

Unglück ihre väterliche Religion und alle Ueberbleibsel derselben erst recht hochschätzen lernten.

Die Reformation, welche Josias hierauf vornahm, war etwas gewaltsam. Aber man erstaunet, wenn man liest, was für Mißbräuche abgeschafft werden mußten. Sie war jedoch nicht sehr dauerhaft in ihren Folgen. Denn schon seine Söhne wichen wieder von der Religion Jehovens ab und beschleunigten dadurch den endlichen Untergang ihres Reichs, das durch Religiosität und Vertrauen auf Gott noch hätte gerettet werden können, so wie Hiskias es einst rettete.

Die

Bücher der Chronik.

Das erste Buch.

Die biblische Chronik, welche ein fortlaufendes Werk ausmacht, und erst in spätern Zeiten in zwey Bücher getheilt worden ist, hat einen großen historischen Werth. Denn ungeachtet sie größtentheils aus den übrigen historischen Büchern des A. T. geschöpft ist und sie sehr oft wörtlich abschreibt oder excerpirt, so enthält sie doch auch Zusätze von Wichtigkeit, und dient auf alle Fälle zur Bestätigung der Aechtheit und Glaubwürdigkeit der übrigen Bücher, auch oft zu ihrer Erklärung. Das zweyte Buch, welches sich vorzüglich mit der Geschichte des Königreichs Juda beschäftigt, enthält auch vieles, was wir in den Büchern der Könige nicht finden, weil diese am meisten die Geschichte des Königreichs Israel zum Gegenstande haben, die Geschichte von Juda nur beyläufig mitnehmen, und sie blos nach dem Untergange des Reichs Israel ausschließlich behandeln.

Diese Bücher sind auch im Ganzen genommen aus einem verschiedenen Gesichtspunkte geschrieben, als die Bücher Samuels und der Könige. Sie sind mehr tabellarisch und statistisch. Nur kurz berühren sie die meisten Begebenheiten und geben ihre

Resultate mit wenigen Worten an. Ungeachtet sie nirgend gegen die religiösen Grundsätze verstoßen, welche in den übrigen historischen Büchern des A. T. herrschen, so kann man doch nicht von ihnen so wie von diesen geradezu behaupten, daß sie geschrieben wären, um diese Grundsätze geltend zu machen.

Diese Beschaffenheit dieser Bücher macht, daß sie zwar für die Geschichte und den gesammten Zweck des A. T. sehr wichtig sind, aber wenig unmittelbar praktisches weder für Religion noch Moral enthalten.

Das erste Buch.

Dies Buch enthält die ersten neun Capitel hindurch nichts als Geschlechtsregister, die zum Theil aus den mosaischen Schriften entlehnt, zum Theil aber auch aus andern Quellen geschöpft sind. Sie bieten dem Geschichtforscher Stoff zu mancherley wichtigen Bemerkungen dar, und würden dessen gewiß noch weit mehr darbieten, wenn wir noch mehr Nachrichten von den Leuten und Menschen hätten, denen diese Geschlechtsregister angehören. Uns aber sind diese Namen todte Buchstaben, und selbst die wichtige Nachricht Kap. V. 18 — 26. von einem glücklichen Krieg der drittehalb Stämme jenseit des Jordans, in welchem sie das Land bis an den Euphrat eroberten, und sich dadurch eines größern Landstrichs bemächtigten, als das ganze übrige Palästina ausmachte,

machte, oder die Kap. VII, 21, 22. von den Kindern Efraims, welche einer Gewaltthätigkeit wegen erschlagen wurden, die wir sonst nirgends finden, hat für uns kein besonderes Interesse.

Das zehnte Kapitel enthält nur ein Bruchstück aus der Geschichte Sauls, nur eine Nachricht von seinem Tode, die im Ganzen genommen mit demjenigen übereinstimmt, was wir davon im ersten Buche Samuels finden, und nur wenig zu der Geschichte seines Leichnams hinzusetzt.

Das übrige Buch füllen Nachrichten aus der Geschichte Davids aus, die aber mehr statistisch als charakteristisch sind und daher bey weitem den Stoff zu Bemerkungen, die sich auf Religion und Moral beziehen, nicht liefern, den wir im zweyten Buch Samuels gefunden haben.

Gleich zu Anfange sehen wir Kap. XI, 3. daß David, wie bereits im Buch Samuel bemerkt worden ist, kein Usurpator, aber auch kein willkührlicher und unumschränkter Monarch war. Er ward einstimmig von den Aeltesten der Israeliten gewählt, und beschwor ihnen eine Capitulation.

Auf eine kurze Nachricht von Davids Eroberung von Jerusalem v. 4—9. folgt dasselbe Verzeichniß der Helden Davids, welches 2 Sam. XXIII, 8—39. befindlich ist, mit wenigen uns nicht interessirenden Abänderungen. Wir wollen daher blos die v. 15—19.

erzählte Anekdote bemerken, die wir oben unberührt gelassen hatten, und welche einen edeln Zug in dem religiösen Charakter Davids darstellt.

„David war in der Bergveste und eine Besatzung der Philister zu Bethlehem. David lüsterte nach gutem Wasser, und sagte: wenn mir doch jemand Wasser aus der Cisterne im Thor Bethlehems brächte. Drey von seinen Helden brachen durch das Lager der Philister, schöpften Wasser aus der Cisterne im Thor Bethlehems und brachten es David. Aber David weigerte sich, es zu trinken, schüttete es Jehova zum Trankopfer, und sagte: das lasse Jehova ferne von mir seyn! Sollte ich Blut der Männer, die mit Lebensgefahr dahin gegangen sind, trinken? Er trank es also nicht.“

Man sieht hieraus, daß er billig und menschlich genug war, von seinen Untergebenen keine gefahrvollen Aufopferungen für sein persönliches Wohl zu verlangen. Ihre That war daher gewiß ohne seinen Befehl, vielleicht selbst ohne daß er darum wußte, geschehen. Da er aber das Wasser zu einem Opfer machte, damit äußerte er die Meinung, daß es allein der Religion zukomme, Opfer dieser Art von den Menschen zu fordern. Dies beweißt seinen Eifer für die Religion. Es wird indessen wenig Fälle geben, wo es Religion zur Pflicht macht, dergleichen Gefah-

ren zu bestehen, und es würde eine frevelhafte und irrige Meinung seyn, wenn jemand sich ein Verdienst zu erwerben glaubte, wenn er dergleichen Unternehmungen für die Religion wagte, ohne daß sie derselben vortheilhaft wären, und blos, um seinen Eifer zu zeigen, sich in unnöthige Gefahren stürzte.

Auf das Verzeichniß der Helden Davids, folgen Kap. XII. zwey andre von denjenigen, die ihm noch unter Saul anhiengen und von denen, die ihn zum Könige machten. Auch diese Namen konnten nur den Zeitgenossen oder auch den Nachkommen der Männer, welche genannt werden, bemerkenswerth seyn.

Davids erste Veranstaltung, dem unter Saul sehr gesunkenen israelitischen Gottesdienste wieder aufzuhelfen, wird hierauf Kap. XII. eben so wie 2 Sam. VI, 1—11. erzählt. Das vierzehnte Kapitel enthält ohne Zusammenhang, dessen überhaupt in diesem ganzen Buche nicht viel ist, eine kurze Nachricht von dem Gedeihen des Reichs und der Familie Davids und seinen Siegen über die Philister.

Das funfzehnte sechszehnte und siebzehnte Kapitel setzt die im dreyzehnten angefangene Geschichte des Gottesdienstes unter David fort, enthält aber in der Hauptsache dasselbe, was wir 2 Sam. VI. und VII. gefunden haben. Die Loblieder, welche David bey Gelegenheit der Transportirung der Bundslade singen ließ, werden wir vollständiger in den Psalmen wieder finden. Vom achtzehnten bis

zum zwanzigsten Kapitel werden hierauf wieder verschiedne Siege Davids und seiner Feldherrn kurz erzählt; bey Erzählung der Belagerung von Rabba aber die so merkwürdige Geschichte des Urias und der Bathseba sammt ihren wichtigen Folgen weggelassen, so wie wir überhaupt in diesem Buche gar nichts von Absaloms Empörung finden.

Das einundzwanzigste Kapitel enthält dagegen die so sonderbare Erzählung aus 2 Sam. XXIV, von Davids Zählung des Volks und der darauf erfolgten Pest, die man als eine Folge von jener ansah. Sie ist hier nach spätern Volksbegriffen dargestellt, als im Buche Samuel: denn die Verführung Davids, das Volk zählen zu lassen, wird hier dem Satan zugeschrieben, dagegen sie im obigen Buche Gott beygelegt wird. Dieß giebt uns einen Wink von einem Wege, auf welchem die Vorstellung vom Satan bey den Israeliten leicht Eingang finden mußte, und eigentlich nicht sowohl eine Folge der Verfinsterung ihrer Religionsbegriffe, als vielmehr der Aufklärung derselben war. In ältern Zeiten herrschte unter den Israeliten die Meinung, daß Gott selbst die Menschen zum Bösen reize, wenn er die Absicht habe, dieselben zu bestrafen, oder vielmehr, daß jene Reizung schon selbst eine Strafe sey. Sie mußten aber, jemehr sich ihre Begriffe von der Güte und Heiligkeit Gottes erweiterten, immer mehr fühlen lernen, wie hart diese Vorstellungsart war, und es mußte ihnen daher sehr willkommen seyn, als sie mit einem Wesen bekannt wurden, dem sie die Veranlassung alles des

Bö-

Bösen zuschreiben konnten, dessen Ursache sie nicht kannten. Was sie sonst Gott Böses zugeschrieben hatten, legten sie jetzt dem Satan bey, und dadurch mußte ihre Idee von Gott beträchtlich an Vollkommenheit gewinnen. Man sollte daher nicht so verächtlich von dem Glauben an den Teufel sprechen, als man in den neuern Zeiten zu thun gewohnt ist. Er kann den Menschen auf einer gewissen Stufe ihrer Religionsbildung sehr nützlich, ja selbst nothwendig seyn, und es liegt ihm allemal eine Idee zum Grunde, die, wenn sie nicht als Carrikatur gezeichnet wird, nichts unmögliches und unwahrscheinliches hat, und deren Nichtseyn sich auf keine Art erweisen läßt. Der Mißbrauch sollte auch hierbey nicht allen vernünftigen Gebrauch verwerflich gemacht haben.

Was sonst bey dieser Geschichte in Rücksicht auf die Strafbarkeit der Volkszählung und die Meinung zu bemerken ist, daß Gott das Volk um der Sünde des Königs willen gestraft habe, ist schon bey 2 Sam. XXIV. beygebracht worden. Es wird übrigens hier noch deutlicher, als im Buche Samuels, die Meinung geäußert, daß die Pest durch einen Engel verbreitet worden sey, welcher David sichtbar zwischen Himmel und Erde mit einem ausgezognen, über Jerusalem ausgestreckten Schwerdt erschienen seyn soll. Da wir zu unserm großen Vortheil die physischen Ursachen und Eigenschaften der Pest, als einer epidemischen Krankheit, kennen, und sie nicht, wie die Morgenländer immer noch zum großen Nachtheil ihrer Gesund-

heit und ihres Lebens thun, von metaphysischen Ursachen herleiten, so können wir dieses nicht so geradehin für ein historisches Faktum annehmen, als es mitgetheilt wird. Wir werden daher wohl sichrer gehen, wenn wir die Erzählung von der Verbreitung der Pest durch einen Engel von Volksmeinungen ableiten, als wenn wir die Pest selbst von einem Engel, welcher mit einem Schwerdte das Land durchzieht, herleiten wollen. Daß der Verfasser der Chronik übrigens an der letzten Art der Ableitung keinen Zweifel hatte, zeigt seine simple und unverstellte Erzählung, und man sieht daraus, was für Vorstellungen man zu seiner Zeit von Engeln hatte. Man hielt sie für übermenschliche Wesen, welche im Dienst Gottes große Wirkungen hervorbringen könnten. Sie konnten den Menschen in sichtbarer Gestalt erscheinen und sich selbst menschlicher Werkzeuge bedienen, so wie der hier erwähnte Engel ein Schwerdt hat. Doch konnten sie auch in menschlicher Gestalt übermenschliche Dinge thun. Denn dieser Engel schwebt zwischen Himmel und Erde. Sie richteten die Befehle Gottes an die Menschen aus, denn dieser Engel der Pest gab dem Propheten Gad einen Auftrag, und sie vollzogen die Aufträge Gottes bey den Menschen sowohl, wenn er sie belohnen, als wenn er sie bestrafen wollte.

Wenn man die Erzählung des Buchs Samuel mit der, welche in diesem Buche enthalten ist, vergleicht, so findet man darin ein Beyspiel von

den

den Fortschritten, welche Wundererzählungen machen, wenn sie weiter erzählt werden. Im Buche Samuels läßt sich allenfalls die Sache noch figürlich verstehen, und annehmen, der Verfasser desselben habe die Entstehung, den Fortgang und das Ende der Pest blos unter dem Bilde eines verheerenden Engels darstellen wollen, weil er sie für eine göttliche Schickung hielt, ohne sie deswegen für etwas anders als eine ansteckende Krankheit zu halten; hier ist aber dieses unmöglich, der Engel wird zu deutlich beschrieben, als daß man zweifeln sollte, der Verfasser habe wirklich an seine sichtbare Gegenwart geglaubt. Zu der Zeit, als der Verfasser der Bücher der Chronik schrieb, ward diese Vorstellungsart freilich noch mehr durch die Meinung begünstigt, welche die Juden in Chaldäa fanden, daß jede Art von Krankheit einen Engel oder Dämon zum Vorsteher habe.

Das folgende zwey und zwanzigste Kapitel enthält die weitere Erzählung von Davids religiösen Veranstaltungen, besonders von denjenigen, welche er zum Behuf des Tempelbaues, den sein Sohn und Nachfolger Salomo übernehmen sollte, traf. Es wird hier, so wie in mehrern Stellen als die Ursache, warum David den Bau des Tempels nicht selbst vollendet, sondern ihn seinem Sohn überließ, angeführt: Gott habe die Erbauung des Tempels deswegen nicht von ihm annehmen wollen, weil er viel Kriege geführt, und in denselben viel Blut vergossen hatte; er

habe

habe dagegen seinen Sohn dazu bestimmt, der eine friedliche Regierung führen solle.

Diese Aeußerung ist sehr merkwürdig, indem sie auf sehr würdige Vorstellungen von Gott hindeutet, und sich vor andern Grundsätzen, nach welchen der Krieg sonst überhaupt und auch im A. T. betrachtet wird, sehr auszeichnet. Nirgends wird sonst der Krieg getadelt; viele Kriege werden als von Gott befohlne Unternehmungen vorgestellt, und die meisten derselben in gewisser Rücksicht als Religionskriege betrachtet; die meisten Menschen, welche als vorzügliche Lieblinge Gottes vorgestellt werden, waren Kriegshelden. Gleichwohl wird hier ein friedfertiger König einem kriegerischen vorgezogen und dadurch erscheint eine friedliche Regierung als Gott wohlgefälliger, als eine kriegerische. Man sieht hieraus, daß selbst in solchen Zeiten, in welchen der Kriegsruhm über alles gilt, die Stimme der Vernunft und der Menschlichkeit nicht ganz unterdrückt zu werden vermag, welche die stillen Tugenden des Friedens den glänzenden Kraftäußerungen des Kriegs, die nur sehr zweydeutige Tugenden sind, weit vorzieht, und daß selbst in den Augen Gottes eine friedliche und weise Regierung, wenn auch die Geschichtschreiber nichts von ihr zu erzählen wissen sollten, wohlgefälliger sey, als eine kriegerische, welche die Jahrbücher mit Thaten füllt, welche die Einbildungskraft lebhaft affiziren, den menschlich fühlenden Herzen aber blutige Wunden schlagen.

Es verdient hierbey noch bemerkt zu werden, daß es eine Aufopferung war, deren nur eine große Seele fähig ist, wenn David die Ausführung seines Plans zum Tempelbaue und die ungeheuern von ihm dazu aufgehäuften Schätze so willig seinem Nachfolger überließ, und also auf den Ruhm Verzicht that, welchen er sich dadurch hätte erwerben können. Es giebt Menschen, welche die Ausführung großer und nützlicher Pläne, die sie nicht selbst vollziehen können, auch keinem andern gönnen, und lieber den Nutzen, welcher dadurch gestiftet werden könnte, verlohren gehen und selbst die Veranstaltungen, welche sie bereits dazu getroffen haben, vergeblich seyn lassen, als daß sie einem andern die Ausführung davon überlassen. Dieß ist aber eine niedrige und eigensüchtige Denkungsart, die alles nur für ihren eignen Ruhm, nichts für das allgemeine Beste unternehmen will, und die durch Davids edle Gesinnung, die er hierbey äußerte, sehr beschämt wird.

Im drey und zwanzig bis sechs und zwanzigsten Kapitel werden Nachrichten mitgetheilt von der Bestimmung, welche David dem Stamme Levi zum Dienste des Tempels und des Staats gab, und sie enthalten zugleich die Eintheilung der Geschlechter desselben nach ihren Ordnungen. Es war eine ungeheure Menschenmenge, welche dadurch dem Dienste der Religion gewidmet wurde. Die Leviten, von dreyßig Jahren und drüber, waren acht und dreyßig tausend Mann stark. Von diesen

wur-

wurden vier und zwanzig tausend zum Geschäfte im Dienst des Tempels Jehovens bestellt, sechs tausend zu Schreibern und Richtern, vier tausend zu Thürhütern, vier tausend zur Musik. Es wäre eine wahre Plage für das Land gewesen, wenn alle diese Menschen, ohne selbst etwas hervorzubringen, von demselben hätten erhalten werden sollen, so wie es die größte Zahl der Mönche für die katholischen Länder ist. Allein jeder von ihnen hatte sein Erbtheil, das er anbauen konnte, wovon ihm seine Geschäfte im Dienste des Tempels, deren bey der großen Menge von Mitarbeitern nicht sehr viel seyn konnten, nicht abhielten. Daher bedurften die Leviten nur einer geringen Vergütung für die Dienste, welche sie leisteten, und waren nicht zu einem unnützen Müßiggang bestimmt. Auch leisteten sie dem Staate in andern Fächern Dienste, und machten also zugleich den geistlichen und Civiletat aus.

Das sieben und zwanzigste Kapitel zeigt, daß David sein ganzes Volk sehr sorgfältig organisirt, auf eine zweckmäßige Weise eingetheilt und dafür gesorgt hatte, daß kein Theil desselben ohne die nöthige Aufsicht wäre. Unter ihm stieg aber auch durch diese Ordnung der israelitische Staat zu einer so ansehnlichen Größe und Vollkommenheit empor.

Die beyden letzten Kapitel enthalten die Erzählung von einer Volksversammlung, welche David noch kurz vor seinem Tode veranstaltete und

in

in welcher er seinen Sohn Salomon dem Volke als seinen Nachfolger vorstellte und ihm sehr feierlich den Auftrag des Tempelbaues von neuem gab, und den Plan dazu sowohl, als alle Mittel einhändigte, ihn auszuführen. Diese Volksversammlung hatte also eigentlich einen religiösen Gegenstand. Es herrscht in ihr derselbe religiöse Geist, welcher sich in der ganzen Geschichte der Israeliten zeigt und die Religion zu der wichtigsten Staatsangelegenheit macht. Der Bau des Tempels wird als der wichtigste Zweck betrachtet, um deswillen Salomo zum Könige über Israel bestimmt war, und Anhänglichkeit an Jehova und seine Gebote, dem Könige sowohl als dem ganzen Volke auf das dringendste empfohlen. Rührend ist die Ermahnung, welche David in dieser Absicht an sein Volk und an seinen Sohn richtet. Er erinnert beyde in derselben an Gottes Allwissenheit, mit welcher er das Innerste der Herzen durchforscht, und die Gedanken kennet, und gründet darauf die Ermahnung, ihn nicht blos mit äußern Handlungen, sondern mit willigen und ihm ergebnen Herzen zu ehren.

Hierauf wird berichtet, wie David seinem Sohne alles nöthige zum Baue des Tempels und auch die Modelle von demselben und allen seinen Geräthen übergeben und Muth zu seinem großen Unternehmen eingeflößt habe. Er fügte zu dem bereits gesammelten noch einen sehr ansehnlichen Beytrag aus seiner Privatcasse bey, und forderte auch das Volk zur Freygebig-

keit

keit zum Bau des Tempels auf. Auch diese zeigte sich sehr ansehnlich. Die Summen von Gold und Silber, welche zum Tempelbau zusammengebracht wurden, würden die Menge alles des Goldes und Silbers weit übersteigen, als es jemals auf der Erde gegeben haben mag, wenn die Angaben davon nach den gewöhnlichen Berechnungen zu nehmen wären. Allein schon Michaelis hat es versucht, sie sehr zu reduziren, so daß wenigstens wahrscheinliche Summen übrig blieben, und auch bey dieser Erklärungsart ist er noch geneigt, vergrößernde Schreibefehler vorauszusetzen. Aus dem Bestreben, die Summe so groß als möglich auszudrücken, sieht man indessen, daß sie auf alle Fälle für die Zeiten, in welchen sie zusammengebracht wurde, sehr ansehnlich gewesen seyn muß.

Sehr schön ist das Dankgebet, welches David am Ende der Versammlung sprach. Es paßt ganz auf die Veranlassung, bey welcher es gesprochen ward, und drückt eine demuthsvolle religiöse Gesinnung aus, vermöge welcher David es sich gegen Gott keinesweges zum Verdienst anrechnen wollte, daß er so viel für seinen Dienst gethan habe, sondern vielmehr dankbar erkannte, daß Gott es sey, welcher ihn hierzu in den Stand gesetzt hätte, es thun zu können. Er rühmt daher die über alles erhabne Macht Gottes, von welcher alle Gaben abhängen, die den Menschen zu Theil werden. Vorzüglich edel ist die Gesinnung, nach welcher David einem redlichen

lichen Herzen einen höhern Werth beylegt, als alle den Schätzen, welche er der Religion zum Opfer gebracht hatte. „Jehova unser Gott, sprach er, alle diese vielen Schätze, die wir hingelegt haben, ein nach deinem Namen genanntes Haus zu bauen, sind aus deiner Hand, alles dein! Ich weiß Jehova, daß du das Herz prüfest, und Redlichkeit dir angenehm ist. Ich habe mit redlichem Herzen alles dies freywillig gegeben, und dein hier versammeltes Volk habe ich bey seiner freywilligen Gabe fröhlich gesehen.“ Mit Recht fügte er daher die Bitte hinzu: „Jehova — erhalte diese Denkungsart deinem Volke auf immer, und befestige sein Herz, daß es stets zu dir gerichtet sey!“

Ein feyerliches Opfer beschloß das merkwürdige religiöse Nationalfest!

Dies Buch enthält also nur Bruchstücke aus dem Leben Davids und aus seiner Regierungsverfassung, die aber größtentheils sehr wenig charakteristisch sind. Wir würden also den Charakter dieses merkwürdigen Mannes sehr wenig kennen, wenn wir ihn bloß nach diesem Buche beurtheilen sollten, welches durchaus nur von dem öffentlichen Leben Davids handelt, und alle die mannigfaltigen Züge seines Privatlebens, welche wir im zweyten Buche Samuels finden, hin-

wegläßt, die gerade am meisten dazu dienen, ihn zu charakterisiren. Doch werden einige öffentliche Unternehmungen Davids, welche sich auf die Religion beziehen, noch ausführlicher beschrieben, als in jenem Buche, und daher wird dieses durch jenes keinesweges überflüssig gemacht.

Das

Das

zweyte Buch der Chronik.

Das zweyte Buch der Chronik enthält noch mehr als das erste, wodurch es sich von den Büchern der Könige, welche die gleichzeitige Geschichte behandeln, unterscheidet, indem es sich mehr an das Reich Juda hält, da jene Bücher vorzüglich die Geschichte des Reichs Israel zum Gegenstande haben. Daher kommt es, daß es auch in Rücksicht auf die Gesichtspunkte, aus welchen es die historischen Data wählt und beurtheilt, sich von jenen unterscheidet. Die Bücher der Könige wurden wahrscheinlich von Propheten, oder Prophetenschülern geschrieben. Daher spielen diese in denselben eine so wichtige Rolle, und es werden so viele Anekdoten von ihnen erzählt, die oft einige der berühmtesten unter ihnen nur persönlich betreffen, und auf die Angelegenheiten des Volks keinen Einfluß haben. Im Reiche Israel waren auch die Propheten die einzige Stütze der Religion Jehova's, und wenn ein Verehrer Jehova's in diesem Reiche die Geschichte desselben schrieb, so mußte er offenbar von der Parthey der Propheten seyn, und auf alle Weise ihren Glanz zu erhöhen und ihre Handlungen in ein vortheilhaftes Licht zu stellen suchen. Im Reiche Juda blieben dagegen die Priester und Leviten immer noch die zahlreichste Parthey, welche die Religion Jehoven's unterstützte. Zwar blieben die Propheten in demselben auch nicht ohne Einfluß, doch war er nicht so groß als in dem Reich Israel. Der Verfasser der Geschichte dieses Reichs in unserm Buche scheint da-

her zwar wohl alle Achtung für die Propheten gehabt und ihre Schriften, die er oft anführt, genutzt zu haben, aber wir finden nicht so viel bey ihm, was dieselben persönlich betrifft, so wie er sich überhaupt auch in diesem Buche auf persönliche Angelegenheiten weniger einläßt, sondern immer mehr dem Faden der öffentlichen Geschichte folgt.

Die Geschichte Salomo's wird in den ersten neun Capiteln, außer wenigen, uns wenigstens nicht interessirenden Abweichungen und Zusätzen, wie im ersten Buche der Könige erzählt. Bemerkenswerth ist es jedoch, daß es sorgfältig alles wegläßt, was in jenem Buche an Salomo getadelt wird, ja daß selbst seinen zweydeutigen Handlungen eine religiöse Quelle zugeschrieben wird. So wird, zum Beyspiel, im Buch der Könige Salomos Anhänglichkeit an seine ausländischen Weiber, besonders an die egyptische Prinzessin, welche er zur Gemahlin hatte, als die Ursache seines Abfalls von der Religion betrachtet. Hier wird Cap. VIII, 12. selbst die Aufmerksamkeit, welche er ihr dadurch bewies, daß er ihr einen besondern Pallast baute, aus einer religiösen Quelle hergeleitet. Es heißt nehmlich, er habe die Tochter Farao aus der Stadt Davids in einen Pallast gebracht, den er ihr gebaut hatte, indem er den Pallast Davids für zu heilig hielt, als daß eine Frau darin wohnen sollte, weil die Lade Jehovens in ihm gestanden hatte. Dies wäre in der That eine nicht nur abergläubische, sondern auch sehr weit getriebene Gewissenhaftigkeit gewesen,

wesen, die wir sonst an Salomo nicht bemerken. Denn David hatte selbst zu der Zeit, als die Lade Jehova's noch wirklich in seinem Pallast war, kein Bedenken getragen, Weiber darin zu haben. Wie sollte Salomo dazu kommen, dies nach der Zeit entheiligend für denselben anzusehen? Doch es mag dies ein bloßer Vorwand, oder auch nur eine Volksmeinung, oder eine Meinung des Geschichtschreibers seyn, so ist es auf alle Fälle ein neuer Zug, welcher die orientalische Geringschätzung des weiblichen Geschlechts beweist, die wir schon oft als einen Beweis des Sittenverderbens betrachtet haben. Jene Schonung Salomo's und die Verschweigung alles Tadelhaften in seiner Geschichte, kam sie wohl davon her, weil seine Person durch das Alterthum schon zu ehrwürdig geworden war, als der Verfasser der Bücher der Chronik schrieb, als daß er irgend einen Tadel auf ihn hätte kommen lassen dürfen?

Rehabeams Geschichte wird Cap. X—XII. ausführlicher erzählt, als in den Büchern der Könige, ohne daß wir jedoch Stoff zu neuen Bemerkungen dadurch erhielten. Gegen seine Fehler ist der Geschichtschreiber nicht so schonend, wie gegen die seines Vaters. Er beschuldigt ihn, das Gesetz Jehovens verlassen zu haben, und betrachtet auf die gewöhnliche Weise den Feldzug, welchen Schischak, König von Aegypten, gegen ihn unternahm, als eine Strafe Gottes, die auch durch den Propheten Schemaja vorher verkündigt, und bey welcher der gänzliche Untergang nur dadurch abgewendet wurde, daß der König und

sein ganzes Volk sich demüthigten, und die Gerechtigkeit der Strafe Jehova's anerkannten.

Im dreyzehnten Capitel wird aus der Geschichte des Königs Abija von Juda eine Schlacht mit ungeheuern orientalischen Uebertreibungen erzählt, in welcher der König von Juda den König von Israel demüthigte, die aber der Verfasser des Buchs der Könige nicht einmal der Erwähnung werth fand. Sie ist daher nicht sowohl wegen der zwölfhunderttausend Fechtenden und fünfhunderttausend Gebliebenen, die offenbar übertrieben sind, merkwürdig, als dadurch, daß dieser Sieg der Religion Jehovens zugeschrieben wird. Abija hielt vor der Schlacht eine Rede, in welcher er dem Könige von Israel und seinem Heere seinen Abfall von der Religion Jehovens vorwarf, seinen eigenen Religionseifer rühmte, sein Vertrauen auf Jehova bezeugte, und die Israeliten ermahnte, nicht gegen Jehova zu fechten. In der Schlacht selbst riefen die Juden zu Jehova um Hülfe. Hier kann allerdings, wie es oft der Fall war, die Israeliten das Bewußtseyn ihrer Untreue muthlos gemacht, den Juden dagegen ihr Vertrauen auf Jehova Muth eingeflößt, und so die Religion Jehovens die Schlacht zum Vortheil der Juden entschieden haben. Freylich eine mehr große und merwürdige, als ihrer Bestimmung angemessene Wirkung der Religion, die nur Friede und Einigkeit unter den Menschen verbreiten und befördern sollte.

Der König Assa, dessen Geschichte wir vom vierzehnten bis zum sechszehnten Capitel erzählt finden, wird seiner Religiosität wegen gerühmt.

Er

Er zeigte sie vorzüglich durch dasjenige, was von den jüdischen Geschichtschreibern überall als ein Beweis der Frömmigkeit ihrer Könige angesehen wird, daß er die Religion Jehovens in seinem Lande herrschend machte, und alle fremde Arten von Gottesverehrung vertilgte. Als Folge davon wird XIV, 5. angegeben, daß sein Reich Ruhe hatte, die Assa dazu anwandte, die Städte seines Landes zu befestigen und es dadurch zu sichern. Auch brachte er ein wohlgerüstetes Heer zusammen. Der Krieg, welchen er mit dem Aethiopischen König Serach führte, scheint kurz gewesen und bloß an der Gränze geführt worden zu seyn, so daß die Ruhe des Innern vom Reiche Juda nicht eigentlich dadurch gestört ward. Die Zahlen der Streitenden sind aber offenbar wieder übertrieben. Hier war also Friede und Ruhe eine Folge der Religiosität des Königs, wahrscheinlich am meisten dadurch, daß er durch seine religiösen Gesinnungen und durch die Beschäftigung mit der Reinigung der Religion und dem Dienst derselben von eroberungssüchtigen Planen abgehalten wurde, und sich durch die Anhänglichkeit seines Volks an ihn, welche er sich durch seine Religiosität erwarb, seinen Feinden furchtbar machte. Wie genau Politik mit Religion im Zusammenhang stand, zeigt sich in seiner Geschichte auch dadurch, daß ein politischer Fehler, welchen er begieng, ihm von einem Propheten als ein religiöser angerechnet ward. Er ward von dem Könige von Israel angegriffen, und statt ihm Widerstand zu leisten, welches er im Vertrauen auf die Macht, welche er sich

bey seiner religiösen und ruhigen Regierung erworben hatte, mit gutem Erfolg hätte thun können, bewog er den König von Syrien durch Geschenke, den König von Israel anzugreifen, um sich dadurch von ihm zu befreyen. Ein Prophet warf ihm deswegen Mangel an Vertrauen auf Jehova vor, und erklärte ihm, daß er, wenn er dieses gehabt hätte, den König von Syrien selbst würde haben überwältigen können. Die Propheten durften es nicht wagen, den Königen politische Fehler vorzuwerfen; nur unter der Autorität der Religion konnten sie dieselben tadeln. So war die Religion ein gutes Hülfsmittel für Patrioten, den Königen die Wahrheit zu sagen. Assa scheint indessen die Absicht des Propheten gemerkt zu haben, denn er ward zornig über ihn und ließ ihn in Ketten werfen. Die Erkaltung seines Religionseifers, welche er hierbey zeigte, machte ihn überhaupt zum Tyrannen, denn er übte zu gleicher Zeit auch gegen mehrere aus dem Volke große Härte aus. Als einen Beweis der Erkaltung seines Religionseifers betrachtet es auch unser Geschichtschreiber Cap. XVI, 12. daß er bey einer Krankheit, in welche er fiel, nicht bey Jehova, sondern bey den Aerzten Hülfe suchte. Wir müssen dieses freylich vernünftiger finden, als wenn er es umgekehrt gemacht hätte. Doch hätte er beydes verbinden sollen. Denn es fehlt nicht an Beweisen, daß das Vertrauen auf Jehova in Krankheiten sehr vortheilhafte Dienste geleistet hat, wie es sich besonders in der Geschichte des Hiskias zeigt.

Auch die Regierung seines Nachfolgers Josafat, welche vom siebzehnten bis zum zwanzig-

zigsten Capitel beschrieben wird, war glücklich durch die Religiosität dieses Königs, und würde es vollkommen gewesen seyn, wenn diese Gesinnung alle die Wärme gehabt hätte, welche ihn vor manchen Fehlern, die er begieng, hätte bewahren können. Er suchte die Religion vorzüglich dadurch unter seinem Volke zu befördern, daß er Lehrer derselben unter das Volk schickte, welche das Gesetzbuch Jehovens bey sich hatten, und durch alle Städte von Juda zogen, um das Volk darin zu unterrichten. Einen großen Fehler begieng er dadurch, daß er sich mit dem König Ahab von Israel so genau verband, und selbst seinem Sohn Jehoram Ahabs Tochter Athalia zur Ehe gab. Er ward dadurch in eine unglückliche Unternehmung hineingezogen, in welcher Ahab seinen Untergang fand, und aus die er sich nur mit großer Gefahr rettete, und Athalia gereichte in der Folge seinem Volke zum großen Verderben. Nach dieser Unternehmung beschäftigte er sich wieder mit den innern Angelegenheiten seines Landes. Er bereiste es von Zeit zu Zeit, und sorgte besonders für die Gerechtigkeitspflege. Auch dieser kam die Religion zu statten, und Josafat mußte sich ihrer bedienen, den Richtern die treue Verwaltung ihres Amts einzuschärfen. Er sprach zu ihnen nach XIX. u. flgd. „Bedenket euer Amt, denn nicht für Menschen, sondern für Jehova sitzet ihr im Gericht, und er ist bey euch. Fürchtet euch vor Gott, und gebt sorgfältig auf das Acht, was ihr thut, denn Gott verwirft alles Unrecht, alle Partheylichkeit und Bestechung.“ — „Verrich-

richtet die Pflichten eures Amts mit Gottesfurcht, treu und mit redlichem Herzen. Bey allen Streitigkeiten eurer Brüder in den Städten Juda, die vor euch kommen, sie betreffen Blutsachen, oder irgend andre Rechtssachen aller Art, belehret sie, daß sie sich nicht an Jehova verschulden, und dadurch sein Zorn über euch und eure Brüder komme. So handelt, und verschuldet euch nicht — Jehova sey mit dem Redlichen!“ Gewiß eine sehr schöne Ermahnung eines Königs an die von ihm verordneten Richter! Er hätte den Richtern Unpartheylichkeit und Gerechtigkeit durch Androhung von Strafen, mit welchen er den Ungerechten belegen würde, einschärfen können, allein er hielt die Religion für die kräftigste und sicherste Triebfeder zur Gerechtigkeitsliebe.

In der Folge ward Josaphats Reich nach Cap. XX. von einigen Völkern bedrohet, die ihn sehr in Furcht setzten. Religiosität und Vertrauen auf Jehova trösteten in dieser Bedrängniß ihn und sein Volk, und machten ihm den Muth, dem furchtbaren Feinde entgegen zu gehen. Auf eine sehr unerwartete Weise ward er, ohne mit ihm zu kämpfen, dadurch befreyt, daß die gegen ihn verbundenen Völker unter sich uneins wurden, und sich gegenseitig aufrieben. Dankbar schrieb er diese Errettung der Hülfe Jehovens zu, den er angerufen hatte, und blieb sein ganzes Leben hindurch Jehova treu. Die Folge seiner Religiosität war, wie bey seinem Vater, daß seine Regierung

ruhig

ruhig war, und er auf allen Seiten Friede hatte. Nur in seinen Verbindungen mit den irreligiösen israelitischen Königen war er unglücklich.

Sein Sohn und Nachfolger Jehoram war ein moralisches Ungeheuer und zugleich untreu gegen die Religion. Er ließ seine Brüder ermorden, um sich der Schätze zu bemächtigen, die ihnen sein Vater hinterlassen hatte, ungeachtet er ihm selbst als dem Erstgebohrnen das Königreich zugesichert hatte. In Ansehung der Religion folgte er dem Hause Ahabs, aus welchem seine Gemahlin war, und trieb Abgötterey. Er war in seiner Regierung und in seiner Familie sehr unglücklich, und starb an einer sehr schmerzhaften Krankheit. Dies wird hier nach einer oft bemerkten Gewohnheit als Strafe seiner Sünden betrachtet, und war auch gewiß zum Theil eine Folge derselben.

Die Regierung seines Sohns Achasia war kurz, irreligiös und unglücklich. Sie wird Kap. XXII. 1 — 9. kurz erzählt. Nach seiner Ermordung durch den Usurpator Jehu bemächtigte sich seine Mutter Athalia unrechtmäßiger Weise und durch Ermordung aller, die auf den Thron Ansprüche machen konnten, des Reichs. Durch eine Revolution, welche der Priester Jojada bewirkte und von der wir bey 2 Kön. XII. gesprochen haben, ward es ihr entrissen und sie ermordet.

Der an ihre Stelle gesetzte junge König Joasch regierte löblich und beförderte die Religiosität, so lange sein Oheim der Hohepriester Jojada lebte, welcher ihn auf den Thron gesetzt hatte. Nach dessen Tode aber gab er dem Verlangen der Vornehmsten des Volks nach, welche die Freyheit begehrten, andere Arten des

Got-

Gottesdienstes treiben zu dürfen. Nach unsern Begriffen würde dieses kein unbilliges Verlangen und ein König nicht zu tadeln seyn, welcher seinem Volke auf dessen Bitte Religionsfreyheit gewährte. Allein nach der Verfassung der Juden war der König nur durch die Religion Jehovens und unter der Bedingung ihrer Aufrechthaltung Monarch. Er hätte daher auf alle Weise sie aufrecht zu erhalten suchen und eher sein Reich niederlegen, als zugeben sollen, daß in demselben eine andre Religion eingeführt würde. — In unsern Zeiten und mit unsern hellen Einsichten, kann zwar mit der Anhänglichkeit an unsre eigenthümliche Religion die Duldung andrer Religionen bestehen. Denn wir wissen, daß alle, besonders alle monotheistische Religionen, mit denen wir es allein zu thun haben, nur einen gemeinschaftlichen großen Gegenstand haben, und daß die verschiedenen Meinungen und Gebräuche der besondern Religionsarten nichts als verschiedene Vorstellungsarten der Verhältnisse der Menschen zu der Gottheit sind. Im Alterthume aber glaubte man mit der Religion zugleich den Gott zu verändern, und dem Gott, den man bisher verehrt hatte, untreu zu werden, wenn man ihn unter einem andern Namen und auf eine andre Art diente. Gleichgültigkeit gegen die Formen der Religion war also damals immer zu gleicher Zeit Gleichgültigkeit gegen die Religion überhaupt, und mit dieser stand moralische Verdorbenheit gewöhnlich in genauer Verbindung. Dies zeigt sich auch bey diesem Könige. Als er nach dem Tode seines Oheims, Jojada, gleichgültig gegen die Religion gewor-

geworden war, sank er so tief herab, daß er der schwärzesten Undankbarkeit sich schuldig machte und den Sohn seines Wohlthäters, dem er den Thron zu danken hatte, der sich dem Götzendienste widersetzte, ermorden ließ. — Bald darauf erhielt er seinen Lohn. Ein kleines Heer der Syrer besiegte sein gegen ihn aufgebrachtes und durch die verschiedenen geduldeten Religionen unter sich uneiniges Volk, und führte große Beute fort. Er selbst ward von seinen Bedienten, die sich verschworen hatten, das Blut des unschuldig ermordeten Sohns Jojada zu rächen, umgebracht. Sein Unglück war also eine natürliche Folge seiner Verbrechen, durch welche Gott die Sünden schon hier straft.

Das fünf und zwanzigste Kapitel erzählt die Geschichte eines Königs von zweydeutigem religiösen Charakter. Amazia handelte zwar nach dem Willen Jehovas, doch nicht von ganzem Herzen. Er begieng den sonderbaren Widerspruch, daß er die Götter eines Volkes, das er besiegt hatte, aufstellte und anbetete. Das Unglück, was ihm darauf wiederfuhr, wird als Strafe davon angesehen.

Sein Sohn Ussia war sehr eifrig für die Religion Jehovens. Der blühende Zustand seines Reichs, seine Macht und Ansehen werden Kap. XXVI. als eine Folge davon betrachtet. Nur verging er sich dadurch, daß er selbst die Geschäfte eines Priesters verrichten wollte, die ihm nicht zukamen. Er bekam plötzlich den Aussatz, der als die Strafe seiner Anmaaßungen betrachtet wird. Vielleicht war er auch wirklich die Folge der Gemüthsbewegung.

wegung, die er bey dem Streit, welchen er mit den Priestern über die Eingriffe in ihr Amt hatte, fühlen mußte. Sein Sohn Jotham, dessen Geschichte Cap. XXVII. kurz erzählt wird, war so religiös und auch in seiner Regierung so glücklich, wie sein Vater. Dabey vermied er die Fehler, welche jener durch Eingriffe in die Gerechtsame der Priester begangen hatte.

Der folgende König Ahas Cap. XXVIII. handelte gegen die Religion ganz im Widerspruche mit seinem Vater und Großvater und erfuhr auch ein entgegengesetztes Schicksal. Er beförderte alle Arten von Abgötterey und mußte die größten Bedrückungen von seinen Nachbarn dulden. Ganz nach der Denkungsart seines Zeitalters betete er die Götter der Syrer an, von welchen er geschlagen worden war, fand aber keine Hülfe bey ihnen.

Die Geschichte des Hiskias wird vom neun und zwanzigsten bis zwey und dreyßigsten Capitel ganz mit der Umständlichkeit erzählt, welche sich von einem Geschichtschreiber, der alles aus einem religiösen Gesichtspunkte betrachtete, bey diesem Könige, der so viel für die Religion Jehovens that, erwarten ließ. Die Erzählung unterscheidet sich in vieler Hinsicht von der, welche wir 2 B. d. Kön. XVIII — XX. von der Regierung dieses Königs finden, ohne ihr jedoch zu widersprechen. Manches ist weitläuftiger, manches kürzer erzählt, auch manches Neue hinzugefügt. Doch findet sich unter dem letztern nichts von der Art, was besonders unsre Aufmerksamkeit verdient. Denn die Erzählung erwähnt blos der Wiederherstellung des Ceremoniendienstes, bey welchem sich das seit lan-

gen

gen Zeiten vernachlässigte, jetzt aber mit großer Feyerlichkeit begangne Pascha vorzüglich auszeichnete, von dessen Veranstaltung das ganze dreyßigste Kapitel handelt. Da viele von den übrigen zehn Stämmen an diesem Feste Theil nahmen, so hatte die Reformation des Hiskias nicht blos in seinem, sondern auch in dem benachbarten israelitischen Reiche eine für die Religion Jehovens vortheilhafte Wirkung. Das Glück, welches Hiskia hatte, wird der Gewohnheit gemäß, seiner Religiosität zugeschrieben.

Die religiöse Gesinnung seines Sohns Manasse war von der des Hiskia sehr verschieden, und eben so sehr sein Schicksal. Erst im äußersten Elende lernte er den Werth der Religion Jehovens kennen, und als er daraus befreyt wurde, sorgte er für die Beobachtung ihrer Gebräuche mit eben dem Eifer, mit welchem er sie zuvor zu hindern gesucht hatte. Auf seinen Sohn Amon wirkte dessen ungeachtet das Beyspiel seines Vaters nicht. Seine kurze Regierung war eben so irreligiös, als sein Ende traurig war.

Die letzten Strahlen des Glanzes warf die Religion Jehovens unter Josia, welcher der letzte glückliche Monarch der Juden war. Das Merkwürdige, was sich in seiner Geschichte auf die Religion bezieht, haben wir schon 2 Kön. XXII und XXIII. gefunden und daselbst bemerkt. Unser Schriftsteller verbreitet sich bloß etwas umständlicher in Verzeichnissen und über die Beobachtung von Ceremonien. Charakterzüge und Meinungen erhalten durch ihn kein helleres Licht.

Die übrigen Könige, die im sechs und drey-ßigsten Capitel erwähnt werden, waren ohne alle Selbstständigkeit, ein bloßes Spiel auswärtiger Erobe-rer. Dessen ungeachtet nahmen sie nicht ihre Zu-flucht zu ihrer väterlichen Religion, die so oft gedient hatte, ihrem Volke Muth einzuflößen, und es aus den größten Gefahren zu retten. Dies beförderte end-lich den völligen Untergang ihres Reichs, der nach den oft erwähnten Grundsätzen von dem Geschichtschreiber als eine Strafe Gottes betrachtet wird.

So ist also Religion der Hauptpunkt, um wel-chen sich die ganze Geschichte dieser Könige der Juden dreht. Vor allem andern berichtet uns der Geschicht-schreiber ihr Verhalten in Absicht auf die Religion Jehovens, und von demselben leitet er alle ihre übri-gen Schicksale her, und übergeht das meiste, was sich nicht davon ableiten läßt, oder damit nicht im Zusam-menhange steht. Freylich erhalten wir dadurch keine sehr pragmatische Geschichte! Denn ein Geschicht-schreiber kann wohl nichts fremdartigeres als Meta-physik in die Geschichte mischen und zur Erklärung der Thatsachen brauchen! Wir haben indessen schon mehrmals gezeigt, daß die Religion in der That einen sehr wichtigen Einfluß auf die Schicksale der Israeli-ten haben und ihre Treue gegen dieselbe durch Selbst-ständigkeit, bürgerliche Einigkeit und Muth gegen die Feinde belohnt, Untreue aber durch Muthlosigkeit, Uneinigkeit und Unterdrückung von den Feinden des Volks bestraft werden mußte.

Allgemeine Bemerkungen

über

die Bücher Samuel, der Könige und der Chronik.

Unter allen biblischen Büchern dürften uns keine bey der Frage: In wiefern sie für Religionsbücher anzusehen und als solche zu gebrauchen sind? leicht mehr in Verlegenheit setzen als die historischen Bücher des alten Testaments, und unter diesen vorzüglich diejenigen, welche die Geschichte der israelitischen und jüdischen Monarchie enthalten. Ehe das israelitische Volk einen König erhielt, hatte es eine theokratische Verfassung, die, wenn sie gleich oft sehr zerrüttet war, und oft ganz untergegangen zu seyn schien, doch immer wieder von neuem ihre Kraft äußerte und jedesmal dem Volke seine Selbstständigkeit wieder gab. — Als die persischen Monarchen einen Theil des Volks in das Land zurück schickten, aus welchem die assyrischen es weggeführt hatten, so geschahe dieses vorzüglich auf Veranlassung der Religion und die Führer des Volks hatten nichts angelegentlichers, als ihre väterliche Religion und ihren Cultus wieder herzustellen. Sehr natürlich spielt daher die Religion in den Büchern, welche von diesen Zeitpunkten handeln, eine sehr wichtige Rolle.

Hingegen in den Zeiten, in welchen die Israeliten Könige hatten, konnten sie ihre Selbstständigkeit durch das Genie und die Thätigkeit ihrer Könige erhalten. Sie konnten ein großes und mächtiges Volk seyn, ohne daß ihre Religion den Einfluß auf ihren Nationalgeist äußerte, welchen er haben mußte, wenn

sie unter andern Verhältnissen einen mächtigen und unabhängigen Staat darstellen sollten. Dessen ungeachtet haben wir gesehen, daß dies nicht der Fall war, daß kein König der Israeliten ohne die Religion Jehovens zu einer vorzüglichen Größe empor stieg, daß die ersten Könige, welche noch über alle Stämme herrschten, dieser Religion sehr fest anhiengen und durch sie zu dem Glanz und der Größe gelangten, welche sie behaupteten; daß nach der Trennung der beyden Reiche, das Reich der zehn Stämme, ungeachtet es das größte im Umfange war, doch immer an innerer Schwäche kränkelte, weil die Könige desselben aus einer falschen Politik gegen die Religion Jehovens kaltsinnig, oder auch wohl feindlich gesinnt waren; daß das Reich Juda hingegen, ob es gleich nur aus zwey Stämmen bestand, doch immer das mächtigere blieb, daß aber auch der Wohlstand dieses Reiches von den Gesinnungen seiner Könige gegen die Religion abhieng.

Dies zeigt uns nun allerdings sehr merkwürdige und wichtige Wirkungen der Religion, die für die Religionsgeschichte von großer Bedeutung sind, und in dieser Rücksicht verdienen die Bücher, welche diese Wirkungen darstellen, gewiß mit großer Aufmerksamkeit betrachtet zu werden. Aber was soll dieses alles eigentlich für praktischen Nutzen für uns haben? Auf den ersten Anblick scheint er freylich unbedeutend zu seyn. Aber er liegt auch nicht auf der Oberfläche, sondern muß tiefer geschöpft werden.

Wenn wir das Alte und Neue Testament im Ganzen und Großen betrachten, und gegen einander halten, so ergiebt sich aus dieser Betrachtung das Resultat:

Das

Das Alte Testament lehrt uns die Beziehung der Religion auf die ganze Menschheit und auf große Theile derselben, auf ganze Völker kennen. Das Neue Testament zeigt uns dagegen vorzüglich die Religion in ihrer Beziehung auf den Menschen als Individuum.

Dies bisher zu wenig beachtete Resultat giebt der ganzen Bibel Einheit und Zweckmäßigkeit. Es läßt uns eine sehr erhabene und würdige Bestimmung des Alten Testaments erkennen, und verwahrt gleichwohl vor dem Mißbrauche und der unrichtigen Anwendung desselben. Wenn wir das A. T. aus diesem Gesichtspunkte betrachten, so werden wir aus demselben, und vorzüglich aus seinem historischen Theile, viel lernen kennen, ohne doch darin zu suchen, was nicht zu finden ist: Belehrungen über Religionsbegriffe, die für unsre individuelle Lage und Geistesstimmung befriedigend sind. Diese finden wir erst im N. T., welches die rohen Begriffe des Alten in einer weit größern Vollkommenheit enthält und sie nach weit richtigern Grundsätzen auf den Verstand, die Empfindungen und den Willen des Menschen bezieht.

Die religiösen Belehrungen des A. T. betreffen also vorzüglich Völkerreligionen, und daher finden wir auch, daß die Religionsbegriffe desselben, wenn sie nach ihren Bestimmungen betrachtet werden, Volksbegriffe sind. Volksbegriffe sind aber niemals bestimmte und vollkommene philosophische Begriffe. Daher findet die Philosophie an den mei-

sten Begriffen des A. T., wenn sie absolut und unabhängig betrachtet werden, etwas auszusetzen. Bey aller dieser Unvollkommenheit der einzelnen Begriffe aber wird es dem Philosophen schwer werden, zu bestimmen, ob er das Alte oder das Neue Testament für wichtiger für die Religion überhaupt ansehen soll. Nur da, wo es auf individuelle Belehrungen über die eigenthümliche Religion einzelner Menschen ankömmt, wird das N. T. bessere Aufschlüsse geben, als das Alte. Verlangt man aber Belehrungen über die Religion überhaupt und ihre Wirkungen auf die Menschheit, so bietet uns das A. T. einen unermeßlichen Schatz der wichtigsten Erfahrungen darüber dar, die man bey weiten noch nicht genug genutzt hat, um Resultate für die allgemeine Religionswissenschaft daraus zu ziehen.

Aus diesem Gesichtspunkte wollen wir auch dasjenige ansehen, was diese Bücher für die Religion überhaupt enthalten. Wir wollen das, was wir bisher daraus geschöpft haben, hier zusammenstellen, und daraus die allgemeine Beschaffenheit der Religion, wie sie unter den Menschen Statt gefunden hat, nebst den Wirkungen, welche sie geäußert hat, kennen lernen, ohne zu verlangen, daß die Begriffe, welche die Menschen in jenen dunkeln Zeitaltern von der Religion gehabt haben, und welche in diesen Büchern uns treu dargestellt werden, auch für uns passen sollen.

Wenn wir von der Beschaffenheit der Religion nach diesen Büchern sprechen, so kann von nichts anderm, als von der subjektiven Religion die Rede seyn, welche die Menschen hatten, die

in

in diesen Büchern vorkommen. Jede subjektive Religion aber ist unvollkommen. Daher darf es uns gar nicht befremden, hier auch sehr unvollkommene Begriffe zu finden.

Die herrschende Religion in diesen Büchern, welche die Geschichtschreiber selbst hatten, auf die sie alles beziehen und alles von ihr abweichende verwerfen, ist die mosaische oder patriarchalische, welche einen einzigen Gott als den Schöpfer aller Dinge bekennt. Diese Einheit Gottes wird in Hannas Liede, 1 Sam. II, 2., ausdrücklich behauptet, besonders aber sehr laut dadurch bekannt, daß alle Vielgötterey überall verworfen, und als das größte Verbrechen und die hauptsächlichste Quelle des Unglücks derjenigen, welche sich ihrer schuldig machten, betrachtet wird. Der Name Jehova Zebaoth, welcher nach meiner Erklärung den Gott aller Geschöpfe bedeutet, und also ein kurzes Glaubensbekenntniß der monotheistischen Religion ist, kommt in diesen Büchern zuerst 1 Sam. I. 3. vor. Jehova ist der Geber alles Guten; seine Macht und Vorsehung erstreckt sich über alles, von ihm kommen alle gute und böse Schicksale der Menschen, 1 Sam. II, 3—8. Jehova erfüllt alles mit seiner Gegenwart, 1 Kön. VIII, 27. Es wird Jehova eine besondere Ehrliebe zugeschrieben, und von derselben erwartet, daß er sein Volk nicht sinken lassen werde, 1 Sam. XII, 22. Daher wird ihm auch die zuverlässigste Wahrhaftigkeit und Unveränderlichkeit in seinen Entschließungen und Versprechungen beygelegt, 1 Sam. XV. 29. und 2 Sam.

XXIII. 3., wo zugleich seine Gerechtigkeit und furchtbare Majestät gepriesen wird. Seine Allwissenheit bezeugen 1 Sam. II, 8. und 1 Chron. XXIX, 9.

Besonders merkwürdig und für ihr Zeitalter charakteristisch sind die Meinungen von Jehova dem Vergelter des Guten und Bösen. Daß er es ist, wird besonders 1 Sam. II. 9. 10. deutlich gesagt. Nach den Meinungen, welche man von dem Verfahren Gottes bey Vergeltung des Guten und Bösen hatte, werden alle glückliche und unglückliche Begebenheiten betrachtet. Alles Glück wird als die Folge eines Verdienstes, und alles Unglück als die eines Verbrechens betrachtet. Dies sowohl bey ganzen Völkern als bey Familien und einzelnen Menschen. Besonders werden alle Schicksale des Israelitischen Volks von seinem Verhalten gegen Jehova abgeleitet. Aber Strafe und Belohnung treffen nicht allemal denjenigen, welcher sie verdient hat. Oft muß das Volk für ein Verbrechen des Königs und die Kinder für die Sünden ihrer Väter büßen, so wie Jehova auch den Kindern um der Väter willen Wohlthaten erzeigt. Man hatte sogar die Meinung, daß Gott die Menschen zum Bösen reize, um sie zu strafen. *)

Mit

*) Diese durch das ganze A. T. herrschende Vorstellungsart von dem Verfahren Gottes bey Vergeltung des Guten und Bösen, von welcher wir besonders bey 1 B. Kön. No. VI. ausführlich gesprochen haben, war den Juden nicht eigenthümlich. Auch die Griechen hatten sie. Hiervon enthalten mehrere Gedichte, die dem Solon und Theognis zugeschrieben werden, Homer

und

Mit diesen und ähnlichen Vorstellungen von Gott verband man schon in jenem Zeitalter mancherley Meinungen von Geistern und Dämonen, denen man manches zuschrieb, was man Gott zuzuschreiben Bedenken trug. Krankheiten hielt man für Geisterwirkungen. So wird von Sauls Melancholie 1 Sam. XVI. 14. gesprochen. Besonders ward die Pest als Wirkung eines Engels betrachtet, der auf eine unsichtbare Weise die Menschen schlug, aber nach 2 Sam. XXIV, 16. 17. und 1 Chron. XXI, 15 — 17. auch sichtbar erscheinen konnte, da er sich dann mit einem Schwerdt in der Hand zwischen Himmel und Erde schwebend zeigte. Besonders waren die Engel im Dienste der Propheten. Sie richteten alle Befehle Gottes an sie aus, und standen ihnen bey, dieselben zu vollziehen, 1 Kön. XIX, 5. Sie täuschten aber auch die Propheten mit falschen Weissagungen, wenn es der Absicht Gottes gemäß war, 1 Kön. XXII, 19 flgd. Der Satan tritt zuerst als Verführer 1 Chron. XXI, 1. auf.

Der

---

und Pindar, vorzüglich aber die Tragiker Beweise. Am meisten zeigt sie sich in der Geschichte des Oedipus und seiner Familie, so wie sie Sophokles dargestellt hat. In dieser mußten auch immer die Kinder für die Verbrechen der Eltern leiden. Eben so in der Familie des Tantalus. Man vergl. darüber: C. P. Conz, Etwas über die ältern Vorstellungen von Schicksal, Nothwendigkeit und Strafgerechtigkeit mit Beziehung auf einen Aufsatz in den Horen VII. St. Jahrgang 1795. in Stäudlins Beyträgen ꝛc. Bd. IV. S. 51 flgd.

Der Glaube an die Möglichkeit Todte aus den Gräbern hervorrufen zu können, welcher sich in der Erzählung von der Wahrsagerin zu Endor 1 Sam. XXVIII. zeigt, beweißt, daß man auch schon Ideen von einer Fortdauer der Seele nach dem Tode hatte, ob dieselben gleich mit der Religion in keiner Verbindung standen.

Die Gesinnungen der Menschen, welche in diesen Büchern vorkommen, gegen die Religion waren verschieden. Die menschliche Denkungsart, in Absicht auf die Religion, zeigt sich daher in denselben in mannigfaltigen Modifikationen. Bey einigen war Furcht eine Quelle der Religion, 2 Kön. XVII, 25. 26. Viele zeigen sich irreligiös. Dafür hat man nun zwar nicht alle diejenigen anzusehen, welche gerade der Religion Jehovens nicht anhiengen. Denn manche waren desto eifriger im Dienste andrer Religionen. Bey vielen aber scheint doch die Leichtigkeit, mit welcher sie von einer Religion zur andern übergiengen, Gleichgültigkeit gegen die Religion überhaupt zu beweisen. Wahrscheinlich fand diese bey Salomo Statt, da er so leichtsinnig die von ihm so sehr begünstigte Religion verlassen konnte. Bey Saul war Irreligiosität selbst mit Aberglauben verbunden, wie die Scene zu Endor beweißt. Bey Naeman, der sich nach 2 Kön. V. 17—19. vom Elisa, als er sich zur Religion Jehovens bekehrt hatte, die Erlaubniß erbat, einen Götzentempel besuchen zu dürfen, haben wir zwar Aberglauben, aber keinen Indifferentismus gefunden. Die Erkaltung des Religions-

eifers

eifers machte Assa zum Tyrannen, 2 Chron. XVI. 10.

Desto größer war der Religionseifer bey andern Personen. Bey Samuel, David und Hiskias war er am reinsten, vernünftigsten und kräftigsten. David hielt es für Pflicht, der Religion das Leben aufzuopfern, 1 Sam. XXIII, 16. 17. 1 Chron. XI, 15—19. und ermahnte sein Volk und seinen Sohn, Gott nicht blos mit äußern Handlungen, sondern mit frommen Herzen zu verehren, 1 Chron. XXIX, 9. Bey Hiskias brachte das Vertrauen auf Gott besonders merkwürdige Wirkungen hervor, 2 Kön. XVIII—XX. Bey solchen, welche unter dem Vorwande der Religion eigennützige Absichten zu erreichen suchten, war der Religionseifer blutig und artete in Grausamkeit aus; z. B. bey Jehu 2. Kön. IX. Bey den Anhängern abgöttischer Religionen zeigte er sich als ein schrecklicher Fanatismus durch Menschenopfer, zu welchen sie sogar ihre Kinder bestimmten, 2 Kön. XVI, 3. Bey den so unvollkommenen Religionsbegriffen konnten mancherley Arten des Aberglaubens nicht fehlen; z. B. der Glaube an die Zauberkraft der Bundeslade, 1 Sam. IV bis VI. nebst andern schon erwähnten. Eine willkührliche Art des Gottesdienstes, der sich als eine der ältesten Spuren des Mönchthums betrachten läßt, war das Nasiräat, 1 Sam. I, 4—6., eine abscheuliche, die unter der Autorität der Religion geführten Vertilgungskriege, wovon sich 1 Sam. XIV. ein Beyspiel findet, und das Aufhängen vor Jehova, 2 Sam. XX. 1—14.

Außer-

Außerdem daß durchgängig Religiosität als eine Quelle des Glücks für das israelitische Volk, Irreligiosität als der Grund alles Unglücks und seines endlichen Unterganges vorgestellt wird, zeigt sich die Religiosität der Unterthanen als ein Schutz der Könige, 1 Sam. XXIV. und XXVI., und die Religiosität der Könige als eine Quelle der Ruhe und des Friedens für ihr Land, 2 Chron. XIV, 6. und XX, 30.

Wir haben daher Gelegenheit gehabt über das Verhältniß der Religion zur Politik und ihren gegenseitigen Einfluß, viele wichtige Bemerkungen zu machen.

Was wir von den Religionslehren des A. T. gesagt haben, gilt auch gewissermaßen von der Moral, welche darin enthalten ist. Es ist viel Völkermoral im A. T., besonders in den historischen Büchern desselben, eine Moral, die in unsern Tagen vorzüglich wichtig ist. Das Volk Gottes ist die Zeit hindurch, in welcher es ein selbstständiges Volk war, fast alle Arten von Verfassungen durchgegangen, die sich unter den Menschen denken lassen. Es entsprang aus einer großen Familie, die lange Zeit hindurch keine andere als eine patriarchalische Familienverfassung hatte, von welcher es sich gezeigt hat, daß sie keinesweges so vollkommen war, als man sie zuweilen geschildert hat. Es versank darauf in einen Stand der Sklaverey, und als es daraus befreyt ward, befand es sich unter der Führung eines großen Mannes, der alles that, es für die Zukunft zu einem glücklichen Volke zu machen, der Lage der Umstände

nach

nach ihm aber diese Glückseligkeit in der Gegenwart noch nicht gewähren konnte. Nur sein Nachfolger wußte es noch nach den Grundsätzen seines Vorgängers zu lenken, dann aber befand es sich abwechselnd in Anarchie, Sklaverey und Demokratie, deren jede ihm aber doch immer das Bedürfniß weiser und tapferer Führer fühlbar machte, die es von Zeit zu Zeit erhielt. Da aber doch diese Regierungen keine Beständigkeit hatten, so fand man es für nöthig, sich in die Arme der Monarchie zu werfen, so gefährlich auch diese Verfassung in jenem Zeitalter für das Wohl der Völker war. Unter dieser befand es sich glücklich oder unglücklich, je nachdem die Monarchen nach den Gesetzen, welche Moses dem Volke gegeben und durch die Religion autorisirt hatte, regierten, oder von ihnen abwichen.

Das Resultat der mannigfaltigen Erfahrungen, welche das israelitische Volk unter allen diesen Verfassungen machte, ist kein anderes, als dasjenige, was die Verfasser dieser Bücher beständig vor Augen haben und was ihre ganze Geschichte ins Licht setzt:

daß eine, nach weisen und auf die besondere Beschaffenheit eines Volks passenden Gesetzen eingerichtete Monarchie, die glücklichste Art der Verfassung für ein Volk sey.

Zugleich zeigt es sich, daß Religiosität das beste Mittel sey, die Könige geneigt zu machen, ihren Pflichten treu zu bleiben, und ihnen zugleich die kräftigste und heiligste Autorität bey ihren Unterthanen verschaffe. Dies erhellt vorzüglich aus den Gründen

des

des Abscheues, welchen David 1 Sam. XXIV. und XXVI. vor dem Königsmorde äußert, die auf seiner Religiosität beruhen.

Merkwürdig sind die Gründe, um welcher willen Samuel kein Freund der Monarchie war, und die er 1 Sam. VIII, 11—17. dem Volke vorträgt. Sie passen jedoch nur auf eine unumschränkte Despotie und enthalten keinesweges die Rechte eines rechtmäßigen Königs, sondern die Anmaßungen eines Despoten. Daher suchte man sie auch durch eine mit dem König geschlossene Capitulation zu verhindern, so oft man sich einem neuen Könige unterwarf, und als Rehabeam eine solche nicht annehmen wollte, entzog sich der größte Theil des Volks seiner Herrschaft. Dessen ungeachtet finden wir schon den ersten König 1 Sam. XXII, 11—19. auf dem Gipfel der Tyranney, auf den er sich durch Ermordung einer großen Anzahl Priester, der wichtigsten und heiligsten Personen unter dem Volke, zeigte. Auch fehlt es unter den folgenden Königen nicht an einzelnen Beyspielen derselben, wie z. B. Davids Verfahren gegen Urias und Ahabs gegen Nabot zeigen. Uebermüthige Verletzungen der Capitulation, wie z. B. Davids Zählung des Volks war, wurden für große Verbrechen der Könige angesehen, die selbst die Gottheit strafte. Unter die Rechte des Königs gehörte auch das Begnadigungsrecht, dessen sich David nach 2 Sam. XIV. auf eine merkwürdige Weise bediente.

Beyspiele von Empörungen sind nicht selten. Die abscheulichste war unstreitig die von Absalom ge-

gen seinen Vater. Im Reiche Israel ward eine Herrscherfamilie nach der andern durch dergleichen Empörungen gestürzt, und zuweilen mußte die Religion Jehovens zum Vorwande dienen, wie es besonders bey der Revolution, welche Jehu bewirkte, und die durch die Propheten angestiftet worden war, geschahe. Im Reiche Juda ward Athalia durch eine Revolution gestürzt, welche Religion, Verfassung und Gesetze forderten, und die durch den Hohenpriester auf eine sehr weise und gemäßigte Art ausgeführt ward.

Zur politischen Moral gehört noch die Bemerkung, daß ungeachtet viele kriegerische Könige als Lieblinge Gottes ausgezeichnet worden, doch ein friedlicher König als Gott wohlgefälliger dargestellt wird, als ein kriegerischer, indem Salomo aus diesem Grunde für würdiger erkannt wird, Gott einen Tempel zu bauen, als David. Die Kriege wurden zwar im Anfange noch mit eben der Unmenschlichkeit geführt, als in den vorigen Zeiten, indem Saul auf Befehl Jehovens die Amalekiter ganz vertilgen mußte, und selbst David in manchen seiner Kriege mit der unmenschlichsten Barbarey verfuhr; doch scheint diese abscheuliche Gewohnheit des rohen Zeitalters gegen das Ende dieser Periode schon gemildert worden zu seyn.

Von allgemeinen moralischen Maximen wird man in diesen Büchern wenig suchen und finden. David bedient sich 1 Sam. XXIV, 14. eines Sprichworts, welches bedeutet, daß kein Verbrecher seiner Strafe entgehe. Religio-

sität war die allgemeine Triebfeder zu allen Tugenden, die man übte, doch wird die Ruhe des Gewissens 1 Sam. XXV, 30 und 31. auch als eine solche gebraucht. Religiosität wird insbesondere als Triebfeder zur Gerechtigkeitsliebe dargestellt, 2 Chron. XIX, 6. 7.

Daß die Pflichten gegen Gott von den Israeliten für die wichtigsten unter allen gehalten wurden, ist überall sichtbar. Eli aber bewies es seinen Söhnen nach 1 Sam. II, 25. durch einen Fehlschluß. Die religiösen Ceremonien wurden jedoch nicht so unbedingt für die wichtigsten aller Pflichten gehalten, daß Samuel nicht 1 Sam. XIV, 22. Gehorsam für besser als Opfer erklärt, und David seinen Sohn 1 Chron. XXIX, 9. ermahnt haben sollte, Gott nicht blos mit äußern Handlungen, sondern mit frommen Gesinnungen zu verehren.

Der Eid war in diesem Zeitalter immer noch sehr heilig. Saul glaubte um eines gethanen Eides willen seinen verdienstvollen Sohn zum Tode verurtheilen zu müssen, und noch am Ende dieser Periode wird es 2 Chron. XXXVI, 13. für Unrecht erklärt, daß Zedekia einen einem unglaubigen Könige bey Jehova geschwornen Eid nicht hielt. Salomo betrachtete den Eid als eine Anrufung Gottes, daher er im Tempel besonders feyerlich war.— Dieser Verehrung des Eides ungeachtet finden wir, daß David 1 Sam. XXV, 22. und 34. einige unbedachtsame Eidschwüre über Dinge that, die er nicht ausführen konnte und durfte.

Sauls Beyspiel empfiehlt Selbstbeherrschung und Besserung durch das Elend,

in

in welches ihn seine Laster stürzten. Sein vergebliches Bestreben nach unbeschränkter Macht ist lehrreich für die, welche sich in höhere Sphären drängen. Sein Neid und die Folgen desselben abschreckend für die, welche mißgünstig gegen die Verdienste Andrer sind. Sein Selbstmord zeigt, wie Irreligiosität und Laster zur Verzweiflung führen.

Davids Großmuth gegen Saul, seine Mäßigung gegen Nabal, so wie sein edles Betragen bey Sauls und Ischbosets Tode, stellen dem moralischen Beobachter eben so schöne, wie sein Ehebruch mit Bathseba und die Ermordung ihres Gemahls, seine Barbarey gegen überwundene Feinde und seine Schwäche bey den Verbrechen seiner Söhne, häßliche Scenen dar. Auch widerspricht seinem edlen Betragen gegen Saul seine Ungerechtigkeit gegen einige von dessen Nachkommen, die ein abergläubischer Vorwand nicht rechtfertigen kann, 2 Sam. XXI, 1 — 14. Es ist zweifelhaft, welcher von Davids Söhnen: ob Amnon, durch die niederträchtigste Falschheit, wodurch es ihm gelang, seine Schwester zu schänden; Absalom, durch den Meuchelmord, womit er dieses Vergehen strafte, und durch die Empörung gegen seinen Vater, oder Salomo, durch die tyrannische Ermordung seines Bruders Adonia, einen abscheulichern Charakter zeigt.

Joabs sonst nicht unedler Charakter wird durch ein doppeltes Verbrechen, welches er aus Ehrsucht begieng, durch den Meuchelmord Abners und Amasas 2 Sam. III, 26. 27. XX, 7 — 10. sehr geschändet.

Ueber die Nothlüge haben wir bey 1 Sam. XIX, 12 — 17. XX, 28. 29. und XXI, 1 — 9. Betrachtungen anzustellen Gelegenheit gehabt.

Einen schönen moralischen Genuß gewährt uns die Freundschaft zwischen David und Jonathan, besonders von Seiten des letztern.

Mehrere Beyspiele zeigen in diesen Büchern, wie nachtheilig es sey, wenn jemand die Pflichten seines Amtes aus Schwäche gegen seine Familie vernachlässiget. Eli bereitete dadurch seiner Familie den Untergang. Samuels Nachsicht gegen seine Söhne hatte die Folge, daß das Volk sie nicht als Richter über sich dulden wollte. David hatte alles sein Familienunglück der Unterlassung der Ausübung einer vernünftigen Strenge gegen seine Söhne zu danken.

Von Geringschätzung des weiblichen Geschlechts zeigen sich auch in diesen Büchern Spuren. Man hatte sogar religiöse Gründe dafür, 2 Chron. VIII, 12. Die herrschende Vielweiberey ist überhaupt ein Beweis davon. Sie zeigte ihre nachtheiligen Folgen sowohl durch Uneinigkeit in einzelnen Familien, 1 Sam. I, 4 — 6., als durch verminderte Bevölkerung.

So finden sich also auch in diesen Büchern sehr mannigfaltige, für die Moral lehrreiche Darstellungen, die um so lebhafter sind, da sie alle aus dem wirklichen Leben hervorgehen.

Das

Buch Esra.

Der gewaltige Schlag, welcher die ganze bürgerliche und zugleich mit ihr die mit derselben aufs genaueste verbundene religiöse Verfassung der Juden zertrümmerte, äußerte auf ihre religiösen Gesinnungen eine ganz unerwartete, und eben deswegen desto merkwürdigere Wirkung. Man hätte glauben sollen, daß eine Religion, welche mit Beobachtung so vieler äußern Gebräuche verbunden war, wie die israelitische, nicht länger bestehen könnte, sobald diese Beobachtung unmöglich gemacht war. Man hätte dieses vorzüglich bey den Juden vermuthen sollen, da sie selbst in denjenigen Zeiten, in welchen ihre gottesdienstliche Verfassung in dem blühendsten Zustande war, jeder andern mehr geneigt zu seyn schienen, als ihr, da sie nur mit Mühe durch religiöse Anführer und Könige bey ihr erhalten und zu ihr zurück geführt werden konnten, und von Zeit zu Zeit immer wieder von ihr abfielen, und sich zu den widersinnigsten und alles Menschengefühl empörenden Arten der Abgötterey wandten.

Aber da ihnen alles geraubt zu seyn schien, was ihre Religion erhalten und sie an dieselbe binden konnte, da es schien, als ob auch der letzte Funke der Gottesverehrung Abrahams, welcher noch in der Brust irgend eines seiner Nachkommen glimmte, durch die

Gewalt der Zeitumstände vertilgt werden würde, da zeigte sich jenes so merkwürdige Phänomen zuerst, das die Geschichte seitdem durch mannigfaltige Ereignisse bestätigt hat: Die Religion zeigte unter äußerm Drucke eine weit größere Kraft, als sie selbst unter Umständen hätte zeigen können, welche sie am meisten begünstigten.

Im allgemeinen läßt sich diese Erscheinung daraus erklären, daß eine wahre Religion, d. h. ein Inbegriff von Ueberzeugungen und Gesinnungen, welche den Menschen an ein höheres Daseyn binden, welche ihn empfinden lassen, daß nicht blos sein gegenwärtiger Zustand und die Verhältnisse, welche ihn nach Ort und Zeit zunächst umgeben, alle Bedingungen seiner Existenz erschöpfen, sondern daß er mit einer höhern Ordnung der Dinge im Zusammenhange steht, welche über alle seine bürgerlichen, häuslichen und irdischen Verhältnisse weit erhaben ist, daß eine solche Religion, ihre äußern Formen mögen übrigens seyn, welche sie wollen, nur der Aufmerksamkeit der Menschen recht nahe gelegt werden darf, um ihnen ihren ganzen Werth empfinden zu lassen.

Eine solche Aufmerksamkeit auf die Religion aber werden die scharfsinnigsten Beweise und lebhaftesten Deklamationen nie so stark erregen, als es gewisse Umstände thun werden, in welche die Menschen versezt werden können. Leiden aller Art, welche den Menschen mit seinem gegenwärtigen Zustande und seinen äußern Verhältnissen unzufrieden machen, werden den Wunsch in ihm erzeugen, in einem andern

Zu=

Zusammenhange der Dinge zu stehen, und ihn daher für die Ueberzeugung sehr empfänglich machen, welche ihm die Religion gewährt, daß er wirklich in einem solchen stehe. Am meisten aber wird die Aufmerksamkeit auf die Religion gewinnen, sobald sie selbst in Gefahr zu seyn scheint. Dann wird erst ihr Werth in seinem völligen Lichte erscheinen. Denn so lange es nur ein ruhiges Verhältniß ist, in welchem der Mensch durch die Religion steht, so lange er nichts für sie thun zu können glaubt, so lange wird er sie auch mit Gleichgültigkeit betrachten, ja sie wohl gar vergessen; sobald er aber für sie handeln kann, dann wird er erst recht aufmerksam darauf und sie ihm recht wichtig werden. Jemehr es dann für sie zu handeln und zu dulden giebt, desto mehr wird er willig übernehmen, indem er eben so viel für eine unendliche Dauer seiner Existenz zu gewinnen glauben wird, als er für seine gegenwärtigen Verhältnisse verliert.

Alles dieses gilt am meisten von einer Religion, welche auf ein andres Leben verweißt und Unsterblichkeit lehrt. Dies war nun zwar bey der israelitischen Religion bekanntlich nicht der Fall. Aber sie setzte doch auch ein besonderes und höheres Verhältniß voraus, in welchem die Israeliten als das auserwählte Volk Gottes standen. Hierzu kam noch vorzüglich, daß ihre Religion ihren ganzen Nationalcharakter bestimmte und die einzigen Gründe enthielt, um welcher willen sie sich nicht nur einen Platz neben andern Völkern zueignen, sondern selbst den höchsten Rang unter denselben anmaaßen konnten. Ohne ihre Religion fielen diese Gründe ganz weg, und sie sahen sich zum

Auswurf der Menschheit herab gewürdigt, der durch nicht das geringste vor den übrigen ausgezeichnet war. Dies mußten sie am lebhaftesten fühlen lernen, als sie aus ihrem Vaterlande weggeführt und in einen Strudel von Nationen gerissen wurden, mit dem sie sich entweder vermischen und dadurch alle Selbstständigkeit verliehren, oder sich durch Anhänglichkeit an ihre eigenthümliche Religion vor ihnen auszeichnen und dadurch ihre Individualität retten mußten. Daher kam es, daß die Juden durch die Wegführung nach Babylon nicht von ihrer väterlichen Religion losgerissen, sondern vielmehr fester als jemals an sie geknüpft wurden. Eben diese Umstände äußerten auch diese Wirkung bey den meisten, welche in andre Länder zerstreut wurden, und wir sehen mit Erstaunen den Einfluß derselben immer noch fortdauern.

Die biblischen Bücher, welche nach dem babylonischen Exil geschrieben worden sind, enthalten den Ausdruck und die merkwürdigsten Aeußerungen dieser Gesinnungen eines vorzüglichen Theils des jüdischen Volks gegen ihre Religion, nemlich desjenigen, welcher in seiner Anhänglichkeit an dieselbe so weit gieng, daß er, ungeachtet er sich in dem Lande seiner Oberherrn ganz wohl befand und in demselben größtentheils ganz einheimisch war, dennoch eine beschwerliche und gefahrvolle Rückkehr in das verwüstete Land seiner Väter, wo ihm tausend Gefahren drohten, dem ruhigen Bleiben in den schönen Gefilden Babylons aus Religionseifer vorzog. Sie zeigen also die Kraft der Religion

ligion unter äußerm Drucke, sie beweisen, daß keine menschliche Macht ihrem Einflusse zu widerstehen fähig ist, und daß sie desto größere Kräfte gewinnt, je heftiger sie angegriffen wird.

Wenn diese Bücher die einzigen wären, aus welchen sich dieses höchst wichtige Resultat ergiebt, so würden sie für äußerst merkwürdig gehalten werden. Da es sich aber seitdem durch zahlreiche Erfahrungen bestätigt hat, so achtet man wenig auf die Beweise, welche diese Bücher dafür enthalten. Dies hat ihnen eine Geringschätzung zugezogen, die sie nicht verdienen. Denn wenn sie auch nicht die einzigen sind, welche dieses Resultat enthalten, so sind sie doch die ersten, und was ihr Inhalt durch viele nachherige gleiche Erfahrungen an Seltenheit verliert, das gewinnt er an Glaubwürdigkeit. Auf alle Fälle aber verdienen in einer Sammlung heiliger Religionsschriften solche Bücher eine Stelle, welche die Religion und ihren Einfluß auf die Menschen von einer so merkwürdigen Seite zeigen, wenn sie auch sonst nichts für dieselbe enthielten.

Das Buch Esra dürfte unter den biblischen Büchern wohl ziemlich am gewissesten von dem Verfasser herrühren, dessen Namen es führt, doch so, daß er die ersten sechs Kapitel aus schon vorher aufgezeichneten Nachrichten, mit einer diplomatischen Genauigkeit, welche ihn selbst bey demjenigen, was ursprünglich chaldäisch abgefaßt war, diesen Dialekt beyzubehalten veranlaßte, entlehnte; die vier letzten

aber

aber, welche seine eignen Thaten und Begebenheiten enthalten, selbst hinzufügte.

Esra zeigt sich in diesem Buche als der Anführer einer Colonie von Juden, welche mit Erlaubniß des Königs von Persien in das Land ihrer Väter zurückkehrten. Er hat einige Aehnlichkeit in seinen Verhältnissen mit Mose. Aber die Vergleichung mit diesem großen Manne und seinen bewundernswürdigen Unternehmungen kann nur dazu dienen, zu zeigen, daß Völker eben so, wie Menschen, ihr jugendliches, männliches und Greisenalter haben. Denn Esras Unternehmen gegen das, welches Moses ausführte, gehalten, erscheint wie eine That eines schwachen Greises gegen die eines kraftvollen Jünglings.

I. Ueber die Religiosität der Geschichtschreiber und ihren Werth. Kap. I. 1—3.

Schon acht und funfzig Jahre vorher war eine beträchtliche Anzahl Israeliten mit Erlaubniß des persischen Eroberers, Cyrus, nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt. Hiervon erzählen die ersten sechs Kapitel. Diese und mithin das ganze Buch, können als ein Anhang der Bücher der Chronik oder als eine Fortsetzung derselben betrachtet werden. Denn die ersten drey Verse befinden sich auch am Ende der Bücher der Chronik, daher das Buch auf eine sonderbare Weise mit „Und“ anfängt.

Man sieht aus diesen drey Versen, daß der Geschichtschreiber völlig dieselben historisch-religiösen Grundsätze hat, welche in den übrigen histo-

rischen Büchern des Alten Testaments herrschen, indem er die wichtigsten Ereignisse auf Gott zurückführt. Dies ist nun im Allgemeinen allerdings sehr richtig und ergiebt sich aus vernünftigen Grundsätzen über die göttliche alles regierende Vorsehung. Aber sobald man bey gewissen bestimmten Ereignissen die besondern Absichten der Vorsehung errathen zu können glaubt, so ist man der Gefahr, zu irren, sehr ausgesetzt. Der Geschichtschreiber wird besonders, wenn er dergleichen höhere Ursachen zu entdecken glaubt, diejenigen vernachlässigen, welche die Begebenheiten zunächst und mittelbar veranlaßten. So wird hier v. 1. gesagt, daß Jehova, um sein durch Jeremia gesprochnes Wort zu erfüllen, den Geist des Cyrus erweckt habe, die Juden zur Rückkehr in ihr Vaterland zu veranlassen. Eine so wichtige Begebenheit konnte unstreitig sich nicht ereignen, ohne in dem Plane der göttlichen Vorsehung zu liegen. Allein Gott wirkte auch gewiß nicht unmittelbar in dem Geiste des Königs Cyrus den Entschluß, die Juden ziehen zu lassen, sondern er bediente sich dazu mancher Mittelursachen. Diese anzugeben, wäre die Pflicht des Geschichtschreibers gewesen. Josephus erfüllt dies schon besser, indem er wenigstens als Veranlassung dazu angiebt, daß Cyrus die Weissagungen des Jeremias, welche man auf ihn bezog, gelesen habe und dadurch bewogen worden sey, den Juden zu erlauben, in ihr Vaterland zurück zu kehren *). Dies konnte allerdings für Cyrus ein sehr wichti-

*) Jos. jüd. Alt. XI, 1.

wichtiger Bewegungsgrund zum Wohlwollen gegen die Juden seyn, indem es ihm sehr schmeichelhaft seyn mußte, daß die Weissagungen ihrer Propheten ihn länger als zweyhundert Jahre vorher verkündigt haben sollten. Wenn er ihnen daher auch nicht selbst geglaubt haben sollte, so konnte er diese Weissagungen erfüllen, um sein Ansehn bey dem Volke desto größer und heiliger zu machen. So hätte also hier in den Weissagungen selbst der Grund ihrer Erfüllung gelegen, welches allerdings die natürlichste Art ist, wie Weissagungen erfüllt werden können und wohl öftrer der Fall gewesen seyn mag.

Wir können an diesen, so wie an vielen andern Beyspielen des A. T. lernen, wie wir die Anwendung religiöser Meinungen in der Geschichte zu beurtheilen haben. Es macht dem Geschichtschreiber Ehre, als Mensch religiös zu seyn, aber als Geschichtschreiber darf er seiner Religiosität keinen Einfluß verstatten.

II. Spuren der persischen Religion in dem Befehl des Cyrus. Kap. I. 2—4.

Aus dem v. 2—4. angeführten Befehl des Cyrus kann man einiges auf seine Vorstellungsart schließen, welche er von Jehova hatte. Er nennt ihn den Gott des Himmels und der Erde, und behauptet, daß er von ihm alle Reiche der Erde erhalten habe. Doch nennt er ihn auch den Gott Israels, also einen Nationalgott, und den Gott Jerusalems, also den Gott einer Stadt. Hieraus scheint zu erhellen, daß Cyrus jene

freyern

freyern Religionsbegriffe hatte, nach welchen nicht für jede besondre Bezeichnung des höchsten Wesens eine besondre Gottheit angenommen werden darf, sondern nach welcher ein einziger höchster Gott in den mannigfaltigsten Verhältnissen betrachtet werden kann. Er glaubte nach seiner väterlichen persischen Religion an ein einziges höchstes gutes Wesen und gestand in seinem Edikte bloß ein, daß die Juden einen richtigen Begriff von demselben hätten, daß also derjenige Gott, welchem die Juden zu Jerusalem einen Tempel erbaut hätten und den sie als ihren Schutzgott verehrten, der höchste und einzige Gott sey. Unter allen Religionen des Alterthums hatte keine mit der jüdischen, welche sich vor ihnen allen so sehr auszeichnete, noch so viele Aehnlichkeit, als die persische. Daher konnten die Perser den Juden leicht zugestehen, daß sie richtige Religionsbegriffe hätten, besonders da die Juden unter ihre spätern Religionsideen wirklich einige Begriffe aus der magischen Religion aufnahmen, wovon besonders die Idee von dem Satan ein Beweis ist, den sich die Juden aus dem bösen Gotte der Magier bildeten.

III. Religiöse Freygebigkeit und ihr Werth.

Kap. I. 4. 6.

Es war von jeher ein Merkmal der Religiosität bey den Juden, so wie bey allen den Völkern gewesen, deren Religion mit vielen äußern Gebräuchen verbunden war, wenn sie sich freygebig gegen dieselbe bezeigten. Auf diese religiöse Freygebigkeit

wird

wird auch in diesem königlichen Befehl Rücksicht genommen und zu dem Ende erlaubt, daß diejenigen Juden im Auslande, welche dem Tempel Gottes freywillige Geschenke machen wollten, es thun dürften. Im sechsten Vers wird berichtet, daß auch wirklich dergleichen Geschenke reichlich erfolgten, und es blieb noch viele Jahrhunderte hindurch eine herrschende Gewohnheit der Juden, daß sie ihre Religiosität durch Freygebigkeit an den Tag zu legen suchten. Auch bey den Christen ward vom Anfange der Errichtung ihrer Religionsgesellschaft an, Freygebigkeit zum Nuzzen der gottesdienstlichen Anstalten für eine der vorzüglichsten Tugenden angesehen, welche schon die Apostel sehr zu befördern suchten. In der Folge ward sie durch die Habsucht der Priester zu der ersten, ja zu der einzigen Tugend gemacht und ihr eine Verdienstlichkeit beygelegt, durch welche sich der ärgste Böse-wicht den Himmel erkaufen konnte. Dadurch ist sie, als sich das Licht der Aufklärung über die Religion verbreitete, zu einer sehr zweydeutigen Tugend geworden, und man sucht gewöhnlich irrige Vorstellungen und eigennüzige Absichten unter ihrem Deckmantel. Allein man sollte auch hierin nicht zu weit gehen und immer noch das Verdienstliche anerkennen, welches darin liegt, wenn jemand der Religion äußerliche Vortheile aufopfert, sobald es nicht mit einer offenbaren abergläubischen und eigennüzigen Spekulation auf höhere Belohnungen geschieht. Denn es kann immer in der reinen Absicht geschehen, die gute Sache der Religion zu befördern, welche solcher äußern Beförderungsmittel in unsern Tagen mehr als jemals bedarf.

darf. Auch giebt es wohl nicht leicht ein Mittel, die Religiosität stärker zu beleben, als wenn man ihr Gelegenheit verschafft, über einen so heftigen Trieb, wie der Eigennutz ist, Vortheile zu gewinnen.

IV. Erste Spuren der religiösen Pedanterey der Juden. Kap. III.

Nachdem im zweyten Kapitel ein Verzeichniß der Familien aus den Stämmen Juda und Benjamin, welche nach Judäa zurückkehrten, gegeben worden ist, enthält das dritte eine Nachricht von den ersten Unternehmungen, welche sie in ihrem Lande zu Wiederherstellung der öffentlichen Gottesverehrung begannen. Das ganze Volk kam einmüthig zu Jerusalem zusammen. In dieser Eintracht in Absicht auf die Religion zeigt es sich ganz anders, als in den vorigen Zeiten, da beständige Spaltungen unter ihnen herrschten, und nur ein Theil der Religion Jehovens, viele andre aber den Religionen andrer Völker anhiengen. Dies war eine Wirkung des Drucks, der ihnen ihre Religion zu rauben gedroht hatte, und der sie jetzt ihren Werth recht erkennen lehrte. In dieser Eintracht feyerten sie das Lauberhüttenfest und errichteten den Altar Jehovens genau auf der Stelle, wo er vormals gestanden hatte. Diese Genauigkeit, mit welcher sie alles wieder in den vorigen Stand zu setzen suchten und welche alle Umstände bey dieser Wiederherstellung des Gottesdienstes beweisen, zeigt, daß ihnen bey alle ihrem Eifer für ihre Religion der Geist derselben verschwunden war, und daß sie sich nur an

den Buchstaben hielten, welches auch in der Folge noch mehr und noch ängstlicher geschah. Moses hatte einen wandernden Reisetempel errichtet, um zu zeigen, daß Gott überall gegenwärtig sey und überall verehrt werden könnte. Diese Israeliten aber glaubten, einen beschwerlichen und gefahrvollen Zug nach dem Lande unternehmen zu müssen, wo Jehova ehemals verehrt worden war, um ihn wieder verehren zu können, und meinten, wenn sie seinen Altar und seinen Tempel nicht genau auf der Stelle errichteten, wo er zuvor gestanden hatte, so würde ihr ganzes Unternehmen ihm mißfällig seyn.

Als darauf der Grund zu dem neuen Tempel gelegt ward, so machte diese Feyerlichkeit einen sehr verschiednen Eindruck auf das versammelte Volk. Bey einem großen Theile erregte sie Freude, bey denjenigen aber, welche den vorigen Tempel noch gesehen hatten, die lebhafteste Traurigkeit. Diese kam wohl zum Theil auch von dem Vorurtheile her, als ob ihre ganze Unternehmung keinen Werth haben würde, wenn nicht alles wieder eingerichtet würde, wie es zuvor war, zum Theil mochte aber auch die Erinnerung der Unglücksfälle, welche das Volk erlitten hatte, auf die patriotischen Seelen der ehrwürdigen Greise, welche im hohen Alter aus Religionseifer und Vaterlandsliebe die beschwerliche Rückkehr unternommen hatten, wirken. Es muß ein großes rührendes Schauspiel gewesen seyn, diese Thränen der Freude hoffnungsvoller Jünglinge mit den Thränen des Schmerzes würdiger Greise, die sich mit Sehnsucht der alten guten Zeiten erinnerten, sich vermischen zu sehen.

V. Religionsneid und Haß. Kap. IV.

Die Engherzigkeit der Juden in Ansehung ihrer religiösen Gesinnungen, die ihnen von jeher eigen war, und in der Folge bis zum Unsinn und zur Inhumanität stieg und ihnen mit der Beschuldigung, daß sie das ganze menschliche Geschlecht haßten, den gegenseitigen Haß desselben zuzog, that ihnen gleich zu Anfange der Wiederherstellung ihres Gottesdienstes großen Schaden.

Die Bewohner von Palästina, welche seit der Wegführung der Juden aus ihrem Lande von den assyrischen Königen an ihre Stelle waren gesetzt worden, waren mit der Meinung in das Land gekommen, daß jedes besondre Land seinen eignen Schutzgott habe, und da sie durch wilde Thiere beunruhigt wurden, so sahen sie dieses für eine Strafe des Landesgottes an, und wünschten Unterricht darüber zu erhalten, wie sie denselben zu verehren hätten. Der König von Assyrien hatte ihnen deswegen auch einen jüdischen Priester zurückgeschickt, um sie in der Religion Jehovens, den sie für den Landesgott hielten, zu unterrichten. M. s. 2 Kön. XVII. 25 flgd. Sie waren also schon längst der Religion Jehovens geneigt gewesen, ob sie dieselbe gleich nicht in ihrer Reinheit kannten, sondern fremde Religionsmeinungen damit verbanden. Auch hatten sie ihm schon seit langer Zeit geopfert, wie sie selbst nach einer sehr wahrscheinlichen Lesart von v. 3. sagen. Ihr Verlangen, an der Verehrung Jehovens Theil zu nehmen, welches noch dazu mit dem Anerbieten verbunden war, seinen Tempel bauen

helfen zu wollen, war also gewiß nicht unbillig. Allein die Juden hatten während ihres Exils in Absicht auf ihre Religion eine Gesinnung angenommen, vermöge welcher sie dieselbe mit Eifersucht als ein ihnen ausschließlich zugehöriges Gut betrachteten und keinen andern Theilnahme an demselben verstatten wollten. Wie sehr dieses dem Geiste einer ächt religiösen Gesinnung zuwider sey, welche eine völlige Gleichheit der ganzen Menschheit vor Gott und in Absicht auf Religion behaupten muß, darf nicht erst gezeigt werden. Paulus hat dies um ähnlicher Streitigkeiten willen, welche unter den ersten Christen entstanden, im Briefe an die Römer und in andern seiner Briefe genugsam dargethan.

Man hat zwar die Juden damit entschuldigen wollen, daß man gesagt hat, sie hätten nicht nöthig gehabt, zuzugeben, daß andre sich in ihre Religionsmeinungen mischten und ihnen Vorschriften darüber machen wollten. Das hatten sie auch nicht nöthig. Aber die Bewohner des Landes waren es auch gewiß nicht Willens, sondern sie würden von den Juden gewiß gern alle Belehrungen über die Religion Jehovens angenommen haben, da sie ihnen allein eine richtige Kenntniß derselben zutrauen konnten. Und hätten die Juden ja zu fürchten gehabt, daß ihre Religion durch willkührliche Einmischungen von den Landesbewohnern verfälscht werden möchte, so hätten sie sich es ja zur ausdrücklichen Bedingung machen können, daß dieselben unterbleiben sollten, wenn ihnen Theilnahme am Dienste Jehovens gestattet würde.

Es war also ohne Zweifel eine engherzige Denkungsart der Juden, da sie ihre Nachbarn von ihrem Gottesdienste ausschlossen, die nur mit Irrthümern des Verstandes entschuldigt werden kann. Diese Irrthümer bestanden darin, daß sie es theils nicht wußten, oder übersahen, daß Moses und Salomo unter gewissen Bedingungen auch Fremdlingen den Zutritt zur Religion Jehovens verstattet, ja ihn zu befördern gesucht hatten, theils aber, daß sie die Ursachen und Absichten verkannten, um welcher willen Moses eine Absonderung der Israeliten von allen andern Völkern zu bewirken gesucht hatte, und das, was er deswegen vorgeschrieben hatte, zur Unzeit und mit noch größerer Strenge anwenden wollten, als er selbst geübt hatte. Sobald keine Gefahr mehr da war, daß sie sich durch ihre Nachbarn zu andern Religionen verleiten lassen würden, so konnten und sollten sie denselben den Zutritt zu der ihrigen verstatten.

Der Religionsneid und die Eifersucht, welche die Juden hierbey zeigten, mußte sehr natürlich auf der andern Seite Religionshaß und Feindschaft erzeugen. So entsteht aus einem Mißbrauche bey der Religion immer der andre! Die Einwohner des Landes ließen ihre Feindschaft sogleich den Juden empfinden, indem sie den Tempelbau auf alle Weise zu hindern suchten, und am Ende wirklich ein königliches Verbot auswirkten, weder Tempel noch Stadt weiter zu bauen. In der Folge entstand aus diesen von den Juden zurückgewiesenen Mitbewohnern ihres Landes eine zahlreiche Parthey, die sich eben so, wie sie, durch eifrige Verehrung Jehovens auszeichnete,

aber auch noch Jahrhunderte hindurch einen tiefgewurzelten Religionshaß gegen sie hegte. Gleichwohl fand Jesus bey diesen von den Juden so tief verachteten Samaritern mehr Empfänglichkeit für ächte religiöse Aufklärung, als bey den stolzen Juden.

Möchten doch diese, möchten doch die Menschen zu allen Zeiten erkannt haben, daß wahre Religion an keinen Ort, Zeit und Personen gebunden ist, sondern daß sie alle für Wahrheit und Sittlichkeit empfängliche Seelen mit ihrem wohlthätigen Einfluß beseeligen und zu brauchbaren Mitgliedern einer jeden Religionsgesellschaft machen kann. Dann würden Religionshaß und Religionsneid nicht so oft die Religion geschändet, die Verhältnisse der Menschheit zerrüttet, und die trefflichste Frucht der Religion, die allgemeine Menschenliebe in ihrem Keime vergiftet haben.

VI. Erfüllte Weißagungen zweyer Propheten Kap. V. VI.

Unter dem König Darius änderten sich die Umstände auf eine für das Unternehmen der Juden sehr günstige Weise, indem sie von ihm volle Erlaubniß, ihren Bau fortzusetzen, und zugleich Unterstützung dazu erhielten. Sie hatten es sich zwar schon vorher, ohne königliche Erlaubniß, auf Veranlassung ihrer Propheten herausgenommen, den Bau fortzusetzen. Dies scheint ein Ungehorsam gegen landesherrliche Befehle zu seyn, zu welchem sie von den Propheten verleitet wurden, der nicht hinlänglich damit entschuldigt werden kann,

daß

daß man sagt:, es wäre nur der Usurpator des Reichs Smerdes gewesen, wofür man den Arthachschascht hält, von dem ihnen die Fortsetzung des Baues verboten ward. Denn erstlich ist es eine bloße Vrmuthung, daß Arthachschascht und Smerdes eine Person gewesen seyn sollen. Vielmehr läßt sich ein Verbot des Tempelbaues mehr von dem Cambyses vermuthen, der ein Feind ausländischer Religionen war, wie er besonders in Aegypten zeigte. Wäre aber das Verbot auch nur der Befehl eines Usurpators, des fälschlich für den Bruder des Cambyses ausgegebenen Smerdes, gewesen, so mußte in einem wohleingerichteten Reiche ein Befehl desselben von gehorsamen Unterthanen doch so lange befolgt werden, bis er von dem rechtmäßigen Könige widerrufen ward, wenn nicht große Unordnungen im Staate entstehen sollten. Aber im persischen Reiche mochte es wohl ziemlich allgemeine Sitte seyn, daß man mehr nach der Kenntniß, welche man von den Gesinnungen des Hofes hatte, als nach den vorhandenen Gesetzen handelte. Diese mochten die Propheten Haggai und Zacharias kennen, und nach dieser Kenntniß mit ziemlicher Gewißheit den Erfolg vorausfagen können, welchen ihr Unternehmen, wenn es am Hofe bekannt wurde, haben würde, daß sich nehmlich der König bereitwillig finden lassen würde, Erlaubniß zum Tempelbau und Unterstützung zu bewilligen. Man sieht hieraus, was weißagen in diesem Zusammenhang bedeutet, nehmlich die bekannten Zeitumstände als Winke der Gottheit betrachten, und nach denselben dem Volke ihre Befehle verkündigen. Die Weißagungen der

Propheten wurden durch den Erfolg vollkommen gerechtfertigt, wie das fünfte und sechste Capitel zeigt.

VII. Esra kehrt, durch Religion geleitet, in sein Vaterland zurück. Kap. VII. VIII.

Nach einem Zeitraum von acht und funfzig Jahren, nach Michaelis Berechnung, nachdem Sorobabel eine jüdische Colonie nach Palästina geführt hatte, brachte auch Esra eine beträchtliche Anzahl seiner Brüder in das Land ihrer Väter zurück. Seine Unternehmung ist nicht bloß in so fern für die Religionserkenntniß wichtig, als sie religiöse Absichten hatte, und zu der Wiederherstellung derjenigen Religion, deren Schicksale uns die Bücher des A. T. berichten, in dem Lande ihres Ursprungs beytrug, sondern es verdient auch der Einfluß bemerkt zu werden, welchen die Religion hatte, um Esra und seinen Begleitern den Muth einzuflößen, welchen sie zu einer so gefahrvollen Unternehmung bedurften, als eine große Reise einer Caravane, welche viel Reichthümer bey sich hatte, durch eine von räuberischen Völkern bewohnte Gegend war. Esra hätte seinen Zug leicht gefahrlos machen können, wenn er den König um eine Bedeckung von Kriegsleuten gebeten hätte. Allein ein gewisses religiöses Ehrgefühl hielt ihn davon ab, welches uns die Wirksamkeit der Religion von einer neuen und merkwürdigen Seite zeigt. Er sagt selbst davon VIII. 21 — 23.

„Ich ließ ein Fasten am Fluß Aheva ausrufen, uns vor unserm Gott zu demüthigen, und von ihm für uns, unsre Kinder und unsre Habe, eine glückliche Reise zu erbitten, denn ich schämte mich, den König um Kriegsmacht und Reuter zur Beschützung gegen Feinde, die uns unterwegens aufstoßen möchten, zu bitten, weil wir zu ihm gesagt hatten: die Hand unsers Gottes waltet über allen, die ihn suchen, ihnen zum Besten, und seine Macht und Zorn ist wider die, die ihn verlassen. Also fasteten wir, und erbaten dies von unserm Gott, und er erhörte uns.“

Das Vertrauen auf Gott, welches Esra hierbey zeigte, macht unstreitig seinem Herzen Ehre, und beweist, daß seine Religiosität wirklich seine ganze Seele erfüllte. Es war ein wahrer Eifer für die Ehre Gottes, der ihn hinderte, einen Schutz bey dem Könige zu suchen, den er sich von Gott versprechen konnte. Nur zeigt das Mittel, dessen er sich bediente, um sich des göttlichen Schutzes dabey zu versichern, etwas schwache Religionsbegriffe. Denn Fasten ist unstreitig eine der unzweckmäßigsten Arten des Gottesdienstes, daher es auch Jesus, wenn er es auch, um der Schwachen willen, nicht geradezu verwerfen wollte, wenigstens sehr gering schätzte. Man sieht hieraus, daß eine ächte und aufrichtige religiöse Gesinnung doch auch mit beschränkten Religionsbegriffen bestehen kann.

VIII. Mißverstandner Religionseifer. Kap. IX. und X.

Aus eben den Gründen, welche von der Beschränktheit der Religionsbegriffe Esras hergenommen sind, die ziemlich unvollkommen gewesen seyn müssen, wenn er gleich VIII, 6. ein geschwinder Schreiber, welches man gewöhnlich durch: großer Gelehrter, erklärt, des Gesetzes Mosis genannt wird, müssen wir eine Handlung entschuldigen, die ihn außerdem als eines der größten Ungeheuer, welches jemals der Fanatismus erzeugt hat, darstellen würde. Er trennte auf eine gewaltsame Weise eine beträchtliche Anzahl von Ehen, welche seine Landsleute geschlossen hatten, weil er glaubte, daß sie durch das Gesetz Mosis verboten, und Gott mißfällig wären. Gesetzt auch, daß Moses alle Ehen mit Ausländerinnen ohne Ausnahme verboten hätte, so würde Esra, wenn seine Religiosität auf vorurtheilsfreye Begriffe gegründet gewesen wäre, dessen ungeachtet erkannt haben, daß es der Gottheit nicht gefallen könne, ein so heiliges Band, wie die Ehe, durch despotische Willkühr zu trennen, und er würde sich damit begnügt haben, die fernere Schließung solcher Ehen zu verbieten. Allein sie waren nicht einmal verboten. Denn Moses hatte bloß die Ehen mit Cananiterinnen verboten, und zwar, wie sich aus allen Umständen schließen läßt, in der Absicht und Erwartung, daß die cananitischen Völker von dem seinigen ganz aus Palästina würden vertrieben, und dann jenes Verbot, welches die Ehen in Absicht auf gewisse Völker einschränkte, überflüssig gemacht werden würde.

de. Er wollte es also unstreitig nur für ein temporäres Verbot gehalten wissen, das so lange beobachtet werden sollte, bis die Israeliten ihr Land, seiner Absicht gemäß, von seinen ursprünglichen Bewohnern gereinigt haben würden. Denn nichts, als diese völlige Austreibung der Cananiter aus Palästina war seine Absicht dabey, und diese konnte kein größeres Hinderniß finden, als wenn die Israeliten sich mit den Cananitern so eng verbanden, daß sie dieselben als ihre nahen Anverwandten nicht hätten von sich lassen, vielweniger austreiben mögen. Ehen mit Weibern aus andern Völker hatte Moses nicht verboten, ja selbst ein Beyspiel einer solchen gegeben, indem er eine Kuschiterin selbst wider den Willen seiner Verwandten geheyrathet hatte. Und selbst von den Ehen mit Cananiterinnen finden wir nicht, daß er sie zu trennen befohlen habe, wenn sie einmal eingegangen waren.

Der große Gelehrte im Gesetz Mosis, Esra, dem man oft die Erdichtung dieses ganzen Gesetzes hat zuschreiben wollen, zeigt also eine ziemliche Unwissenheit desselben in diesem Punkte, als er die größte Betrübniß zeigte, da er diese Ehen mit Töchtern anderer Völker erfuhr, das größte Unglück und die härtesten Strafen Gottes von ihnen fürchtete, und mit dem größten, das ganze Volk in Allarm setzenden Nachdruck auf ihre Aufhebung drang. Die armen verstoßenen Weiber und Kinder mußten also ein sehr hartes Schicksal um des Irrthums eines Gesetzkundigen willen leiden, der nicht den Muth hatte, seine Vernunft und das natürliche Gefühl des Rechts und

der

der Billigkeit zu einer eignen Gesetzgebung zu brauchen, und die vorhandenen im Ganzen, und auch in diesem Falle trefflichen Gesetze falsch verstand.

Daß es übrigens Esra bey diesem Eifer redlich meinte, sieht man aus der Aufrichtigkeit, mit der er diese seine Handlung erzählt, so wie aus der ganzen Erzählung.

Man sieht aber auch daraus, welches Unheil ein unverständiger Religionseifer bey allem guten Willen stiften kann.

Diese Strenge würde indessen weit weniger unbillig erscheinen, wenn, wie eine Stelle beym Malachias II, 10—16. anzudeuten scheint, die Heyrathen mit Ausländerinnen meistentheils Scheidungen von Israelitinnen vorausgesetzt hätten, denen also Esra und nach ihm Nehemia dadurch vorzubeugen suchten, daß sie jene Ehen streng verboten *).

*) M. s. Stäudlins Gesch. der Sittenlehre Jesu Th. I. S. 353.

Das

Buch Nehemia.

In diesem Buche erzählt ein Mann, welcher sich in Verhältnissen befand, die ihn mehr als irgend andre von Vaterlandsliebe und Religiosität abziehen konnten, seine Unternehmungen, welche er mit dem wärmsten Eifer für Vaterland und Religion bey den größten äußern Hindernissen und Gefahren ausführte. Wem wird ein solches Buch in einer Sammlung von Religionsbüchern nicht als ein Denkmal von der Macht der Religion über das menschliche Herz und als eine ächte Darstellung einer lebendigen und kräftigen religiösen Gesinnung, willkommen seyn? Wenn es daher auch Philo und Melito beym Eusebius mit Stillschweigen übergehen, so wird sein, für religiöse Erkenntniß so merkwürdiger und für religiöse Gesinnung so musterhafter Inhalt, ihm doch gewiß, wenigstens eben so laut eine Stelle im Kanon der alttestamentlichen Religionsbücher zueignen, als es Josephus, Origenes, Hieronymus und der Talmud thun.

Nehemias lebte am Hofe des Königs von Persien in dem ehrenvollen Amte eines Mundschenken, welches ihn zunächst um die Person des Monarchen beschäftigte, und wegen der Vergiftungen, die an morgenländischen Höfen nicht ungewöhnlich waren, ein nicht geringes Vertrauen desselben gegen ihn voraussetzte. Er besaß große Reichthümer, wie der große Aufwand zeigt, welchen er bey einem völlig un-

eigen-

eigennützigen Betragen und mit Aufopferung aller selbst rechtmäßigen Vortheile, zur Wiederherstellung des Wohlstandes des Landes seiner Väter machte.

Eine angesehene Stelle am Hofe des Königs, von dessen Reiche das verwüstete Land seiner Väter nur eine kleine Provinz war, konnte ihn dasselbe leicht vergessen machen, die Gnade des Königs, um die sich zu bewerben gewöhnlich bey Hofleuten die Stelle aller Religion vertritt, hätte leicht alles Andenken an die Religion seiner Väter aus seiner Seele vertilgen können. Aber nein! der Glanz des Hofes und die Gnade des Königs konnten den theilnehmenden Schmerz nicht unterdrücken, welchen er empfand, als er von der traurigen Lage seiner Mitbrüder in Palästina unterrichtet ward. Selbst bey aller Bemühung, sie zu unterdrücken, bemerkte der König die Traurigkeit, welche seinen Mundschenken erfüllte, und er erhielt von ihm die Erlaubniß, in das Land seiner Väter zu ziehen, um die Lage seiner Volksgenossen zu verbessern. Hier erwarteten ihn große Hindernisse und Gefahren. Er ward von allen Mächtigen des Landes mit Neid und Unwillen aufgenommen. Sein Unternehmen, Jerusalems Mauern zu bauen, ward theils durch offenbare Gewalt, theils durch die schrecklichsten Drohungen, daß er in Gefahr sey, die Gnade des Königs und selbst sein Leben zu verlieren, theils durch Spott, theils durch wirkliche Nachstellungen zu hintertreiben gesucht. Nehemia begegnete alle diesem mit Kälte und Festigkeit und ließ sich durch nichts von seinem Vorhaben abbringen. Bey alle diesen Unternehmungen begleitete ihn ein warmer Religions-

eifer

eifer und gab ihm Muth und Vertrauen dazu. Und eben diese religiöse Gesinnung athmen die Selbstbekenntnisse, welche er in diesem Buche von sich ablegt, und machen es dadurch um so würdiger, einer Reihe von Religionsbüchern angeschlossen zu werden. Einiges in demselben ist zwar wahrscheinlich nicht aus seinem Geiste geflossen und theils von ihm selbst aus den Berichten andrer darin aufgenommen, wie Michaelis von Cap. VII. 13 — Kap. X. glaubt, theils von einem fremden Fortsetzer hinzugefügt worden, wie Eichhorn von Kap. XII — XIII, 6. behauptet. Einiges wie Kap. XII, 10 — 12. und 22. ist offenbar später hinzugesetzt. Dessen ungeachtet ist das Buch unstreitig, der Hauptsache nach, aus Nehemias Feder geflossen, und die zweifelhaften Stellen sind von einer für uns minder wichtigen Beschaffenheit; auch enthalten sie deswegen nicht falsche Nachrichten, weil sie einen andern uns unbekannten Verfasser haben.

I. Nehemias Entschluß, seinem Vaterlande beyzustehen, durch Gebet gestärkt. Kap. I. II.

Eine Nachricht, welche Nehemias von dem unglücklichen Zustande seiner Brüder in Palästina durch einen Augenzeugen erhielt, machte seine ganze Liebe zu seinem Volke rege, versetzte ihn in die tiefste Betrübniß, und erzeugte in ihm den lebhaften Entschluß, ihm zu helfen. Diese Volksliebe ist als eine besondre moralische Neigung, welche viele edle Thaten erzeugt hat, vorzüglich merkwürdig. Sie hat sich wohl bey keinem Volke in dem Grade geäußert, wie bey den Juden und unter diesen zeichneten sich be-

sonders Moses und Nehemias durch dieselbe aus. Beyde waren in diesem Falle in ähnlichen Verhältnissen. Beyde waren an Höfen, deren Glanz und Vortheile sie genießen konnten, ohne sich um eine Anzahl unglücklicher Menschen zu bekümmern, die theils durch Verhältnisse, theils durch Entfernung ganz von ihnen getrennt und nur durch eine gemeinschaftliche Abstammung mit ihnen verbunden waren. Aber diese gemeinschaftliche Abstammung war auch für sie ein Grund zu einer so warmen Liebe für jene Unglücklichen, der sie die größten Vortheile aufopferten und um welcher willen sie die größten Beschwerlichkeiten übernahmen. Eine solche Volksliebe unterscheidet sich sehr zu ihrem Vortheil von der so sehr gerühmten Vaterlandsliebe der Griechen und Römer. Wenn ein Grieche oder Römer sein Vaterland liebte, so hatte er große Aufforderungen dazu, indem sein Vaterland ihn gezeugt und genährt und alle die Vortheile gesichert hatte, welche er als Mensch genoß; er konnte in ihm einen würdigen Gegenstand seiner Liebe erblicken, einen wohl eingerichteten Staat, der immer nach höherer Vollkommenheit strebte; er konnte hoffen, seine Vaterlandsliebe durch den blühenden Zustand seines Vaterlandes, dessen Vortheile auch auf ihn zurückwirken mußten, und durch die Achtung und Liebe seiner Mitbürger belohnt zu sehen. Aber was hatte ein Mann wie Moses oder Nehemias seinen unglücklichen Mitbrüdern zu danken? was konnte er an ihnen lieben? was von ihnen hoffen? Die Liebe zu ihrem Volke macht ihner also um desto mehr Ehre, je uneigennütziger sie war, und sie übertrafen

durch

durch ihre Aeußerungen unstreitig bey weitem jene gerühmten Helden der Vaterlandsliebe.

Eine solche Volksliebe ist eine Gesinnung, welche der Menschheit im hohen Grade Ehre macht, und welche die Moral daher sehr billigen und von ihr die schönsten Früchte erwarten muß. Aber man kann nicht von ihr sagen, daß sie durch sie geboten würde. Die Moral gebietet alle Menschen zu lieben und alles Gute, was wir können, in unserm Wirkungskreise zu verbreiten. Sie schreibt aber unsrer Menschenliebe keine besondere Richtung auf diejenigen Menschen vor, welche mit uns eine gleiche Abstammung haben. Sie fordert von uns keine Aufopferungen für sie, wenn wir ihnen nicht durch Dankbarkeit oder durch übernommene Verpflichtungen verbunden sind. Moses und Nehemia hätten sehr gute Menschen seyn können, ohne für ihre Volksgenossen das zu thun, was sie für sie thaten. — Hier scheint also die menschliche Natur gleichsam mit der Moral zu wetteifern, um Heldentugenden in den Menschen zu erzeugen, und den Menschen über sich selbst zu erheben. Ueberhaupt dürfte wohl die Natur und die Anlagen zur Sittlichkeit, welche in ihr liegen, in den mehresten Fällen das Beste thun, und die Schwäche des Raisonnements nicht nur unterstützen, sondern auch seine Mängel ergänzen müssen. Sie band jene großen edlen Menschen durch ein dunkles Gefühl an ihre unglücklichen Mitbrüder, sandte ihnen durch dasselbe einen Retter, dessen sie so sehr bedurften, und entzündete einen edlen Heldeneifer in dem Busen jener Männer, den Schlüsse und Demonstrationen nie würden hervorbringen können.

Ein so edler uneigennütziger Entschluß, wie ihn hier Nehemia faßte, der allen seinen übrigen Verhältnissen entgegen war, und ihm nicht den geringsten Lohn versprach, kann durch nichts anders als durch Religion unterstützt werden. Denn Religion hebt uns aus unsern gewöhnlichen Verhältnissen heraus in eine höhere Ordnung der Dinge, in welcher uns die größten irdischen Vortheile sehr unbedeutend erscheinen und nur dasjenige wichtig ist, was der höhern moralischen Ordnung der Dinge und dem Willen Gottes gemäß ist. Dies zeigte sich hier sehr deutlich bey Nehemia. Die Traurigkeit, welche er über den unglücklichen Zustand seiner Mitbrüder empfand, lößte sich in ein herzliches Gebet auf, in welchem er Gott um Beystand bey seiner edlen Entschließung anflehte. Das Gebet, dessen Worte er uns aufbehalten hat, ist ganz den Vorstellungen und Empfindungen angemessen, welche Nehemia in seiner damaligen Lage haben mußte, und also wahre Sprache des Herzens. Er erkannte Jehova für den über alles mächtigen Gott, der seine Gnade denen zugesichert hat, die ihn lieben und seine Gebote halten. Aber er wußte auch, daß sein Volk sich schwer gegen ihn versündigt hatte; er hielt das Unglück, welches dasselbe betroffen hatte, für eine Strafe seiner Sünden, und fleht daher vor allen Dingen um Vergebung derselben. Aber er kannte auch eine göttliche Verheißung, nach welcher Gott versprochen hatte, sich seines Volkes wieder anzunehmen, wenn es sich in seinem Unglücke zu ihm wendete und seine Sünden bereute. Auf dieses gründete er jetzt die Hoffnung der Erhörung seines Gebets.

Man

Man sieht hieraus, daß die Religion des Nehemias ganz historisch war, indem er alle seine Begriffe, Hoffnungen und Erwartungen von Gott aus der Geschichte der Verhältnisse seines Volks zu Gott und den ihm zugekommenen Offenbarungen schöpfte. Dessen ungeachtet war seine Religiosität sehr warm und herzlich, und wirkte die lebhaftesten Entschließungen in ihm. Dies zeigt, daß auch ein niederer Grad von Religionseinsicht sehr kräftige und vortheilhafte Wirkungen auf das Herz des Menschen äußern kann, und daß sich daher die Natur der Religion auf allen Stufen ihrer Ausbildung gleich ist, und es nur darauf ankömmt, daß die Kräfte, welche sie dem menschlichen Willen giebt, eine gute Richtung erhalten, um vortheilhafte Wirkungen hervorzubringen. Eine vernünftige und völlig aufgeklärte Religionseinsicht behält indessen allemal den Vorzug, daß bey ihr gar keine andere Richtung der Willensbestimmung durch Religion Statt findet, als eine solche, die auf moralisch gute Handlungen geht. Bey einer unvollkommnern können dagegen noch manche andere Richtungen Statt finden, die den Menschen bey aller seiner Religiosität für seine Nebenmenschen sehr verderblich machen können, wie wir z. B. kurz vorher an dem Beyspiele des Esra gesehen haben, der aus warmen und aufrichtigem aber irrigem Religionseifer so viele unschuldige Weiber und Kinder unglücklich machte, die er gewaltsam von ihren Gatten und Vätern trennte, welches Beyspiel auch Nehemias in der Folge nachahmte.

Als sich Nehemia nun durch Gebet gestärkt hatte, wagte er es, voll von seinem Entschlusse, vor dem Könige zu erscheinen, und sahe es unstreitig für einen göttlichen Wink an, als dieser selbst bemerkte, daß er etwas auf dem Herzen habe und ihn darum fragte. Als er dem Könige auf dessen Befehl sein Verlangen vortragen sollte, betete er wieder zu dem Gott des Himmels, und das Gebet gab ihm Muth, die Erlaubniß des Königs, seine Vaterstadt wieder aufbauen zu dürfen, sich zu erbitten, die er auch erhielt.

Man sieht hieraus, daß es kein unbedeutendes Unternehmen war, eine solche Bitte an den König zu wagen, da ein Mann, der täglich um ihn war, so viel Bedenken dabey hatte. Aber auch hierbey kam ihm seine Religiosität zu Hülfe. Wie glücklich machte ihn hier die Ueberzeugung, daß er zu einem ungleich höhern Herrn freyen Zutritt habe, als der große Monarch von Persien war, daß dieser sein Unternehmen mit Wohlgefallen ansehe und die Herzen aller irrdischen Könige in seiner Gewalt habe! Und wie sehr mußte dieser Glaube durch den glücklichen Erfolg seines Unternehmens gestärkt werden!

II. Nehemias Verhalten gegen seine Feinde, und seine Beurtheilungsgründe falscher Offenbarungen als Kriterien aller Offenbarung. K. III. 33. bis IV. und K. VI.

Nehemias Unternehmen fand in dem Lande selbst, zu dessen Besten es abzweckte, heftige Widersacher. Die

Vor-

Vornehmsten des Landes, welches größtentheils Ausländer waren und denen daran gelegen war, daß die Juden unterm Druck erhalten würden, suchten es auf alle Weise zu hintertreiben. Viele vornehmere und reichere Juden selbst mochten es nicht ganz gern sehen, daß Nehemias ihre geringern Brüder ihnen gleich stellte, besonders da er ihrer Habsucht, die sie bisher durch Wucher zu befriedigen gesucht hatten, Schranken setzte. Selbst unter den Priestern und Propheten fanden sich solche, die sich von den Feinden ihres Volks dazu brauchen ließen, ihm Hindernisse in den Weg zu legen, und zu versuchen, ob sie ihn von seinem Vorhaben abschrecken könnten.

Die Mittel, deren man sich gegen ihn bediente, waren nicht unbedeutend. Als man sahe, daß er sich durch Spott von seinem Unternehmen nicht abbringen ließ, drohte man ihm, seine Arbeiter an der Mauer von Jerusalem mit Gewalt anzugreifen und zu vertreiben. Man drohte, ihn am persischen Hofe zu verläumden, daß er Jerusalem wieder aufbaue und befestige, um sich zum unabhängigen Könige des Landes zu machen. Man drohte, ihn selbst meuchelmörderisch zu ermorden. Man griff ihn endlich selbst von Seiten seiner Religiosität an, und bestach Propheten, die ihm im Namen Jehovens Unglück weissagen mußten. Alle diesem setzte er eine wahrhaft männliche Standhaftigkeit und Festigkeit entgegen. Er bewaffnete seine Arbeiter und sicherte sie durch eine Bedeckung, die gegen jeden Angriff bereit war. Er beantwortete die Drohungen kaltblütig, welche man ihm zu Ohren

brachte, und benahm dadurch seinen Gegnern den Muth, sie auszuführen. Er ließ sich selbst durch falsche Weissagungen nicht in Furcht setzen, indem er seine Vernunft, nach welcher er sein Unternehmen als gottgefällig betrachten mußte, zu Beurtheilung der fälschlich vorgegebenen Autorität brauchte, unter welcher ihm die vorgeblichen Weissagungen mitgetheilt wurden. Als ihm ein Prophet rieth, um sich vor Meuchelmördern zu sichern, in den Tempel zu flüchten, und ihm diese Warnung mittheilte, als ob er sie durch höhere Eingebung erhalten habe, so urtheilte er sogleich nach dem Grundsatze: daß Gott nichts befehlen könne, was Unrecht sey und was er zuvor selbst verboten habe. Nun fand er es höchst unrecht und niederträchtig zu fliehen, und diejenigen zu verlassen, die er zum Bau von Jerusalem verleitet und dadurch der Rachsucht ihrer Feinde ausgesetzt hatte. Er urtheilt also sogleich, daß Gott ihm so etwas nicht gebieten könne. Auch wußte er, daß es einem Laien verboten war, in das Heiligthum des Tempels zu gehen, und schloß daher, daß Gott ihm nicht könne einen solchen Rath ertheilen lassen, der seinen eignen Geboten zuwider wäre. Er erklärte also Schemaja's Weissagung ohne Bedenken für falsch.

Man sieht hieraus, daß dieser Mann durch seinen schlichten Menschenverstand die Kennzeichen einer wahren Offenbarung zu finden gewußt hat, welche man in unsern Zeiten mit vielem Aufwande von Philosophie und Gelehrsamkeit aufgestellt

hat,

hat, und daß diese Kennzeichen schon in einem der am geringsten geachteten Bücher des Alten Testaments, nemlich Nehem. VI, 10 — 12., angedeutet werden. Die Stelle, welche um dieser Ursachen willen höchst merkwürdig ist, ist folgende:

»Ich gieng hierauf in das Haus Schemaja des Sohns Delaja, des Sohns Mehetabel, der sich eingeschlossen hatte: er sagte, laß uns beyde in das Heilige im Hause Gottes gehen, und die Thüren des Heiligen verschließen, denn es kommen welche, dich zu tödten, und in dieser Nacht werden sie kommen, dich zu tödten. Ich antwortete: soll ein Mann, wie ich bin, fliehen? und kann einer meines gleichen in das Heilige gehen und beym Leben bleiben? ich will nicht hinein gehen! — Ich erkannte gleich, daß Gott ihn nicht gesandt, sondern Tobia und Sanbellat gedungen hatten, dies von mir zu weissagen. Gedungen war er, mich durch Furcht zu verleiten, daß ich dies thäte und eine Sünde begienge, die mir zur übeln Nachrede gereichte, daß sie mich verlästern könnten.«

Es erhellt nicht aus dem Anfange dieser Stelle, daß es eine Weissagung und also eine erhaltene Offen-

barung war, welche Schemaja dem Nehemia mittheilte, aber nach den Worten: „Ich erkannte gleich, daß Gott ihn nicht gesandt, sondern Tobia und Sanballat gedungen hatten, dies von mir zu weissagen,“ ist es außer Zweifel, daß es eine Weissagung seyn sollte. Die Kennzeichen, nach welchen sie Nehemias als falsch erkannte, waren: weil sie

1. etwas gebot, das Unrecht und Unmoralisch war, feige Flucht, Verlassung des als Beruf übernommenen Posten, und Treulosigkeit gegen Freunde und Verbündete;

2. weil sie andern als göttlich erkannten Offenbarungen widersprach, indem sie Nehemia in den Tempel zu fliehen gebot, in welchen Gott ehedem andern, außer den Priestern, zu gehen verboten hatte.

Dies sind im Grunde ganz dieselben Kriterien der Offenbarung, welche in den mannigfaltigen seit einigen Jahren erschienenen Kritiken der Offenbarung bald unter dieser, bald unter jener Form aufgestellt worden sind, und von denen das Endresultat ist: daß eine Offenbarung durchaus nichts unmoralisches enthalten darf, alles moralische und uns über unsre Pflichten belehrende aber als Mittheilung des göttlichen Willens, und mithin als Offenbarung angesehen werden kann.

Außer

Außer demjenigen, was Nehemias that, um sich gegen die Angriffe seiner Feinde zu sichern, finden wir keine Spur, daß er etwas gegen sie unternommen hätte. Aus den Bitten zu Gott III, 36. 37. und VI, 14. daß er das Böse strafen möge, welches sie ihm und seinem Volke zugefügt hätten, scheint vielmehr zu erhellen, daß er seine Rache Gott anheim stellte. Man hat ihn oft deswegen getadelt, daß er Gott um Rache gegen seine Feinde anfleht. Wenn dies der Ausdruck eines rachsüchtigen Gemüths ist, welches selbst zu schwach ist, sich zu rächen, und daher seinem Feinde dadurch zu schaden glaubt, daß es gegen ihn betet, so heißt dies auch unstreitig das Gebet ganz gegen seine Bestimmung mißbrauchen. Bey Nehemia scheint dieses indessen nicht ganz der Fall gewesen zu seyn. Er scheint nicht so schwach gewesen zu seyn, sich zu rächen, da er seine Feinde durch seine Gegenanstalten so in Furcht setzen konnte, daß sie nicht wagten, ihn anzugreifen, da er ihre Drohungen so tief verachten und gleichgültig behandeln konnte, und da er nach Vollendung seines Unternehmens an den königlichen Hof zurückkehrte, wo es ihm nicht an Mitteln fehlen konnte, seinen Feinden zu schaden. Sein Gebet scheint indessen zu beweisen, daß er sich aller dieser Mittel nicht bediente, sondern daß er im Vertrauen auf Gott, als dem Richter alles Bösen, sich aller Rache enthalten habe. So wäre für ihn dies Gebet gegen seine Feinde mehr ein Mittel gewesen, sich in der Gesinnung zu stärken, nach welcher er sich nicht selbst an ihnen rächen wollte, als daß er

dadurch rachsüchtige Gesinnungen in sich belebt hätte.

Indessen ist ein solches Gebet doch niemals nachzuahmen. Denn kein Mensch kennt sich selbst genug, um zu unterscheiden, ob ihn Rachsucht oder Anheimstellung der Rache in den göttlichen Willen dabey belebe. Es ist auch ganz überflüssig, weil Gott alles Böse ohne unsre Erinnerung kennt und straft, und wir gerathen dadurch leicht in Gefahr, die Ehrfurcht gegen Gott zu verletzen und seine strafende Gerechtigkeit für eine Dienerin unsrer Leidenschaften anzusehen. Wir wollen daher lieber das Unrecht, welches uns zugefügt wird, ganz vergessen und nichts als Gutes von Gott für uns und andre Menschen erbitten!

III. Nehemias edle Uneigennützigkeit. K. V.

Es war bey Nehemias nicht, wie vielleicht bey Esra, bloßer Religionseifer, welcher seine Unternehmungen zum Besten seines Volks beseelte, es war zugleich und vielleicht am meisten Menschenliebe, und seine Religiosität diente blos dazu, diese zu lenken und zu unterstützen. Daß es keine allgemeine Menschenliebe war, daß sein Wohlwollen sein Volk zum vorzüglichen Gegenstande hatte, darf uns nicht befremden und zu Herabsetzung dieser edlen Gesinnung des Nehemias veranlassen. Es konnte vielmehr nach dem Geiste seines Zeitalters und den in demselben herrschenden Grundsätzen nicht anders seyn. In jeder

edeln

edeln Seele liegt ein großer Fond von allgemeiner Menschenliebe, die ihrer Natur nach den Menschen überhaupt zum Gegenstande hat, und sich nicht auf diesen oder jenen besonders beschränkt. Wenn aber der, welchen die Natur so zum Menschenfreunde bildete, in die Welt tritt, so scheint es, als ob es ihm an einem Grunde fehlte, seine Menschenliebe an gewissen Menschen wohlthätig zu äußern. Die Angelegenheiten andrer scheinen ihm zu wenig anzugehen, als daß er sich auch in der besten Absicht in sie mischen dürfe. Wenn er daher nicht den moralischen Grundsatz kennt, daß es Pflicht sey, alle Menschen zu lieben und ihnen wohl zu thun, weil sie Menschen sind, so wird er entweder jenen edeln Trieb ganz unbefriedigt lassen, oder er wird ihn ausschließend auf diejenigen Menschen richten, mit welchen er in näherer Verbindung steht, und denen er nach den Meinungen seiner Zeitgenossen Dienste zu leisten schuldig ist, es mögen nun Mitbürger, Volksgenossen, Freunde, Verwandte oder auf irgend eine andre Art mit ihm Verbundene seyn. Dies war der Fall des Nehemias. In seinem Zeitalter wußte man noch nichts von allgemeiner Menschenliebe. Noch kurz vorher, ehe die Menschen durch große Monarchien in größern Massen in eine gewisse Ordnung und Verbindung gebracht wurden, herrschte vielmehr ein fast allgemeiner, sich bis beynahe auf Individuen erstreckender Menschenhaß, ein bellum omnium contra omnes. Jeder, der eines Platzes bedurfte, sah den andern, welcher einen hatte, für seinen Feind an, und glaubte ein volles Recht dazu zu

haben,

haben, ihn davon zu vertreiben, wenn er es könnte. Alle Verbindlichkeiten wurden auf gemachte Verträge gegründet, und nur denen, mit welchen man Verträge gemacht hatte, glaubte man Verbindlichkeiten schuldig zu seyn. Die ersten Verbindungen waren Familienverbindungen, aus welchen zuweilen Völker entsprangen. Daher wurde es allgemein herrschender Grundsatz, daß jeder Mensch vor allen andern seiner Familie oder seinem Volke, Pflichten der Liebe und Wohlthätigkeit schuldig sey, und Vaterlandsliebe und Volksliebe wurden für die einzigen Arten einer vernünftigen Menschenliebe angesehen. Wer den Grundsatz gehabt hätte, alle Menschen zu lieben, wäre für einen Thoren, wo nicht für einen Bösewicht von denjenigen gehalten worden, die auf seine Liebe ausschließend Anspruch machen zu dürfen glaubten.

Wenn diese Aeußerungen der Menschenfreundschaft und Liebe denen, welche unter uns Statt finden, an Extension nachstanden, so giengen sie ihnen oft an Intension weit vor, und die alten Völker haben so viele Beyspiele von bewundernswürdiger Volks- und Vaterlandsliebe aufzuweisen, denen wir nur wenige von allgemeiner Menschenliebe entgegenzustellen haben.

Wir haben schon oben gezeigt, daß Nehemias eines der vorzüglichsten darunter aufstellte. Das fünfte Kapitel enthält besonders Beweise von

der

der Uneigennützigkeit, mit welcher sein Betragen gegen sein Volk begleitet war, woraus man sieht, daß er nicht die geringsten Vortheile für sich selbst von demjenigen zu ziehen hoffte, was er für dieses Volk that. Er nahm die ansehnlichen Einkünfte nicht, welche er als Statthalter des Landes von dem Volke hätte ziehen können. Dessen ungeachtet lebte er mit einem großen und wohlthätigen Aufwande, in dem er täglich eine offne Tafel hielt, an welcher hundert und funfzig Personen von seinem Volke, ohne die Fremden, speißten. Man sieht daraus, daß er ein mehr als fürstliches Vermögen gehabt haben muß, besonders da er gewiß noch außerdem sehr viel auf den Bau von Jerusalem verwandte.

Dabey wußte er aber auch seine Uneigennützigkeit andern einzuflößen und zum Gesetz zu machen. Der große Haufe seines Volks war durch den Wucher einiger wenigen unterdrückt und fast in Sklaverey gestürzt worden. Die Reichen hatten hierbey gegen das Gesetz Mosis gehandelt, nach welchem es den Israeliten verboten war, von ihren Volksgenossen Zinsen zu nehmen, und hohe Zinsen genommen, durch welche die Armen sehr gedrückt wurden. Dem hieraus entstandenen Elende machte Nehemias dadurch ein Ende, daß er die Reichen halb mit Gewalt, und halb durch Vorstellungen nöthigte, den Armen alle ihre Forderungen zu erlassen. Dies Verfahren war freylich sehr peremtorisch und vernichtete gewiß auch manche sehr gerechte Schuldforderungen. Allein die Lage der Sachen

chen machte es nothwendig, und die meisten Reichen konnten es für eine gerechte Strafe wegen des Wuchers ansehen, den sie gegen die Gesetze Mosis unter ihrem Volke getrieben hatten.

Man sieht übrigens daraus, daß Nehemia unter seinem Volke auf kein Ansehn der Person achtete, daß ihm der Arme so viel galt, wie der Reiche, und daß er, da die Armen die größte Zahl seiner Volksbrüder ausmachten, vorzüglich auf ihr Wohl bedacht seyn zu müssen glaubte.

Bey Erzählungen von vorzüglichen Verdiensten, welche sich Nehemia um sein Volk erworben hatte, pflegt er dies kurze Gebet einzuschieben: „Sey mir dessen mein Gott im Besten eingedenk!“ Z. B. K. V, 19. XIII. 14. 22. 31. Man hat ihm dieses als Ruhmräthigkeit ausgelegt. Ganz ist er wohl nicht davon frey zu sprechen. Aber sehr gern unterschreibe ich was Niemeyer dabey sagt: „Wenn jeder Mensch in seinem Kreise so wirksam werden wollte, unter der Bedingung, am Ende etwas mehr davon sprechen zu dürfen, als die strenge Bescheidenheit gut heißt — ich dächte, wir giengen die Capitulation ein?“

Eine solche Eitelkeit ist ohnehin mehr ein Fehler gegen die Klugheit als gegen die Sittlichkeit.

IV. Jüdische Meinungen von der göttlichen Gerechtigkeit und ihrer Verwaltung. K. IX.

Dies Kapitel gehört zwar unter diejenigen, von welchen Michaelis aus wichtigen Gründen glaubt, daß es Nehemias nicht selbst verfaßt, sondern aus frühern Nachrichten genommen habe, welches von Kap. VII. außer Zweifel ist, da wir es mit geringen Abweichungen im Buche Esra finden, und eben so wenig von Kap. VIII, 1 — 12. geläugnet werden kann, da sich diese Stelle im apokryphischen Buche Esra findet, aber auch von diesem und dem zehnten Kapitel sehr wahrscheinlich ist, da es mit jenem genau zusammenhängt und Begebenheiten enthält, bey welchen Esra thätig war. Esra kann aber nach Michaelis Meinung zu Nehemias Zeiten, der fünf und dreyßig Jahr nach ihm nach Palästina kam, nicht leicht mehr gelebt haben, wenigstens konnte er nicht mehr im Stande seyn, dem Volke das Gesetzbuch vorzulesen. Auch würde er dieses seiner Pflicht gemäß, da er nach Palästina gieng um das Volk im Gesetze zu unterrichten, unstreitig früher gethan haben.

Mag indessen der große Bußtag, von welchem dies Kapitel Nachricht giebt, gefeyert worden seyn, wenn er will, so enthält es für uns nichts anders als eine feyerliche Bestätigung derjenigen Meinungen, welche die Juden von der göttlichen Gerechtigkeit und ihrem Verfahren bey Bestrafung der menschlichen Vergehungen hatten, von denen wir schon oft

gesprochen haben. Es finden sich hier ganz dieselben unvollkommnen Grundsätze, welche durch das ganze A. T. herrschen. Es ist blos von religiösen Vergehungen, vom Abfall von der Religion und vom Gesetz die Rede, und die Unglücksfälle des israelitischen Volks werden als Strafen dieser Vergehungen betrachtet. Es wird anerkannt, daß alle diese Strafen gerecht seyn. Man sieht hieraus, daß auf eine sonderbare Weise bey dieser Vorstellungsart der ganze Stamm der Israeliten von seinem ersten Ursprunge an als eine moralische Person betrachtet wird. Daher betrachten die Juden die Wohlthaten, welche ihren Vätern wiederfahren waren, als solche, für welche sie Gott noch zu danken hätten, ungeachtet sie von den meisten nichts mehr zu genießen hatten. Dagegen sehen sie ebenfalls die Sünden, welche ihre Väter begangen hatten, für ihre eignen an, und hielten es für vollkommen gerecht, daß sie dafür bestraft würden. So ungerecht kann der Mensch gegen sich selbst seyn, wenn ihn Vorurtheile blenden!

Die Entschließungen, welche an diesem Bußtage gefaßt wurden, betrafen die Beobachtung des mosaischen Gesetzes und die Abschaffung derjenigen Mißbräuche, welche Nehemia in der Folge nach Kap. XIII. mit so vielem Eifer betrieb, die Vernachlässigung des Sabbaths und die Vermischung mit fremden Weibern. Nehemia bewies dabey eben die Strenge, welche Esra gezeigt hatte und von der wir oben gesprochen haben. Er

gieng

gieng so weit, daß er die Personen, welche sich in diesem Stücke vergangen hatten, persönlich mißhandelte, XIII, 25., welches freylich seiner Würde ganz entgegen zu seyn scheint, aber doch mehr den Sitten seiner Zeit als den unsrigen angemessen war und mit nichts anderm als einem irrigen aber dabey gut gemeinten Religionseifer entschuldigt werden kann; übrigens aber eben so sehr, wie bey Esra, die nachtheiligen Folgen unvollkommener Religionsbegriffe zeigt.

Allgemeine Bemerkungen über die Bücher Esra und Nehemia.

Es herrscht in diesen beyden Büchern einerley Geist und Gesinnung gegen die Religion, und sie wurden fast unter gleichen Umständen geschrieben, daher sie leicht unter einerley Gesichtspunkt zu bringen sind.

Neue Ideen, die Religion betreffend, sind in ihnen nicht zu erwarten. Sie sind blos der Nachhall der Stimme früherer Zeiten. Dessen ungeachtet haben wir Nehem. VI, 10—12. eine merkwürdige Stelle gefunden, welche vom Selbstdenken zeugt und darum sehr wichtig ist, weil sie die in unsern Zeiten so sorgfältig aufgesuchten Kriterien der Offenbarung andeutet. Auch das Edikt des Cyrus Esra, I, 2—4., ist als eine von jüdi-

schen Meinungen unabhängige Aeußerung der Religionsbegriffe eines der größten Männer, welche Asien gehabt hat, merkwürdig. Jehova wird darin als der höchste Gott des Himmels und aller Reiche der Erde erkannt und doch auch zugestanden, daß er als Nationalgott der Juden betrachtet werden könne.

Gleich zu Anfange haben wir bemerkt, daß diese Bücher zeigen, welche Wirksamkeit eine unterdrückte Religion auf die Gemüther der Menschen äußert? Der Druck bewirkt zunächst Aufmerksamkeit auf sie selbst und ihren Werth, und dadurch Herabsetzung der gewöhnlichen Lebensverhältnisse unter die höhern Verhältnisse, in welche die Religion ihre Bekenner setzt, woraus die größten Aufopferungen für sie entstehen. Hieraus ergiebt sich eine feste Anhänglichkeit an die Religion, die sich auch durch sorgfältiges Festhalten derjenigen Formen äußert, welche man zuerst mit ihren Begriffen verband, und daher ihrer Vervollkommnung sehr entgegen ist, und nicht selten in religiöse Pedanterey ausartet, von der wir bey Esra III. die ersten Spuren bey den Juden bemerkt haben. Der lebhaft erregte Sektengeist der Bekenner einer solchen Religion wird in heftige Erbitterung gegen Menschen von andern Partheyen ausarten. Bey den Juden zeigte er sich, durch den unter ihnen herrschenden Partikularismus veranlaßt, zuerst als Religionsneid, da sie andre an ihrer Religion, die sie blos für ihren Stamm bestimmt glaubten, keinen Theil nehmen lassen woll-

ten,

ten; Esra IV. Dieser gieng so weit, daß ihre sonst sehr edeln Anführer, Esra und Nehemia, auf eine grausame Art die Juden nöthigten, ihre von fremden Völkern genommenen Weiber und die mit ihnen erzeugten Kinder zu verstoßen, Esra IX. und X. Nehem. XIII. 25 flgd. Bey solchen Gesinnungen konnte Nehemia ein rachsüchtiges Gebet gegen die Feinde seiner religiösen Unternehmungen freylich auf keine Weise anstößig finden, Nehem. III, 36. 37. VI, 14.

Ein Beweis von der Aufrichtigkeit von Esras und Nehemias Religionseifer war aber dabey, daß sie eben so viel für ihre Religion selbst als gegen die Feinde derselben thaten. Nehemias opferte ihr eine glückliche und glänzende, Esra wenigstens eine ruhige Lage auf, und beyde übernahmen die größten Beschwerlichkeiten und Gefahren für sie. Esra setzte sich und seine Begleiter großen Gefahren aus, um der Ehre seiner Religion nichts zu vergeben. Esra VIII, 21—23. Er zeigte dabey viel Vertrauen auf Gott, suchte sich aber seinen Schutz durch Fasten zu erwerben, welches überhaupt in jenem Zeitalter als eine besondre Art des Gottesdienstes betrachtet ward.

Der vorzüglichste Beweis von der Religiosität derjenigen, welche nicht unmittelbar an der Wiederherstellung des Gottesdienstes Theil nahmen, war Freygebigkeit gegen Tempel und Gottesdienst.

Bey Menschen, deren Handlungen so ganz durch Religiosität bestimmt werden, wie die der Verfasser und Hauptpersonen dieser Bücher, lassen sich nicht leicht eigentliche und unabhängige moralische Grundsätze vermuthen. Doch zeigte besonders Nehemias, daß er ein edles für Moralität gestimmtes Herz hatte. Denn ihn leitete nicht blos Religiosität, sondern auch eine sehr warme Liebe zu seinem Volke, welches eine besondere Aeußerung einer natürlichen Anlage zur Menschenliebe ist. Er handelte mit der edelsten Uneigennützigkeit für seine Freunde, und überschritt auch nicht gegen seine Feinde das Ziel der Selbstvertheidigung. Seine Rache überließ er Gott. Gegen den Wucher redete und handelte er mit großer Lebhaftigkeit, Nehem. V. Nicht ganz ohne Grund haben ihm die Stellen V, 19. XIII, 14. 22. 31. die Beschuldigung der Ruhmräthigkeit zugezogen.

Das

Das

Buch Esther.

Das Buch Esther ist das erste, für dessen Recht an eine Reihe ehrwürdiger Religionsbücher sich anzuschließen ich keinen hinlänglichen aus seinem Inhalte entlehnten Grund anzuführen weiß. Denn von Gott und der Religion kommt in der hebräischen Ausgabe desselben kein Wort vor, so daß wir, wenn uns die wichtigsten in demselben handelnden Personen nicht als Juden bezeichnet würden, vermuthen könnten, sie hätten gar keine Religion, eine Vermuthung, der ihre Handlungen wenigstens nicht widersprechen würden.

Man hat dies Buch als ein Denkmal einer außerordentlichen Leitung der Vorsehung betrachtet, die ein unschuldiges Volk, welches durch Bosheit und Tyranney ins Verderben gestürzt wurde, auf eine unerwartete Weise zu retten wußte. So kann es allerdings, aber so kann auch jedes historische Buch betrachtet werden; es wird daher dadurch, daß es zu einer solchen Betrachtung Veranlassung geben kann, nicht zum Religionsbuche gestempelt. Jener Gedanke an die Vorsehung wird vielmehr bey diesem Buche mehr erschwert, als bey irgend einem andern. Denn die Vorsehung bediente sich bey der darin erzählten Begebenheit sehr unmoralischer Personen zu Erreichung ihrer Absichten, die für sich selbst nicht sowohl die Plane der Vorsehung,

als ihre eignen zu befördern suchten. Bey solchen Umständen muß man aber schon einen starken Glauben an die Vorsehung haben, um ihre nach vollkommnen heiligen Gesetzen eingerichtete Wirksamkeit unter einer so unmoralischen Hülle zu erkennen. Glaube an die Vorsehung läßt sich daher aus einem Buche, wie dieses, gewiß nicht schöpfen, wohl aber daran prüfen.

Wer das sogenannte Volk Gottes als einen wichtigen Gegenstand der Religion betrachtet, und glaubt, daß alles, was dieses Volk betrifft, auch die Religion angehe, der wird in diesem Buche freylich auch Nahrung für seinen religiösen Partikularismus finden. Wer dagegen das Irrige dieses Partikularismus kennt, der wird ihn vorzüglich in diesem Buche in seiner Blöße dargestellt sehen. Denn es empört unstreitig eben so sehr das natürliche Gefühl des Rechts, ein einzelnes Volk in einem großen Reiche über alle andre Völker durch Hofkabale erhoben, als eben dadurch unterdrückt und zum Untergange bestimmt zu sehen. Es wird sich daher niemand, der aufgeklärte Religionsbegriffe hat, überzeugen können, daß die Vorsehung die Begebenheiten, welche in diesem Buche erzählt werden, blos deswegen so wunderbar geleitet habe, um dieses Volk zu begünstigen, sondern er wird glauben, daß der Grund der unerwarteten Erhebung dieses Volk in dem allgemeinen Plane, welchen die Vorsehung für das Wohl der ganzen Menschheit entworfen hat, liege.

Daß die Juden dies Buch für ein Religionsbuch hielten, daß sie es, ungeachtet es im N. T.

nicht erwähnt wird, wahrscheinlich zu den Zeiten Christi mit zu der Sammlung ihrer heiligen Bücher zählten, daß Maimonides davon sagte: „Alle übrigen heiligen Bücher werden in den Tagen des Messias vertilgt werden, außer dem Buche Esther, welches nebst dem Pentateuch und dem mündlichen Gesetze bestehen und nie vergehen wird,“ darf uns nicht befremden. Denn es gründete sich auf dieses Buch ein Fest, welches dem spätern jüdischen Nationalcharakter sehr angemessen war, ein Fest, das ihrem Stolze und ihrem Neide gegen andre Völker, die sich über sie erheben, und ihrer Rachsucht gegen ihre Unterdrücker schmeichelte. Feste und Ceremonien wurden ohnehin von den Juden oft für die wichtigsten Gegenstände der Religion angesehen, daher sie ein Buch, welches allein unter allen übrigen Büchern, gleich den Büchern Mosis, ein Fest verordnete, von ihnen sehr leicht denselben gleich geschätzt werden konnte. Wir können indessen das Fest Purim nicht für ein religiöses Fest anerkennen, und wenn man es auch dafür gelten lassen wollte, weil man allerdings religiöse Gedanken dabey haben konnte, so hat doch nur dasjenige aus der jüdischen Religion Interesse für uns, was entweder eine Darstellung allgemeiner religiöser Ideen ist, oder mit der christlichen Religion besonders zusammenhängt. Dies findet aber bey dem Feste Purim und der Veranlassung desselben nicht Statt.

Sollte man indessen auch dies Buch Esther nicht für ein Religionsbuch halten können, so ist es doch in mancher andern Hinsicht merkwürdig. Unsern Geschichtforschern ist es ein großer Anstoß, indem es

ihnen

ihnen die Unzulänglichkeit ihrer Quellen bey der Geschichte eines so wichtigen Reichs, wie das persische ist, aufdeckt, aus denen sie es weder zu bestätigen und zu erläutern, noch zu widerlegen und für erdichtet zu erklären im Stande sind. Man hat sich daher viel Mühe gegeben, auf alle Weise innere Widersprüche in demselben zu entdecken. Aber diese lassen sich theils aus dem Wege räumen, theils zugestehen, ohne daß dadurch die Glaubwürdigkeit der Hauptsache umgestoßen wird, für welche das noch bestehende Fest Purim ein zu redender Beweis ist, *) als daß man sie ganz abläugnen könnte.

Der Inhalt des Buchs ist eine Hofgeschichte, die, wenn sie erdichtet wäre, wohl eher für eine Satyre auf alle Höfe, und besonders auf die morgenländischen, als für eine moralische und erbauliche Dichtung angesehen werden könnte. Sie stellt uns die am persischen Hofe, besonders unter den schwächern Regenten desselben, deren Verstand unter der Last der Hoheit erlag, herrschenden Sitten mit aller ihrer Naivetät, welche den hebräischen Geschichtschreibern eigen ist, dar. Es ist die Geschichte einer Hofkabale, durch welche die jüdische Nation zur herr-

*) M. s. die Zweifel gegen dies Buch, so wie sie von Oeder, Semler und Michaelis erregt worden sind, der Reihe nach aufgeführt, und mit glücklichem Scharfsinn widerlegt in Eichhorns Einleitung ins A. T. Thl. II. S. 581—607. §. 509. und 510.; auch in Hezels Bibel in der Einleitung zu diesem Buche.

herrschenden im persischen Reiche erhoben ward. Eine wichtige Katastrophe, die diesem Volke unfehlbar den Neid aller andern Völker zuziehen mußte, und deren Ursachen daher gewiß nicht auf die ehrenvollste Art erzählt wurden, da sie ohnehin von einer sehr zweydeutigen Beschaffenheit waren! Eine Favoritin hatte durch ihre Gewalt über den schwachen Monarchen den bisherigen ersten Minister zu stürzen und einen ihrer Verwandten an seine Stelle zu setzen gewußt. Jener war ein Feind der Nation gewesen, zu welcher dieser gehörte, und hatte sie gewaltsam zu unterdrükken gesucht; dieser gab ihr die Freyheit, sich auf eine völlig gesetzlose und grausame Art an ihren Feinden zu rächen. Man stelle sich vor, wie verschieden dieses Faktum zum Vortheile der einen oder der andern Parthey erzählt werden konnte! wie nachtheilig es besonders für die jüdische Nation vorgetragen werden konnte!

Es scheint daher, daß irgend ein Jude dieses Buch verfaßt habe, um die jüdische Nation bey diesem wichtigen Vorfalle zu rechtfertigen und ihn auf eine für dieselbe vortheilhafte Art darzustellen. Der gestürzte Vezier mußte als ein heilloser Tyrann und Bösewicht, der an seine Stelle getretene, als ein Mann, der derselben schon durch seine vorhergehenden Verdienste um den König würdig war, die schlaue Favoritin als eine unschuldige Schöne, die den König bloß durch Darstellung der gerechten Sache ihres Volks für dasselbe einzunehmen und gegen seinen Günstling in gerechten Zorn zu setzen gewußt hatte, die Mord-

thaten

thaten der zügellosen Juden als eine gerechte Rache dargestellt werden.

Es war eine doppelte Ausgabe einer solchen Vertheidigungsschrift nöthig, eine für die übrigen Nationen des persischen Reichs und eine für die in den angrenzenden Ländern zerstreuten Juden; aus der erstern mußte alles entfernt werden, was sich auf die Religion bezog und den heidnischen Völkern anstößig seyn und Anlaß zum Spott geben konnte, die andre mußte die darin vorkommenden jüdischen Personen so religiös als möglich darstellen und überhaupt die ganze Begebenheit, der Gewohnheit der Juden gemäß, zur Sache der Religion machen. Beyde haben wir noch. Die erste hat sich im hebräischen Original erhalten, und ist dasjenige Buch Esther, welches man der Gewohnheit nach unter die kanonischen zu rechnen pflegt. Die andre haben wir griechisch. Sie enthält außer dem, was in dem hebräischen Buche Esther steht, viele Zusätze, die sämmtlich so eingerichtet sind, daß ihre Bestimmung, das Buch dem frömmelnden Geschmacke der Juden angenehm zu machen, und die Helden desselben nach ihren religiösen Grundsätzen zu rechtfertigen, nicht zu verkennen ist. Wenn eine von beyden ein Religionsbuch seyn sollte, so hätte sich allemal das unter die Apokryphen verwiesene griechische Buch Esther eher dazu qualifizirt, als das hebräische. Freylich aber wäre es ein Buch voll von einer gemißbrauchten und entstellten Religion gewesen, aus dem indessen der philosophische Forscher immer noch manches für allgemeine Religionskenntniß lernen kann. Um der Schwa-

chen

chen willen aber ist es besser, daß wir die Ausgabe, welche gar nichts von Religion enthält, in unserm Kanon haben, als wenn wir diejenige hätten, welche mit heuchlerischen und im höchsten Grade partikularistischen Religionsgrundsätzen erfüllt ist.

Wir wollen hier auf beyde Ausgaben Rücksicht nehmen und unsre Bemerkungen in der Ordnung machen, wie Michaelis in seiner Uebersetzung dieses Buchs die griechischen Zusätze dem aus dem Hebräischen übersetzten beygefügt hat. So werden wir Gelegenheit finden, die religiösen Vorstellungsarten zu bemerken, nach welchen der Geschichtschreiber die Handlungen der Personen zu entwickeln gewußt hat, und also doch etwas für Religionskenntniß daraus schöpfen. Diese Zusätze sind ohnehin dieselben, welche Luther unter den Apokryphen unter dem Namen Stück in Esther übersetzt hat. Für die Moral wird uns dieses Buch, das voll von lebhafter Handlung ist, ohnehin manche Bemerkung sammeln lassen.

Das griechische Buch Esther beginnt und endigt mit einem Traum, welcher dem Mardachai die ganze Begebenheit voraus verkündigt haben sollte und der seine vollständige Deutung in derselben fand. Daher wird der Traum für göttlich ausgegeben. Dies zeigt die alte jüdische Vorstellungsart, nach welcher Träume, die einigen Zusammenhang hatten, für vorbedeutend und göttlich gehalten wurden, und die wir besonders in der Geschichte Josephs bemerkt haben. Viele dieser Träume, und gewiß auch dieser, mögen wohl eher von den Geschichtschreibern, als von den Personen geträumt worden seyn, denen sie beygelegt wer-

werden. Die orientalischen Geschichtschreiber suchen durch solche Träume, so wie die Griechen und Römer durch eingewebte selbstverfertigte Reden, ihrer Geschichte ein pragmatisches Ansehen zu geben.

Dann folgt eine kurze Nachricht von einer durch Mardachai entdeckten Verschwörung gegen das Leben des Königs, durch deren Entdeckung er sich sehr verdient machte. Sein Verdienst ward in ein Buch eingetragen, und wäre vergessen worden, wenn der König nicht zu rechter Zeit eine schlaflose Nacht gehabt hätte, wie wir weiter sehen werden.

Das unsinnige hundert und sieben und achtzigtägige Gastmahl (mit welchem das hebräische Buch Kap. I. anfängt,) des Königs soll uns zu keiner Deklamation gegen den Luxus und die Unmäßigkeit der Höfe verführen. Wir wollen blos die Vorzüge unsrer Zeiten und unsrer gemäßigten Verfassungen dadurch schätzen lernen, nach welchen nichts an unsern Höfen vorfallen kann, das diesen Ausschweifungen des unsinnigsten Despotismus nur von weitem gleich kommt. Von den unzählbaren schrecklichen Folgen, die eine solche Schwelgerey des Hofes und der Großen, bey welcher alle Regierungspflichten vernachlässigt werden mußten, gehabt haben mag, erzählt dieses Buch nur eine, die aber in der That schauderhaft genug ist. Denn der Mord, welcher den Juden an fünf und siebzig tausend ihrer Mitunterthanen zu begehen erlaubt ward, war im Grunde eine mittelbare Folge davon. Die nächste Folge war die Verstoßung einer Königin, die sich ihrer Würde gemäß betrug, und ein alberner Befehl

fehl des Königs, der seiner Würde ganz unangemessen war. Das Betragen der Königin Vasthi, da sie nicht vor den trunknen Satrapen erscheinen wollte, wird von den ältern Auslegern meistentheils für Stolz ausgelegt, von den neuern aber gebilligt. Wir müssen den letztern beystimmen, wenn wir auch nicht auf die persischen Sitten *), oder auf das, was unter uns für anständig gehalten wird, Rücksicht nehmen; sondern nur auf die Rechte der Weiber als Menschen, und auf die Pflichten, welche sie ihrem Geschlechte schuldig sind, sehen. Vasthi handelte als ein Weib, das sich ihrer Menschenwürde bewußt ist und nicht zum Spiel der unvernünftigen Willkühr eines Mannes dienen will, und behauptete dadurch die Rechte ihres Geschlechts, die demselben, als der Hälfte des Menschengeschlechts, zukommen, ihm aber nur zu oft geraubt worden sind. Die trunknen Satrapen scheinen dieses gefühlt zu haben. Sie betrachteten das Betragen der Königin als eine Reklamation der Rechte des Weibes, die ihm von Natur zukommen, im Oriente aber gewaltsam unterdrückt waren.

---

*) Bey den Persern durften die Weiber von niemanden außer ihrer Wohnung gesehen werden. Plutarch sagt im Themistokles: Οὐ μόνον τὰς γαμετὰς ἀλλὰ καὶ τὰς ἀργυρωνήτους καὶ παλλακευομένας ἰσχυρῶς παραφυλάττουσι, ὡς ὑπὸ μηδενὸς ὁρᾶσθαι τῶν ἐκτὸς, ἀλλ' οἰκοι μὲν διαιτᾶσθαι κεκλεισμένας· ἓν δε ταῖς ὁδοιπορίαις, ὑπὸ σκηνῆς κύκλῳ περιπεφραγμένας ἐπὶ τῶν ἁρμάμαξων ὀχεῖσθαι.

waren. Despoten setzen überall die Gewalt den Gründen der Vernunft und des Rechts entgegen, ja sie suchen so viel als möglich zu verhindern, daß niemand diese Gründe geltend mache. Die Satrapen eilten also dem zuvor zu kommen, was ihre Weiber hätten thun können, wenn das Betragen der Königin sie auf ihre natürlichen Rechte aufmerksam gemacht hätte. In so fern war das in der Trunkenheit gegebene Edikt, daß jede Frau ihrem Manne gehorchen solle, keinesweges inconsequent. Es ist aber darum merkwürdig, weil der männliche Despotismus durch diese so große Maaßregel, die an sich gar nicht nöthig gewesen zu seyn scheint, wider seinen Willen anerkannte, daß die Weiber allerdings Rechte hätten und sie wohl geltend machen könnten, daß man also, so viel als möglich, darauf bedacht seyn müsse, sie hieran zu verhindern. Die ganze Erzählung ist also ein Denkmal der orientalischen Geringschätzung des weiblichen Geschlechts, zugleich aber auch ein Beweis, daß die Weiber ihr Recht und die Männer ihr Unrecht dabey fühlten.

Noch einen stärkern Beweis, mit welcher despotischen Willkühr man im persischen Reiche, so wie überhaupt im Oriente, die Rechte des weiblichen Geschlechts mit Füßen zu treten pflegte, enthält das zweyte Kapitel, welches das Verfahren des Königs von Persien bey der Wahl einer Gattin beschreibt. Er ließ die schönsten Mädchen seines Reichs in seinen Harem nehmen, brachte mit jeder eine Nacht zu, und wählte die, welche ihm am besten gefiel, zur Königin, die andern mußten ihr Leben, das sie glücklich,

und

und in der Mittheilung des schönsten Glücks als Gattinnen und Mütter hätten zubringen können, in einer traurigen Einsamkeit ganz ihrer natürlichen Bestimmung zuwider verseufzen! Welch ein Unglück für sie, daß sie die Natur schön gebildet, daß sie sie vorzüglich zu Erreichung ihrer Bestimmung begabt hatte!

Das Verfahren des Königs Ahasverosch bey der Wahl einer Gattin ist also nichts weniger als musterhaft. Es ist vielmehr das abscheulichste, das sich denken läßt, und welches nur da Statt finden kann, wo die ungerechten Männer das schwächere Geschlecht als einen bloßen Gegenstand der Befriedigung ihrer Begierden betrachten, und ihnen alle Rechte rauben, die ihnen Gott, die Vernunft und die Natur zuspricht. Wie weit ist einem solchen Verfahren nicht diejenige Art der Ehe, welche unsre Sitten allein für rechtmäßig erkennen, die Monogamie vorzuziehen? Bey ihr allein werden die Menschenrechte des Weibes respektirt, und ihre Vernunft und Empfindung bey einer so wichtigen Verbindung, wie die eheliche ist, gehört.

Eine natürliche Folge einer solchen Geringschätzung des weiblichen Geschlechts und der Unterdrückung der Rechte desselben, ist Verachtung aller Menschenrechte überhaupt und der härteste Despotismus der Mächtigen. Denn Tyrannen, welche fähig sind, die Rechte eines Geschlechts, gegen welches uns die Natur so sehr zur Großmuth auffordert, mit Füßen zu treten, werden noch weit weniger die Rechte andrer sie weniger interessirender Menschen achten,

und Menschen, die nicht in einem so ehrwürdigen Verhältniß, wie allein bey der Monogamie Statt findet, mit einer geliebten und geachteten Gattin stehen, sondern nur verächtliche Sklavinnen zu Befriedigung ihrer Begierden brauchen, werden sich selbst für sehr wenig achtungswürdig halten und daher weit leichter zugeben, daß Despoten alle Achtung ihrer Menschenrechte gegen sie und ihres Gleichen aus den Augen setzen, und also selbst verächtliche Sklaven werden.

Das zeizte sich auch am Hofe zu Susa. Mit eben dem Leichtsinn und der Kaltblütigkeit, mit welchen wir im ersten und zweyten Kapitel dieser Geschichte die Rechte des weiblichen Geschlechts unterdrückt sehen, finden wir im dritten ein ganzes Volk von seinem Despoten zum Untergange verdammt. Sein erster Günstling handelt mit ihm darüber, und verspricht, ansehnliche Schätze aus den Gütern der zu ermordenden in seinen Schatz zu bringen. Es wird der Mordbefehl gegeben und in der Residenz angeschlagen, der König und Haman setzen sich nieder zu trinken und lassen die Stadt in der größten Bestürzung. Es braucht kein Wort hinzugesetzt zu werden, die Abscheulichkeit einer solchen Tyranney darzustellen. Die Sache spricht für sich selbst.

Als die Ursache einer so unmenschlichen Unternehmung Hamans wird in diesem Buche angegeben, daß ein Jude, Mardachai, es unterlassen habe, dem Vezier ein im Morgenlande sehr gewöhnliches Compliment zu machen, dergleichen schon Abraham weit unwichtigern Personen gemacht

hatte,

hatte, und das überhaupt oft in der Bibel vorkommt. Darüber soll er so erbittert worden seyn, daß er beschlossen habe, sich nicht blos persönlich an ihm zu rächen, sondern sein ganzes Geschlecht zu vertilgen. Von Seiten Hamans würde dieses unglaublich seyn, wenn nicht Mardachai etwa schon durch eine andre Veranlassung ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und seiner Eifersucht gewesen wäre, denn sonst würde er Mardachais Unhöflichkeit wohl nicht einmal bemerkt haben. Man setze indessen auch den größten Haß gegen Mardachai und die gegründetsten Ursachen desselben voraus, so zeugt es doch von der unsinnigsten Immoralität, daß Haman dadurch zu dem entsetzlichsten Entschluß bewogen werden konnte, sein ganzes Volk auszurotten. Ein solcher Entschluß konnte nur in Zeiten, in welchen alle Menschlichkeit verschwunden war, in der Brust eines Menschen emporkeimen, und scheint mir fast das non plus ultra der Gewissenlosigkeit zu seyn, welches die Geschichte aufzuweisen vermag.

Von Seiten Mardachais ist es ein Beweis einer unvernünftigen Starrköpfigkeit und einer kleinlichen Rachsucht zugleich, daß er den Minister durch Verweigerung einer gewöhnlichen Ehrfurchtsbezeugung zu kränken suchte. Das griechische Buch Esther legt ihm zwar hier religiöse Bewegungsgründe unter, indem er geglaubt habe, Niemanden als Gott die Ehre der Anbetung erzeigen zu dürfen. Allein wir wissen, daß diese Bedenklichkeit nie zuvor bey den Juden Statt gefunden hat, indem dieses Niederwerfen vor Jemand auf der Erde in der Bibel

mehrmals von Personen geschieht, die bey ihnen in dem größten Ansehn standen. Dagegen ist es bekannt, daß es eine Grille des Stolzes der Griechen gegen die Barbaren war, sich vor ihnen nicht niederwerfen zu wollen, die sie oft am persischen Hofe zeigten. Jener Vorwand der Religiosität mag daher wohl ein späterer Zusatz seyn, den der griechische Erweiterer der hebräischen Erzählung zu derselben hinzufügte, um Mardachais gekränkten Neid und beleidigten Stolz, welcher ohne Zweifel die Hauptursache der Unterlassung war, nicht blos zu stellen.

Vom vierten und fünften Kapitel beginnt die Erzählung der Hofkabale, durch welche Mardachai vermittelst der Favoritin, Esther, seinen stolzen Feind zu stürzen, sich an seine Stelle zu erheben, sein Volk zu retten und es an seinen Feinden zu rächen wußte. Den Anfang des Unternehmens kann man nicht mißbilligen, so wie er hier erzählt wird. Esther und ihr Oheim erscheinen dabey als Patrioten. Die erstere besonders, welche, ohne sich um das Schicksal ihres gedrückten Volks zu bekümmern, das Glück einer Königin hätte genießen können, zeigt eine sehr edle Volksliebe, da sie für ihr Volk ihr Leben wagt.

Mit diesen moralischen Triebfedern, welche in der hebräischen Erzählung angegeben sind, ist indessen der griechische Erzähler noch nicht zufrieden, sondern er glaubt religiöse unterlegen zu müssen, die er durch zwey Gebete, welche er dem Mardachai und der Esther in den Mund legt, zu erkennen giebt. Mardachais Gebet enthält nach ganz gewöhn-

gewöhnlichen jüdischen Begriffen eine Bitte an Gott, sich um Abrahams willen des jüdischen Volkes, welches sein Erbtheil und sein Eigenthum genennt wird, anzunehmen. Das Gebet der Esther zeigt diesen Partikularismus noch in stärkern Aeußerungen. Es zeigt die äußerste Verachtung der Nichtisraeliten. „Du weißt Herr, heißt es darin, daß ich die Herrlichkeit der Heiden hasse, und das Ehebette der Unbeschnittenen, und jeden Fremden verabscheue. Du weißt meine Noth, und daß dies Zeichen des Stolzes, das ich auf meinem Haupte tragen muß, wenn ich öffentlich erscheine, mir ein Ekel ist, ich verabscheue es, wie ein verunreinigtes Gewand, und trage es nie, wenn ich für mich in der Stille bin.“ Welch ein ungeheurer Nationalstolz, der einer Jüdin Worte in den Mund legt, nach welchen sie sich dadurch für herabgewürdigt hält, daß sie die Gattin des größten Monarchen der Erde ist, weil er kein Jude ist!

Diese Hofkabale unterscheidet sich indessen von der gewöhnlichen auch sehr dadurch, daß die Gegner dabey mit einer Offenheit gegen ihre Widersacher zu Werke gehen, die sonst an Höfen nicht leicht zu finden ist. An Komplimenten lassen es sonst diejenigen nicht fehlen, welche ihre Gegner an Höfen stürzen wollen. Hier entsteht die ganze Intrigue durch ein verweigertes Kompliment. — Mardachai bringt die Königin nicht insgeheim zu dem Entschluß, ihr Volk zu retten. Er thut es auf eine Art, welche die

ganze

ganze Stadt in Allarm setzen mußte. Haman wird zwar etwas durch die verstellte Gnade der Königin getäuscht, scheint aber doch auch so wenig von ihr gefürchtet zu haben, daß man glauben sollte, er habe nicht einmal gewußt, daß sie eine Jüdin sey, welches ihm doch nicht verborgen seyn konnte. Denn er faßt unmittelbar darauf, da er von ihrer Tafel kommt, den Entschluß, ihren nächsten Verwandten hängen zu lassen. Hier ist also manches unerklärlich. Entweder fehlen uns manche Nachrichten, die die Sache mehr ins Licht setzen würden, oder eine solche Liebe, wie die Königin zu ihrem Volke zeigt, war unter den Völkern, welche unter der persischen Herrschaft standen, so ungewöhnlich, daß sie Haman bey Esther gar nicht erwartete. Es scheint auch, als ob Mardachai sie nur als ein gekauftes Mädchen an den Hof geliefert habe, weil sie verbergen mußte, daß sie eine Jüdin war.

Die Anekdote Kap. VI., nach welcher Haman eben dem Mardachai, den er für den Galgen bestimmt hatte, die Ehre erzeigen mußte, welche er sich selbst zugedacht hatte, sieht einem Theatercoup oder einem Kunstgriff des Erzählers sehr ähnlich. Die Neigung, welche Ahasverosch dabey zeigte, seinen Retter zu belohnen, beweist, daß er doch nicht für alle moralische Gefühle verdorben und mehr ein einfältiger als boshafter Tyrann war. Wer er eigentlich war, wage ich nach so manchen Versuchen der größten Geschichtforscher, die sich widersprechen, nicht zu bestimmen. Doch spricht die Parallele, welche Eichhorn zwischen Ahasverosch und Xerxes gezogen hat, sehr für diesen.

sen. Esther erweckt lebhaftes Interesse, da sie mit ihrer Bitte vor den König tritt, ungeachtet sie sich der Gefahr zu sterben aussetzt. Auch freuet man sich sehr über den glücklichen Erfolg ihres Unternehmens, und man würde dem Reiche Glück wünschen, welches dadurch eine Königin, wie sie, und einen Premierminister, wie Mardachai, erhalten hätte, wenn sie nicht in der Folge ihre Gewalt eben so gemißbraucht hätten, wie Haman es gethan hatte. Es war ihnen nicht genug, daß sie die Ermordung der Juden hintertrieben, sie verschaften den Juden die Macht, ihre Feinde zu ermorden, und gaben zu, daß sie fünf und siebzig tausend Unterthanen des Königs umbrachten, weil sie sie für ihre Feinde hielten. Dies war nun freylich zum Theil eine Folge einer unvernünftigen Gewohnheit, die im persischen Reiche herrschte, nach welcher kein königlicher Befehl widerrufen werden durfte, und also der vorhergehende Befehl zur Ermordung der Juden nicht widerrufen, sondern nur vereitelt werden konnte. Dies hätte aber wohl auf eine andere Art geschehen können, als dadurch, daß den Juden erlaubt ward, ihre Feinde zu morden. Dies heißt so viel, als die Unterthanen des Königs in zwey Partheyen spalten und jeder den Befehl geben, die andere zu ermorden. — Ganz abscheulich erscheint Esther, da sie mit einem Bluttage noch nicht zufrieden ist, sondern noch einen von dem Könige, bey dem sich doch einige Empfindung über das vergoßne Blut seiner Unterthanen zu regen scheint, verlangt!

Es macht den Juden wenig Ehre, daß sie immer noch zum Andenken einer

That, die der Menschheit die größte Schande macht, ein Fest feyern! Es ist Pflicht des Menschenfreundes, ihnen die Gesinnungen nicht mehr zuzutrauen, welche sie im Buche Esther charakterisiren, aber es wäre auch ihre Pflicht, diese Gesinnungen sowohl, als jeden Schein derselben immer mehr zu vertilgen!

Gedruckt mit Saalbachschen Schriften.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Berger, Johann Gottfried Immanuel,

Praktische Einleitung ins Alte Testament

Bd.: 2

Leipzig 1800

Exeg. 99-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10409972-2
VD18 90190378